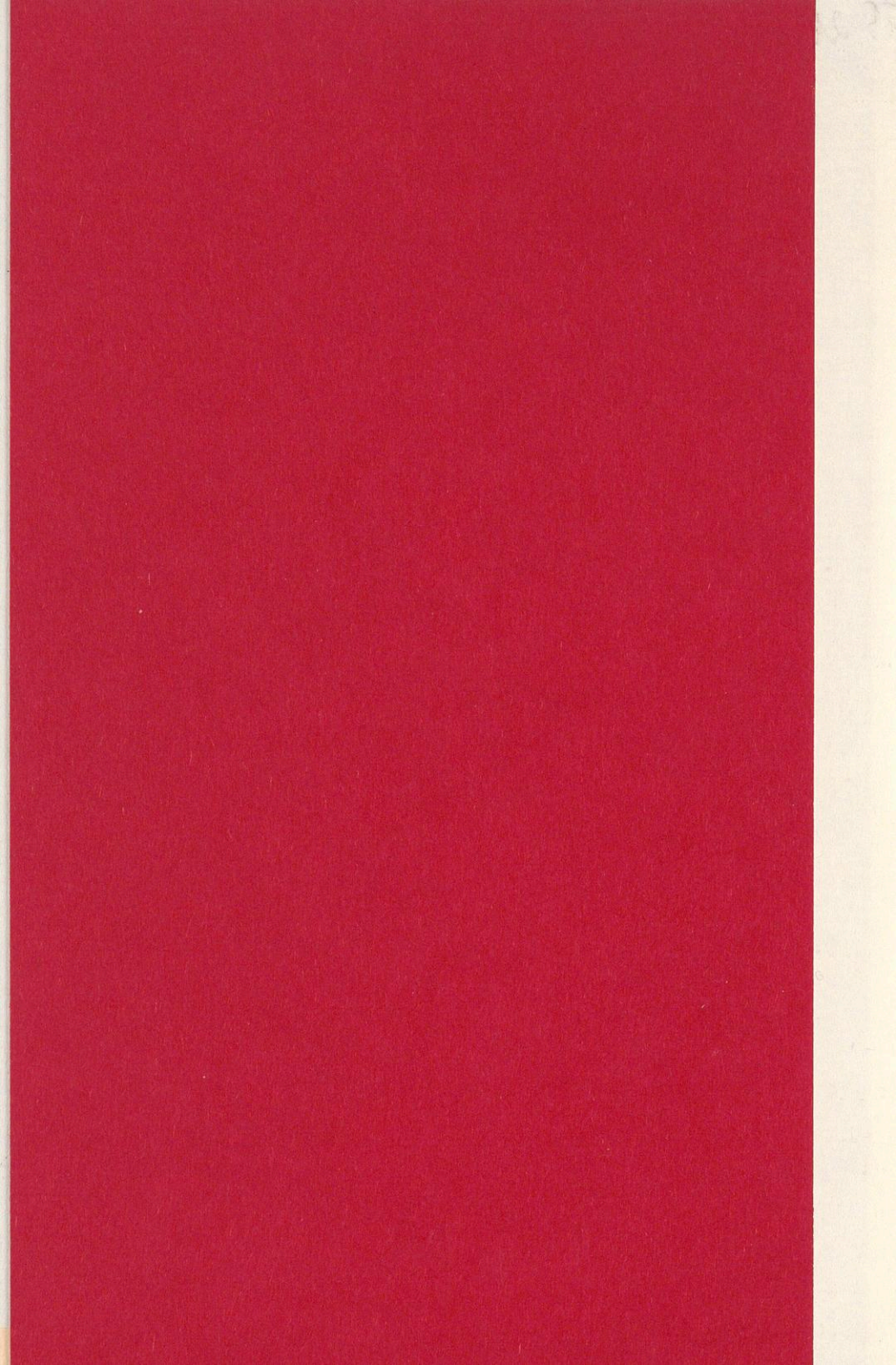


Jahrbuch
für Westfälische Kirchengeschichte

Band 80

1987



25 26.75

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Jahrbuch
für Westfälische Kirchengeschichte

Band 70

Herausgegeben

von

Ernst Rehwinkel

1957

Koehn-Verlag F. Klinker in Leipzig/West

Inhalt

Glockenwacke

Ernst Nöke zum 80. Geburtstag

Nachruf

Johannes Beermann 1.11. März 1887

Beiträge

Anna Theresie Grubowicz

Das Karmeliterkloster Leichterbeck bei Noll und seine ökologische
Kultur

Friedrich Wilhelm Sack

Kirchenbau im
im Vest Datteln

Kurt Woll

Methodische Anregungen zum gegenwärtigen Stand der Kir-
chenmusikwissenschaft - Der Ort der Kirchenmusik

Für alle Arbeiten sind nach Form und Inhalt die Verfassenden verantwortlich.
Die Verantwortlichen sind:

Der Landesverband der Kirchenmusikvereine Westfalen-Lippe
gibt die Zeitschrift heraus. Die Redaktion ist im Landesverband
angeschlossen. Von anderen Interessierten durch den Landesverband
bestimmt.

Verantwortlich: M. Böhmer

1987

„Immer Führung mit der Kirche“
Gebäude des Landesverbandes Kirchenmusik Westfalen
und des Landesverbandes Westfalen-Lippe

Jahrbuch

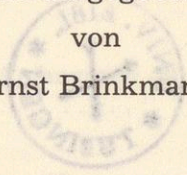
für Westfälische Kirchengeschichte

Band 80

Herausgegeben

von

Ernst Brinkmann



1987

Komm.-Verlag F. Klinker in Lengerich/Westf.

GN 4561-80

Jahrbuch
für Westfälische Kirchengeschichte

Band 80



Für alle Arbeiten sind nach Form und Inhalt die Verfasser selbst verantwortlich.

Das Jahrbuch kann von Mitgliedern des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte durch dessen Geschäftsstelle in Münster, An der Apostelkirche 1-3, bezogen werden, von anderen Interessenten durch den Buchhandel.

1987

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Evangelischen Kirche von Westfalen und des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung und Vervielfältigung, vorbehalten.

Druck: Lengericher Handelsdruckerei, 4540 Lengerich/Westf.

Gh 4261-80

Inhalt

Glückwunsch

Ernst Nolte zum 80. Geburtstag	11
--------------------------------	----

Nachruf

Johannes Bauermann † 11. März 1987	13
------------------------------------	----

Beiträge

Anna-Therese Grabkowsky

Das Karmeliterkloster Leuchterhof bei Marl und seine Säkularisierung	17
--	----

Friedrich Wilhelm Bauks

Kirchlicher Aufbau in der Anfangszeit der evangelischen Kirche im Vest Recklinghausen	27
---	----

Kurt Meier

Methodische Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand der Kirchenkampfforschung – Der Ertrag des Barmenjahres	45
---	----

Reinhard Gädeke

Theodor Noa, der erste evangelische Jugendpfarrer von Hagen – ein Opfer der Rassengesetze des „Dritten Reiches“	69
---	----

Wilfried M. Heidemann

„...immer Fühlung mit allen Teilen der Kirche“ – Der münstersche Theologieprofessor Otto A. Piper auf dem Weg in die Emigration 1933–1938	105
---	-----

Friedrich Wilhelm Bauks

Der westfälische DC-Bischof Bruno Adler	153
---	-----

Ernst Brinkmann	
Heinrich Kleinemeyer – Pfarrer und Bürgermeister zu Schwerte	161
Pierre Joffroy	
Kurt Gerstein	189
Jochen-Christoph Kaiser	
Die Arbeitsgemeinschaft der diakonischen und missionarischen Werke und Verbände 1934/35	197
Jochen-Christoph Kaiser	
„Politische Diakonie“ zwischen 1918 und 1941: Der Rechenschaftsbericht Horst Schirmachers über seinen „Dienst in der Inneren Mission der Deutschen Evangelischen Kirche“	207
Bernd Hey	
Die Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft: ein Solidarisierungsversuch ehemaliger Deutscher Christen	229
 Rezensionen	
Hans Jürgen Brandt und Karl Hengst (Hrsg.), Die Busdorfkirche St. Petrus und Andreas in Paderborn 1036–1986, Zur Geschichte von Kirche, Stift und Pfarrgemeinde bei der Feier des 950jährigen Jubiläums, Paderborn 1986 (Friedrich Wilhelm Bauks)	241
Hans Jürgen Brandt und Karl Hengst (Hrsg.), FELIX PADERAE CIVITAS, Der heilige Liborius 836–1986, Festschrift zur 1150jährigen Feier der Reliquienübertragung des Patrons von Dom, Stadt und Erzbistum Paderborn (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Band 24), Paderborn 1986 (Friedrich Wilhelm Bauks)	242
Hans Jürgen Brandt und Karl Hengst, Die Weihbischöfe in Paderborn, Paderborn 1986 (Friedrich Wilhelm Bauks)	242
Kleve-Märkische Regierung, Landessachen, Findbuch, bearbeitet von Jürgen Kloosterhuis, 2 Bände (Veröffentlichungen der Staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen, Reihe F, Findbücher Nr. 1), Münster 1985 (Friedrich Wilhelm Bauks)	243

750 Jahre Altstädter Nicolaigemeinde Bielefeld, Kirche mitten in der Stadt, herausgegeben vom Presbyterium, Bielefeld 1986 (Friedrich Wilhelm Bauks)	244
Friedensgruppe der Altstädter Nicolaigemeinde (Hrsg.), Evangelische Kirche im Nationalsozialismus am Beispiel Bielefeld, Bielefeld 1986 (Friedrich Wilhelm Bauks)	244
E. Nierhaus, Festschrift zum 125jährigen Bestehen der Evangelischen Kirchengemeinde Ahlen, Ahlen 1986 (Friedrich Wilhelm Bauks)	245
Jochen-Christoph Kaiser, Frauen in der Kirche, Evangelische Frauenverbände im Spannungsfeld von Kirche und Gesellschaft 1890–1945, Herausgegeben von Annette Kuhn (Geschichtsdidaktik/Studien, Materialien, Band 27), Düsseldorf 1986 (Friedrich Wilhelm Bauks)	246
Hans Steinberg (Hrsg.), Gerhard Thümmel – 40 Jahre kirchlicher Verwaltung (1925–1965), dargestellt an der Arbeit im Dienst der evangelischen Kirche (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 7), Bielefeld 1987 (Friedrich Wilhelm Bauks)	246
Westfälische Lebensbilder, Im Auftrage der Historischen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde herausgegeben von Wilhelm Steffens und Karl Zuhorn, Band VI., Münster 1957/Westfälische Lebensbilder, Im Auftrage der Historischen Kommission Westfalens herausgegeben von Wilhelm Steffens und Karl Zuhorn, Band VII, Münster 1959; Band VIII, Münster 1959; Band IX, Münster 1962/Westfälische Lebensbilder, Im Auftrage der Historischen Kommission Westfalens herausgegeben von Robert Stupperich, Band X, Münster 1970; Band XI, Münster 1975/Westfälische Lebensbilder, Im Auftrage der Historischen Kommission für Westfalen herausgegeben von Robert Stupperich, Band XII, Münster 1979 (Ernst Brinkmann)	247
Meinolf Mückshoff, Predigt und Prediger auf der Cathedra Paulina, Eine Studie zum Predigtwesen im Dom zu Münster (Westfalia Sacra, Quellen und Forschungen zur Kirchengeschichte Westfalens, Band 8), Münster 1985 (Walter Gröne)	254

Michael Pavlicic, Elisabeth von Kanne, Josef Leiwen, Hausinschriften an Fachwerkhäusern im Kirchspiel Neuhaus, Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte, Volks- und Familienkunde eines alten kirchlichen Verwaltungsbezirks (anlässlich des 950jährigen Ortsjubiläums der Gemeinde Schloß Neuhaus und des Thunhofes in der Gemeinde Sande herausgegeben vom Heimatverein Schloß Neuhaus 1909 e. V.), Paderborn 1986 (Walter Gröne)	255
Gerhard Besier/Gerhard Ringshausen (Hrsg.), Bekenntnis, Widerstand, Martyrium, Von Barmen 1934 bis Plötzensee 1944, Göttingen 1986 (Bernd Hey)	256
Bertram Haller, Der Buchdruck Münsters 1485 bis 1583, Eine Bibliographie, Münster 1986 (Wilhelm Kohl)	258
Alois Schröer, Die Kirche in Westfalen im Zeichen der Erneuerung (1555–1648), Erster Band; Die Katholische Reform in den geistlichen Landesherrschaften, Münster 1986 (Wilhelm Kohl) . .	258
650 Jahre Kirchengemeinde Steinhagen, Festschrift, Steinhagen 1984 (Oskar Kühn)	261
Klaus Breuer, Die Westfälische Provinzialkirche im Zeitalter von Liberalismus und Kulturkampf 1861 bis 1879 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 5), Bielefeld 1984 (Oskar Kühn)	262
Adelhard Gerke OSB, Die Benediktinerabtei Corvey, Das Heiligtum Westfalens und ganz Sachsens, Die wiederentdeckte karolingische Gesamtbaukonzeption, Paderborn 1985 (Peter Maser) . .	265
H. Walberg (Hrsg.), G. Klose und A. Willer (Bearb.), Die Schriften Johann Westermanns 1524/1525, Mit einem Geleitwort von R. Stupperich (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Lippstadt, Band 4), Lippstadt 1985 (Wilhelm H. Neuser) . . .	267
Hans Nordsiek, Glaube und Politik, Beiträge zur Geschichte der Reformation im Fürstbistum Minden (Mindener Beiträge 22), Minden 1985 (Wilhelm H. Neuser)	268
Heinz-Dieter Heimann, Von Soest – Aus Westfalen, Wege und Wirkung abgewanderter Westfalen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Paderborn 1986 (Willy Timm)	269

Berichte

Jahrestagung 1986 in Recklinghausen (Dietrich Kluge) 271

Arbeitstagung „Kirchenkampf in Westfalen“ vom 24. bis 26. Oktober 1986 in Iserlohn (Dirk Bockermann) 274

Die Mitarbeiter

Kirchenverwaltungsdirektor Friedrich Wilhelm Bauks, Mecklenbeker Straße 133, 4400 Münster

cand. phil. Dirk Bockermann, Auf dem Gelling 45, 5800 Hagen 7

Landeskirchenrat Dr. theol. h. c. (H) Ernst Brinkmann, Altstädter Kirchplatz 5, 4800 Bielefeld 1

Pfarrer i. R. Reinhard Gädeke, Lilienthalstraße 3, 5802 Wetter 2

Wissenschaftliche Referentin Dr. phil. Anna-Therese Grabkowsky, Warendorfer Straße 24, 4400 Münster

Pfarrer Walter Gröne, Bahnhofstraße 10, 4406 Drensteinfurt

Pfarrer Wilfried M. Heidemann, Kaiserstuhlstraße 19, 1000 Berlin 38

Landeskirchenoberarchivrat Privatdozent Dr. phil. Bernd Hey, Altstädter Kirchplatz 5

Schriftsteller Piere Joffroy, 48 bis Rue Custin, F-75018 Paris

Privatdozent Dr. phil. Jochen-Christoph Kaiser, Spiekerhof 62, 4408 Dülmen

Richter am Landgericht Dietrich Kluge, Paul-Engelhardt-Weg 26, 4400 Münster-Gremmendorf

Leitender Staatsarchivdirektor i. R. Professor Dr. phil. Wilhelm Kohl, Uferstraße 12, 4400 Münster-Angelmodde

Landeskirchenrat i. R. Professor Dr. jur. Oskar Kühn, Hägerweg 13f., 4800 Bielefeld 1

Wissenschaftlicher Angestellter Dr. theol. Peter Maser, von-Siemens-Straße 3b, 4404 Telgte

Professor Dr. theol. Kurt Meier, Wilhelm-Florin-Straße 4, DDR-7022 Leipzig

Professor Dr. theol. Wilhelm H. Neuser, Lehmbruck 17, 4401 Ostbevern

Professor D. Dr. phil. habil. Robert Stupperich, Möllmannsweg 12, 4400 Münster

Stadtarchivar Willy Timm, Frankfurter Straße 4, 4750 Unna

Ernst Nolte zum 80. Geburtstag

Ltd. Regierungsschuldirektor a. D. Dr. phil. Ernst Nolte in Unna vollendete am 30. März 1987 sein 80. Lebensjahr. Der Verein für Westfälische Kirchengeschichte, dem er seit fast 40 Jahren angehört und dem er, die längste Zeit als Vorstandsmitglied und Schriftführer, wertvolle Dienste leistete, spricht ihm aus diesem Anlaß herzlichen Dank für alle Treue, Mühe und Beratung aus.

Dr. Nolte, gebürtiger Lüneburger und seiner niedersächsischen Heimat eng verbunden, hat nach dem Besuch des berühmten Lüneburger Johanneum sich dem Geschichtsstudium und der evangelischen Theologie gewidmet. Dieser Weg stand für ihn lange fest. Wie es in den zwanziger Jahren fast üblich war, legte er ein Ostsemester in Königsberg ein, wo er mit Professor Hans Rothfels und dem Hamannforscher Fritz Blanke in Berührung kam. Blanke empfahl ihn ins Theologische Studienhaus Johanneum in Berlin, das um 1927 unter der Leitung von Professor Lietzmann stand. Berlin war damals eine Arbeitsuniversität, zugleich Hochburg der Historiker, wo Marks und Meinecke wetteiferten und die begabtesten jüngeren Kräfte sich sammelten. Ernst Nolte hat sich dort tüchtig umgetan, ehe er an die Heimatuniversität Göttingen ging, wo er sich an Professor Arnold Oskar Meyer anschloß, bei dem er seine Dissertation über Kloster Lüne bei Lüneburg schrieb und 1932 promoviert wurde. Die Beschäftigung mit den Quellen hatte seinen Blick geschärft. Im Mittelalter wie in der Neuzeit war er bald zu Hause.

In der Schule wie auch als Dozent an einer Pädagogischen Hochschule wirkte der engagierte Geschichtslehrer, der Sinn für geschichtliche Erkenntnis bei jungen Menschen zu wecken wußte. In Unna, wo er nach dem Kriege im Schuldienst stand, wußte er neben seiner pädagogischen Wirksamkeit historische Arbeitskreise anzuregen, den Vortragsdienst einzurichten, vor allem aber eigene Studien zur Geschichte und zur Kunstgeschichte der Grafschaft Mark zu treiben, um in kurzer Zeit grundlegende Werke vorzulegen. Für seine westfälische Wahlheimat hat er in ununterbrochener Arbeit Entscheidendes geleistet und ist als einer der besten Kenner des Raums um den Hellweg anerkannt worden.

Wie es bei vielen Historikern der Fall ist, war auch für Dr. Nolte die nähere Umwelt und die märkische Familienkunde Anlaß zu speziellen Untersuchungen. Diesem Bereich entstammen seine Arbeiten über den Prediger und Sänger von Unna Philipp Nicolai, aber ebenso auch über den aus Velmede stammenden Minister Ernst von Bodelschwingh. Erst recht gehören in diesen Bereich seine zahlreichen Beiträge im Handbuch der Historischen Stätten (Dehio).

Über den zahlreichen historischen und kunsthistorischen Leistungen dürfen die organisatorischen nicht unerwähnt bleiben. Ob im Schulkollegium, ob im Westfälischen Heimatbund, im Vorstand des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte oder des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark, von weiteren wissenschaftlichen Gesellschaften zu schweigen, hat Dr. Nolte immer für Anregungen gesorgt und die Gestaltung der Arbeit mit fruchtbaren, inhaltlich gut fundierten und durchdachten Gedanken begleitet. Gerastet hat er nie; das zeigt noch in den letzten Jahren der Lehrauftrag für Musikgeschichte.

Wir wünschen dem Jubilar für die kommenden Jahre Kraft und Gesundheit und Segen für sein weiteres Wirken mit dem Wort der Verheißung: „Um den Abend wird es licht sein“ (Sach 14,7).

Robert Stupperich

Johannes Bauermann

† 11. März 1987

Der am 24. Juni 1900 in Görlitz geborene, aber aus einer in der Magdeburger Gegend und der Altmark ansässigen Familie stammende Gelehrte erwarb nach dem Schulbesuch in seiner Vaterstadt das wissenschaftliche Rüstzeug des Historikers und Philologen auf den Universitäten Breslau und Leipzig. Nach der bereits 1921 erfolgten Promotion zum Dr. phil. und dem Staatsexamen für das höhere Lehramt trat er in den Vorbereitungsdienst für den höheren Archivdienst am Geheimen Staatsarchiv in Berlin ein. Schon damals fand sein scharfer und kritischer Verstand Anerkennung bei seinen Lehrern. So wurde er nach dem 2. Staatsexamen unverzüglich an das Preußische Staatsarchiv Münster abgeordnet. Hier nahm er sofort eine rege schriftstellerische Tätigkeit auf. Es bedeutete für den jungen Wissenschaftler eine hohe Auszeichnung, daß ihn die Redaktion von „Religion in Geschichte und Gegenwart“ zur Mitarbeit aufforderte.

Im Jahre 1928 versetzte ihn der Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive in Anerkennung seiner Fähigkeiten als Staatsarchivrat und ständiger Vertreter des Direktors an das Staatsarchiv Magdeburg. Dort wurde er im nächsten Jahre in den Vorstand der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und den Freistaat Anhalt berufen. Mit Rücksicht auf die unzulängliche Personalausstattung des Staatsarchivs Münster kehrte Johannes Bauermann aber 1931 nach Westfalen zurück und blieb von da an dieser Landschaft treu. Hier übernahm er 1934 als Geschäftsführer eine maßgebliche Rolle in der Historischen Kommission für Westfalen, trat 1935 in deren Vorstand ein und wurde 1939, nach einer viermonatigen Vertretung in der Leitung des Staatsarchivs Osnabrück, Direktor des Staatsarchivs Münster. Die Westfälische Wilhelms-Universität ernannte ihn 1940 zum Honorarprofessor mit dem Lehrgebiet Historische Hilfswissenschaften. Neben diesen umfangreichen Aufgaben verwaltete er auch die Archivberatungsstelle Westfalen beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe bis zu deren Vervollständigung (1957) und von 1942 bis 1978 das Universitätsarchiv. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Rettung der Urkunden und Akten des Staatsarchivs Münster durch rechtzeitige Auslagerung vor dem sich verschärfenden Bombenkrieg, ungeachtet der Kritik der Parteidienststellen, die darin ein Anzeichen für Defaitismus zu erblicken glaubten.

1963 wählte ihn die Historische Kommission zu ihrem Ersten Vorsitzenden. Johannes Bauermann behielt das ihm wohl von allen Ämtern liebste bis 1970 bei. Nach seinem Rücktritt verlieh ihm der Landschaftsverband Westfalen-Lippe in Würdigung seiner selbstlosen Arbeit und



Johannes Bauermann

seiner Verdienste um die Kommission und das nichtstaatliche Archivwesen in Westfalen die Freiherr-vom-Stein-Plakette, die höchste Auszeichnung, die der Landschaftsverband vergeben kann. Die Historische Kommission für Westfalen wählte ihn 1972 zu ihrem Ehrenmitglied.

Die wissenschaftliche Stärke des Verstorbenen lag vor allem in der restlosen Durchdringung historischer Probleme und kritischer Aufklärung verwickelter Zusammenhänge. Viele seiner Veröffentlichungen bauen auf der scharfsinnigen Interpretation neu entdeckter Quellen auf. Gegenüber Arbeiten anderer übte er unbestechliche Kritik, aber genau so auch gegenüber seinen eigenen Ergebnissen. Schnell- und Vielschreiberei war nicht seine Sache. Trotzdem weist sein Schriftenverzeichnis über 250 Nummern auf, darunter nicht wenige Artikel von bleibender methodischer und inhaltlicher Bedeutung.

Zu seinen bevorzugten Forschungsgegenständen gehörte auch die mittelalterliche und neuzeitliche Kirchengeschichte, der er sich besonders im Alter verstärkt zuwandte. Sein Einsatz auf diesem Gebiet führte ihn schon 1939 in den Vorstand des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, dem er mehr als drei Jahrzehnte angehörte. Besonders im Redaktionsausschuß war sein anregender und richtungweisender Rat hoch geschätzt. Der Verein verlieh ihm anläßlich seines 80. Geburtstages durch den damaligen Vorsitzenden, Prof. D. Dr. Robert Stupperich, die Ehrenmitgliedschaft. Obgleich überzeugtes Mitglied der evangelischen Kirche, unterhielt er nicht wenige freundschaftliche Beziehungen zu katholischen Kirchengeschichtlern und schätzte deren Leistungen hoch ein.

In geistiger Frische nahm der Verstorbene bis in die letzten Jahre regen Anteil am wissenschaftlichen Geschehen. Der Tod seiner Frau brachte jedoch einen Einschnitt und führte zum Rückgang der Kräfte. Eigene Forschung wurde zur Unmöglichkeit. Ungemindert blieb jedoch die von allen, die unter ihm und mit ihm arbeiteten, gerühmte Hilfsbereitschaft und Bereitwilligkeit, sein schier unerschöpfliches Wissen zur Verfügung zu stellen. Nicht zumindest zogen seine Studenten daraus ihren Nutzen. Sein zuletzt von ihm beklagtes, nachlassendes Gedächtnis übertraf noch immer die Erinnerungskraft eines normalen Menschen bei weitem.

Nur wenige in seiner Umgebung erkannten, daß sich hinter der betont korrekten und ein wenig kühlen, manchmal sogar abweisenden Außenhaut ein warmherziger, gütiger, empfindsamer Mensch verbarg, der nur selten den Vorhang vor einem vertrauten Gesprächspartner zurückzog.

In der Woche vor seinem Tode konnte ihm mit der Überreichung eines Bändchens „Sieben Aufsätze, Jugenderinnerungen und Schrif-

tenverzeichnis von Johannes Bauermann mit einem Beitrag von Gerhard Theuerkauf hrsg. von Wilhelm Kohl“, Münster, Verlag Aschendorff 1987 (Schriften der Historischen Kommission für Westfalen 12) eine Freude bereitet werden.

Johannes Bauermann hat seine letzte Ruhestätte neben seiner Frau Ernestine auf dem alten Friedhof in Kamen gefunden. Der von ihm selber ausgewählte Bibeltext für die Traueranzeige läßt einen Blick in das Wesen des dem üblichen gesellschaftlichen Leben abholden, zurückhaltenden und bescheidenen, allein der Sache zugewandten Gelehrten und pflichtbewußten Beamten tun: „Da sehet ihr, daß ich nicht allein für mich arbeite, sondern für alle, die der Weisheit begehren“ (Jesus Sirach 24, 47). Das Andenken an den Verstorbenen wird in der landes- und kirchengeschichtlichen Forschung einen festen Platz einnehmen.

Wilhelm Kohl

Das Karmeliterkloster Leuchterhof bei Marl und seine Säkularisierung*

Das Vest Recklinghausen war eines der kleineren geistlichen Territorien, dessen Landesherr vom 12. bis zum 19. Jahrhundert der Erzbischof von Köln war. Das erst mit Beginn des Bergbaus wirtschaftlich aufblühende Vest war kein Zentrum bedeutenden Klosterlebens, obwohl es eine Anzahl von Klöstern beherbergte. In Flaesheim war 1166 ein Prämonstratenserinnenkloster gegründet worden, das 1550 in ein freiweltliches Damenstift umgewandelt wurde. Die Franziskaner hatten sich 1488 in Dorsten und 1642 in Recklinghausen niedergelassen. Seit ca. 1513 lebten Augustinerinnen in Dorsten und seit 1699 Ursulinen in Recklinghausen. Der Johanniterorden unterhielt zwei Ordenskommenden im Vest, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die in Horst und seit 1680 die auf Haus Hassel bei Gelsenkirchen. Auch der Deutsche Orden war mit zwei Kommenden vertreten, seit 1252 in Welheim und seit 1692 auf Haus Malenburg bei Datteln. Keine der Ordensniederlassungen gewann eine über die Region hinausgehende Bedeutung.

Im Jahr 1726 bezogen Mönche des Kölner Karmeliterklosters St. Georg das einen Kilometer südwestlich von Marl gelegene adlige Haus Leuchterhof und gründeten dort ein neues Kloster. Das Haus Leuchterhof war dem Karmeliterorden testamentarisch von dem domkapitularen Administrator und Jurisdiktionsrichter in Recklinghausen, Gerhard Caspar Schaumburg, mit der Auflage vermacht worden, dort einen Konvent einzurichten.¹ Das Ehepaar Schaumburg hatte bald nach dem Tod seiner beiden Kinder (1696 und 1709) ein Testament aufgesetzt, das immer wieder geändert wurde. Seit 1715/16 jedoch war als Haupterbe der Karmeliterorden mit der Gründung einer Ordensniederlassung auf dem Gut Leuchterhof nach dem Tod beider Eheleute (1722 und 1726) beauftragt. Diese testamentarische Verfügung rief viele Proteste hervor: Die Familienangehörigen fühlten sich um ihr Erbe betrogen; der Augustiner- und der Barnabitenorden wären selbst gern Nutznießer des Testaments geworden; die Franziskaner waren ebenso wie Dechant und Kapitel des Kölner Domstifts, weitere Geistliche, die vestische Ritterschaft und der Statthalter des Vestes gegen die

* Zusammenfassung eines Vortrages, gehalten bei der Jahrestagung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte am 7. 10. 1986 in Recklinghausen.

¹ Zum Folgenden vgl. Anna-Therese Grabkowsky: Haus Leuchterhof bei Marl – ein Karmeliterkloster des 18. Jahrhunderts. In: Vestische Zeitschrift 84/85 (1985/1986) S. 25–36; dort auch Nachweis der Quellen zum Kloster Leuchterhof im Stadtarchiv Recklinghausen.

Einrichtung eines weiteren Konventes im Vest. Trotz aller Einsprüche genehmigte im Januar 1726 der Landesherr und im Juni desselben Jahres der Ordensgeneral die Stiftung. Beide reduzierten die vom Orden vorgeschriebene und vom Stifter gewünschte Zahl von zwölf Religiosen auf acht, da nach ihrer Meinung die wirtschaftliche Ausstattung für zwölf nicht ausreichend war. Im Mai 1727 wurde die Klostergründung auf dem niederdeutschen Provinzialkapitel des Ordens verkündet.

Die Klostersausstattung umfaßte bei der Gründung das adlige Gut Leuchterhof mit allem Zubehör und 12000 Reichstaler. Bald nach dem Einzug der Mönche wurden dem Kloster erste Stiftungen vermacht. Ein im Jahr 1774 notwendig gewordener Neubau der Kirche wurde mit der Unterstützung der benachbarten Bauern durchgeführt. Die Mönche bewirtschafteten die Klosterhöfe in der Regel nicht selbst, sondern verpachteten sie. Wenn auch die Bewirtschaftung des Grund und Bodens und der bauliche Zustand der Gebäude bei der Säkularisierung 1803 scharf kritisiert wurden, und diese Kritik nicht völlig aus der Luft gegriffen war, ist den Mönchen geschickter Umgang mit Geldgeschäften nicht abzusprechen: Bei der Aufhebung des Klosters waren 15693 Reichstaler verliehen. Hauptschuldner waren die Besitzer des Hauses Gutacker mit 6000, die Abtei Werden mit 4000, der Müller Stiermann in Recklinghausen mit 2000 und das Karmeliterkloster in Frankfurt mit 1333 Reichstalern.

Die ihnen im Testament gemachten geistlichen Auflagen scheinen die Mönche nur teilweise erfüllt zu haben, sicher auch bedingt durch ihre geringe Zahl und den häufigen Wechsel der Konventualen. Von einer Bemühung um die Verbreitung des Josefs-, Michaels-, Schutzengel- und Antonius-Kultes ist genauso wenig bekannt wie von einer Skapulierbruderschaft oder einer nach Norden sich ausbreitenden, von ihnen initiierten Marienverehrung. Den näher liegenden Aufgaben, nämlich Wahrnehmung von seelsorgerischer Arbeit in den Nachbarpfarren und Erteilung von Unterricht, sind sie jedoch nachgekommen. Auch die jährlich tagenden Provinzialkapitel der niederdeutschen Ordensprovinz haben sie fast regelmäßig besucht. Seit der Gründung des Klosters wurden beinahe lückenlos die Einladungen und Protokolle dieser Zusammenkünfte in einem eigens dafür angelegten Buch aufgeschrieben.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß sich das Kloster recht gut behauptet hat unter den gegebenen Bedingungen – denn schließlich dürfen auch nicht die belastenden Truppendurchzüge durch Westfalen im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–48) und im Siebenjährigen Krieg (1757–63) vergessen werden.

Die Aufhebung des Klosters im Juli 1803 erfolgte im Rahmen der Säkularisierung der geistlichen Fürstentümer des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Diese Säkularisierung kam nicht völlig überraschend, ihre Tradition reicht bis in die Reformationszeit zurück. Im 18. Jahrhundert fand der Säkularisationsgedanke sowohl durch die Ideen der Aufklärung als auch durch politische Entwicklungen Nahrung. Die Frage wurde vielfältig diskutiert, die Säkularisation erwogen und teilweise bereits durchgeführt. Pro und Contra hingen keineswegs immer von der Konfessionszugehörigkeit ab, sondern häufig auch von politischen Interessen und Ereignissen. Wenige Themen sind so kontrovers diskutiert worden, häufig nicht frei von Emotionen. Eine grundlegende Aufarbeitung ist bis heute nicht erfolgt; regionale Untersuchungen sind vor allem für Bayern und das Rheinland vorhanden, reichen aber für ein Gesamtbild nicht aus.

Die Zeitgenossen warfen den Klöstern, vor allem auch den Frauenklöstern, mangelhafte Bildung der Konventualen, unwirtschaftliche Verwaltung des Klosterbesitzes, Leben in Luxus und Überfluß sowie ungenügende seelsorgerische Arbeit vor.² Umfang des Klosterbesitzes sowie Steuerfreiheit führten ebenfalls zu zahlreichen Klagen. Auch die Existenzberechtigung geistlicher Fürstentümer wurde in Frage gestellt. Ihnen wurde weniger die Verquickung geistlicher und weltlicher Befugnisse zum Vorwurf gemacht, sondern mehr der Entwicklungsrückstand auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet; wobei ein solcher nur gegenüber den fortgeschrittensten und keineswegs gegenüber allen weltlichen Staaten bestand. Als Ausdruck allgemeiner Verunsicherung kann die Preisfrage gelten, die der Fuldaer Domherr Philipp Anton Freiherr von Bibra 1786 im „Journal von und für Deutschland“ stellte: „Da die Staaten der geistlichen Reichsfürsten Wahlstaaten und über dieses größtenteils die gesegnetsten Provinzen von ganz Deutschland sind, so sollten sie von rechtswegen auch der weisesten und glücklichsten Regierung genießen. Sind sie nun nicht so glücklich, als sie sein sollten, so liegt die Schuld nicht sowohl an den Regenten, als an der inneren Grundverfassung. Welches sind also die eigentlichen Mängel? und wie sind solche zu heben?“³

² Harm Klütting: Die Säkularisation im Herzogtum Westfalen. Köln 1980. (Kölner historische Abhandlungen, 27.) S. 65. – Wilhelm Kohl: Das (freiweltliche) Damenstift Freckenhorst. Berlin 1975. (Germania sacra N. F. 10,3.) S. 85–87; dort auch Abdruck der Denkschrift vom 1. 11. 1787 „Über die Damenstifter im Münsterland“.

³ Zit. nach Hans Müller: Säkularisation am Beispiel Westfalen. Münster 1971. S. 75. – Rudolfine von Oer: Die Säkularisation von 1803 – Durchführung und Auswirkungen. In: Säkularisation und Säkularisierung im 19. Jahrhundert. Hrsg. Albrecht Langner. München 1978. (Beiträge zur Katholizismusforschung.) S. 9–29, hier S. 10.

Bereits 1742/43 wurden Überlegungen angestellt, das Erzbistum Salzburg sowie die Bistümer Passau, Freising, Regensburg und Eichstätt zu säkularisieren und Bayern einzuverleiben.⁴ Im Jahr 1757 soll der kurmainzische Minister Friedrich von Stadion gesagt haben: „Die geistlichen Stifter und Länder sind Sparpfennige unserer großen weltlichen Fürsten, die sie bei der nächsten großen Gelegenheit angreifen und teilen werden.“⁵ Von Rom kam kaum Unterstützung gegen Säkularisationsüberlegungen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden sowohl im Erzbistum Mainz als auch im Fürstbistum Münster mit päpstlicher und kaiserlicher Genehmigung der Ausbau der Universitäten u. a. aus säkularisiertem Klostergut finanziert. In Österreich ließ der Kaiser 1782 alle sog. „unnützen“ Klöster – solche, die keine karitativen oder sozialen Aufgaben erfüllten – aufheben und das Klostergut an den Staat überführen. Papst Pius VI. gestattete 1798 dem bayerischen Kurfürsten, die Klöster mit 15 Millionen Gulden zu belasten oder ein Siebtel ihres Vermögens einzuziehen.⁶ Dennoch ist es kaum denkbar, daß ohne die Französische Revolution alle geistlichen Fürstentümer und die Mehrzahl der Klöster in kürzester Zeit aufgelöst worden wären. Nach dem Ausbruch der Französischen Revolution und der für Frankreich erfolgreichen Kriegführung, die 1794 zur Eroberung der linksrheinischen Gebiete führte, verließ der Erzbischof Max Franz von Köln im Oktober 1794 seine Residenz in Bonn. Die kurkölnische Regierung verlegte ihren Sitz nach Recklinghausen, die Hofkammer ging nach Brilon, das Oberappellationsgericht nach Arnsberg.⁷

Im Frieden von Lunéville (9. 2. 1801) wurde der Rhein als Grenze zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich festgesetzt. Eine Entschädigung der früher links des Rheins ansässigen oder begüterten Fürsten sollte unter französischer Aufsicht erfolgen. Im Juni 1802 einigten sich Frankreich und Rußland endgültig über die Umgestaltung Deutschlands. Auf dieser Grundlage wurde im Reichsdeputationshauptschluß als dem letzten Reichsgesetz die Neugliederung geschaffen (beschlossen 25. 2. 1803, verabschiedet 24. 3. 1803). 112 Reichsstände verschwanden, etwa drei Millionen Menschen wechselten ihre Staatsangehörigkeit.

⁴ Karl Otmar von Aretin: Heiliges Römisches Reich 1776–1806. T. 1 Darstellung. Wiesbaden 1967. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, 38.) S. 379f.

⁵ Zit. nach Heribert Raab: Geistige Entwicklungen und historische Ereignisse im Vorfeld der Säkularisation. In: Säkularisierung und Säkularisation vor 1800. Hrsg. Anton Rauscher. München 1976. (Beiträge zur Katholizismusforschung.) S. 9–41, hier S. 9.

⁶ Karl Otmar von Aretin (wie Anm. 4) S. 430. – Kurt von Raumer: Deutschland um 1800. In: Handbuch der deutschen Geschichte, neu hrsg. v. Leo Just. Bd. 3. Konstanz 1965. S. 235–340, hier S. 305.

⁷ Eduard Hegel: Das Erzbistum Köln zwischen Barock und Aufklärung vom Pfälzischen Krieg bis zum Ende der französischen Zeit 1688–1814. Köln 1979. (Geschichte des Erzbistums Köln, 4.) S. 482.

Die geistlichen Kurfürstentümer Köln und Trier wurden aufgehoben, ebenso 19 Reichsbistümer und 44 Reichsabteien. 463 Quadratmeilen weltlichen Territoriums waren linksrheinisch verloren gegangen, ihnen standen 1131 Quadratmeilen geistlicher Territorien gegenüber.⁸ Das Gesetz von 1803 ging weit über eine eigentliche Entschädigung hinaus; auch nicht Geschädigte profitierten, viele erhielten mehr als sie verloren hatten.

Durch das Gesetz wurden die neuen Landesherren ermächtigt, über das Eigentum der landsässigen Stifte, Abteien und Klöster „zur Erleichterung ihrer Finanzen . . . unter dem Vorbehalte . . . der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit“ (§ 35) zu verfügen. Das Gesetz legte für all diejenigen, die noch nicht ihre Entschädigungsgüter in Empfang genommen hatten, den 25. November 1802 als Termin für die Übernahme in den Zivilbesitz fest. Der § 3 des Reichsdeputationshauptschlusses bestimmte: „Die Reste des Bisthums Münster werden auf folgende Weise verteilt, nämlich . . . dem Herzoge von Arenberg das Amt Meppen mit der Köllnischen Grafschaft Recklinghausen.“⁹ Die Herzöge von Arenberg gehörten dem deutschen Hochadel an und hatten beinahe ausschließlich linksrheinisch gelegene Besitzungen. Ihr namengebendes Herzogtum lag in der Eifel. Dort besaßen sie fünf weitere zu den deutschen Reichslanden zählende kleinere Gebiete, die reichsunmittelbar waren. Außerdem gehörten ihnen umfangreiche Besitzungen in Frankreich, dem heutigen Belgien und Luxemburg. Bei den Verhandlungen zum Frieden von Lunéville errechnete der arenbergische Gesandte einen Gesamtverlust von 13756747 Gulden.¹⁰ Diese Summe setzte sich aus allen Gebiets- und Hoheitsverlusten sowie aus den seit 1794 nicht mehr gezahlten Revenuen zusammen. Die reichsunmittelbaren Länder, um deren Entschädigung es gehen sollte, wurden auf zwölf Quadratmeilen mit 10000 Einwohnern und jährlichen Einnahmen von 84629 Gulden geschätzt.

Ein erster Entschädigungsplan vom September 1802 wies dem Herzog von Arenberg das Vest Recklinghausen und das Amt Dülmen zu. Das Vest Recklinghausen wurde von arenbergischer Seite auf 7,5 Quadratmeilen mit 18000 Einwohnern geschätzt. Der Herzog errechnete jährliche Revenuen von 14000 Reichstalern aus dem Vest und 7000 Reichstalern aus dem Amt Dülmen. Bereits einen Monat später, im

⁸ Adam Christian Gaspari: Der Deputations-Receß T. 1.2. Hamburg 1803. – Vgl. dazu auch Rudolf Morsey: Wirtschaftliche und soziale Auswirkungen der Säkularisation in Deutschland. In: Dauer und Wandel der Geschichte. Festgabe f. Karl v. Raumer. Münster 1966. S. 361–383, hier S. 361.

⁹ A. C. Gaspari (wie Anm. 8) T. 2 S. 44.

¹⁰ Hierzu und zum Folgenden vgl. Arthur Kleinschmidt: Geschichte von Arenberg, Salm und Leyen 1789–1815. Gotha 1912. S. 14–28.

Oktober 1802, war ein modifizierter Entschädigungsplan ausgearbeitet, der auch durchgeführt wurde. Der Herzog von Arenberg erhielt das Vest Recklinghausen und das Amt Meppen. Es stellte sich heraus, daß das Vest zwölf und nicht 7,5 Quadratmeilen groß war, 30000 Einwohner hatte und ca. 70–80000 Gulden jährlich einbrachte. Das Amt Meppen war 48 Quadratmeilen groß, hatte 24000 Einwohner und warf jährlich 76000 Gulden Einkünfte ab.

Die herzogliche Familie wünschte zudem, wieder in den Besitz der französischen Güter zu kommen, deren Wert höher lag als der der ehemaligen deutschen Reichsgebiete. Sie machte deshalb von der Möglichkeit Gebrauch, die der französische Staat den Angehörigen der sechs Fürstenhäuser Arenberg, Croy, Looz, Ligne, Salm-Salm und Salm-Kyrburg angeboten hatte: Die Familien durften sich teilen. Der eine Zweig durfte den Reichsfürstenstand mit Titel, Gütern und allen Rechten im Reich behalten, der andere mußte darauf verzichten, erhielt stattdessen aber das französische Bürgerrecht und alle in Frankreich liegenden Besitzungen zurück. Aus diesem Grunde verzichtete Herzog Ludwig Engelbert von Arenberg im August 1803 zugunsten seines Sohnes Prosper Ludwig auf alle rechtsrheinisch liegenden Besitzungen und Rechtstitel. Der 18jährige Sohn wurde für volljährig erklärt und erhielt als Herzog von Arenberg den Reichsfürstenstand. Am 23. November 1802, also schon einen Monat nach Ausarbeitung des endgültigen Entschädigungsplanes, war der herzoglich-arenbergische Geheimrat Daniels, früher kurkölnischer Geheimrat, in Recklinghausen eingetroffen und ergriff – zunächst provisorisch – Besitz vom Vest. Endgültig übernahm Herzog Ludwig Engelbert von Arenberg den Besitz im März 1803, ihm folgte im November sein Sohn Prosper Ludwig. Dieser residierte meist in Clemenswerth, reiste viel und kämpfte später im französischen Heer, nachdem sein Herzogtum 1806 Mitglied des Rheinbundes geworden war. Statthalter im Vest wurde Graf Friedrich zu Westerburg und Gysenberg.

Bereits im Sommer des Jahres 1802 hatte der Herzog von Arenberg Erkundigungen über das Vest Recklinghausen eingezogen. Einige der kurkölnischen Beamten erteilten bereitwillig Auskunft, in der Hoffnung, vom neuen Landesherrn übernommen zu werden; andere waren wegen der unsicheren politischen Lage vorsichtiger. Die Auskünfte der geistlichen Obrigkeit waren – wenn sie überhaupt gegeben wurden – im allgemeinen sehr reserviert. Ihre zunächst abgegebenen Schätzungen fielen niedrig aus. Der Präsident des geistlichen Hofgerichts in Arnberg, Josef Christian von Clauspruch, bezeichnete das Augustinerinnenkloster in Recklinghausen und das Ursulinenkloster in Dorsten ebenso wie das Karmeliterkloster Leuchterhof als „arm“. Das in dem „schmutzigen Dörfchen“ Flaesheim liegende adlige Damenstift werfe

„sehr geringe“ Einkünfte ab. Der kurkölnische Statthalter des Vestes, Graf von Nesselrode, weigerte sich, unter Hinweis auf die ungeklärte politische Situation, überhaupt Auskünfte zu geben.¹¹ Erste genauere Informationen erhielt der Herzog vom kurkölnischen Hofrat Bracht. In seinen „Bemerkungen über das Vest in seinen Verhältnissen als Entschädigungsgegenstand betrachtet“ gab er die Einkünfte des Frauenklosters in Recklinghausen mit 700 Reichstalern, die des Frauenklosters in Dorsten mit 1000, die des Karmeliterklosters Leuchterhof mit wenigstens 1500 und die des Damenstifts in Flaesheim mit 2500 Reichstalern jährlich an.¹²

Am 23. Juli 1803 erließ der Herzog von Arenberg den Aufhebungsbescheid für das Kloster Leuchterhof.¹³ Er wies zwei seiner Beamten an, unverzüglich zum Kloster zu fahren, den Patres den herzoglichen Bescheid mitzuteilen und genaue Erkundigungen über Vermögen, Außenstände und Verbindlichkeiten einzuziehen. Sie sollten „zur Inventarisierung schreiten und den Konventualen bedeuten, daß ein jeder von ihnen die auf seinem Zimmer befindlichen, zu seinem Gebrauch bestimmt gewesenen Mobilien für sich behalte, die gemeinsame Leinwand aber unter ihnen verteilt werde. Als Gegenleistung gewärtigen wir von ihnen, daß sie das Kloster in wenigen Tagen verlassen werden.“ Die beiden Hofräte erhielten den Auftrag, sofort die Verwaltung des Klostervermögens zu übernehmen und dafür Sorge zu tragen, daß von den Klostergeistlichen nichts mehr veräußert werde. Diesem herzoglichen Befehl folgend, reisten die beiden Beamten zum Kloster und gaben am 28. Juli 1803 dem zusammengerufenen Konvent den Aufhebungsbescheid bekannt. Der Konvent umfaßte zu diesem Zeitpunkt den Prior und sieben Patres. Bei der Mitteilung der Klosteraufhebung waren der Prior und zwei Patres anwesend. Zwei Patres waren bettlägerig, drei im Kloster nicht anwesend. Er wurde ersucht, die abwesenden Patres zum Kloster zurückzurufen und ihnen den herzoglichen Beschluß mitzuteilen.

Die Hofräte erfaßten als erstes den Viehbestand, um einem möglichen Verkauf zuvorzukommen. Sie ließen sich sodann Geld, Silber und Archivalien aushändigen. Bibliothek, Speicher, Keller, Kirche und Sakristei wurden versiegelt. Um aber die abendliche Ausübung des Gottesdienstes nicht zu behindern, wurden Kirche und Sakristei am selben Tag wieder entsiegelt und alle zur Kirche gehörigen Gerätschaften sofort inventarisiert. Die Eintragungen im klösterlichen Pachtver-

¹¹ Kurt Gaertner: Die Arenberger Zeit im Vest Recklinghausen. T. 1. In: Die Heimat in Vergangenheit und Gegenwart. Recklinghausen Jg. 3 (1926) S. 56–62, hier S. 57.

¹² Ebd. S. 60.

¹³ Hierzu und zum Folgenden Stadtarchiv Recklinghausen, Herzoglich-Arenbergisches Archiv I K 71 fasc. 1.

zeichnung wurden von den beiden Hofräten anhand der Akten und Urkunden überprüft und das Klostervermögen ermittelt. Bereits nach fünf Tagen schickten sie ihren umfangreichen Bericht, dem sie die Wünsche der Klostergeistlichen anfügten, an den Herzog. Die Patres hatten für jeden von sich um Vergütung für ein neues Ordenskleid, das ihnen zu diesem Zeitpunkt zustünde, um einen zinnernen Teller, Löffel, Messer und Gabeln sowie um einige Bücher aus der Bibliothek gebeten. Die Hofräte befürworteten diese Wünsche unter Hinweis darauf, daß wegen der zu erwartenden geringen Pension die Geistlichen nicht schon im ersten Jahr größere Ausgaben von ihren Einkünften würden bestreiten können. Über die Klosterbewohner teilten sie mit: Ein 67jähriger Pater sei seit drei Jahren bettlägerig und pflegebedürftig, für ihn müsse ein entsprechender Aufenthalt ermittelt werden. Als solcher käme am ehesten eines der Franziskanerklöster in Recklinghausen oder Dorsten in Frage. Vier Patres seien zwischen 63 und 80 Jahren alt, so daß sie nicht mehr selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen könnten. Der Herzog möge bald die Höhe der Pension nennen, da sie nur ein Kosthaus wählen dürften, das ihre Einkünfte nicht übersteige. Den Schluß des Kommissionsberichtes bildet ein Auszug aus dem Register, wonach 880 Sing- und Betmessen vom Stifter angeordnet waren. Die Hofräte fragten beim Herzog an, ob die Lesung dieser Messen den pensionierten Mönchen zur Pflicht gemacht werden sollte. Sie fügten hinzu, daß der Prior darauf hingewiesen habe, daß weder der bettlägerige noch der 80jährige Pater eine Messe lesen könne.

Der Herzog äußerte sich zufrieden über den Fortgang der Säkularisierung. Die jährliche Pension wurde für die fünf ältesten Patres auf 250, für die drei jüngeren auf 200 und für den Laienbruder auf 150 Reichstaler festgesetzt. Die Auszahlung sollte vierteljährlich erfolgen. Innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches dürften die Patres ihren Wohnort frei wählen; waren sie außerhalb dieser Grenzen geboren, dürften sie in ihr Vaterland zurückkehren, erhielten dann aber nur die Hälfte ihrer Pension. Zusätzlich zur ersten Pensionszahlung wurden jedem Religiösen zur Anschaffung nötiger Kleidungsstücke 15 Reichstaler bewilligt. Ferner erhielt jeder von ihnen sechs zinnerne Teller, einen zinnernen Löffel, ein Messer und eine Gabel sowie etwas Leinwand. Auch wurden noch einige besondere Wünsche erfüllt. Dem Klostersyndikus, dem Barbier, der Haushälterin, dem Hausknecht, der Viehmagd und dem Beiläufigen wurde ein Jahreslohn ausgezahlt.

Die Versteigerung der Mobilien, des Viehs, der Speisen und sonstiger Gegenstände – insgesamt 420 Posten – sowie die Verpachtung des Gutes mit allem Zubehör wurde auf den 17. August 1803 festgesetzt.¹⁴

¹⁴ Ebd. I K 71 fasc. 2.

Sie erbrachte ca. 1700 Reichstaler. Die Bibliothek des Klosters sowie ein Teil der kirchlichen Geräte und Gewänder fanden keine Käufer. Die überwiegende Zahl der Bücher übernahmen die Franziskanerklöster in Recklinghausen und in Dorsten. Die Altäre, die Klosterglocken, Kanzel, Beichtstühle, Monstranzen, Kelche und Weihwasserbecken erhielten nach und nach umliegende Kirchen geschenkt.¹⁵ Das Haus Leuchterhof wurde mit Zubehör für eine jährliche Summe von knapp 400 Reichstalern verpachtet; die Pacht mußte aus wirtschaftlichen Gründen allerdings bald heruntergesetzt und das Haus vom neuen Landesherrn instand gesetzt werden.¹⁶ Die Außenstände des Klosters betragen 17000 Reichstaler, waren teils aber schwer einzutreiben. Schulden hatte das Kloster nur in Höhe von 250 Reichstalern. Die jährlichen Pensionszahlungen des Herzogs an die Exkonventualen betragen zunächst 2000 Reichstaler jährlich, reduzierten sich jedoch bald; einerseits durch Todesfälle, andererseits dadurch, daß die jüngeren Patres Stellen als Geistliche fanden und deswegen nicht mehr pensionsberechtigt waren.

Die angeführten Zahlen deuten an, daß die Säkularisierung des Klosters Leuchterhof zumindest in den ersten Jahren dem neuen Besitzer mehr Kosten als Gewinn gebracht hat. Das mag ein Beispiel dafür sein, daß jeweils am Einzelfall überprüft werden muß, welche wirtschaftlichen Vor- und Nachteile der neue Besitzer säkularisierten Gutes kurz- und langfristig hatte. Die Erinnerung an die 77 Jahre währende Anwesenheit von Karmelitermönchen im Haus Leuchterhof verblaßte bald. In einer von einem Karmeliter verfaßten Geschichte des deutschen Karmel aus dem Jahr 1922 heißt es sogar: „Leuchtenhofen scheint ein größeres Hospiz gewesen zu sein, also kein eigentliches Kloster.“¹⁷

¹⁵ Ebd. I K 60, 75, 78, 83, 85, 106, 109 ff., 113.

¹⁶ Ebd. I K 86.

¹⁷ Clemens Martini: Der deutsche Carmel. Bd. 1. Bamberg 1922. S. 591.

Kirchlicher Aufbau in der Anfangszeit der evangelischen Kirche im Vest Recklinghausen*

Evangelische Ansätze im Vest Recklinghausen gab es schon in der Reformationszeit. Der Pfandherr des kurkölnischen Vestes, Otto von Schaumburg, begann 1558 mit der Einführung des lutherischen Glaubens. Aber diese von der weltlichen Obrigkeit ausgehende Maßnahme stieß auf erheblichen Widerstand, besonders in den Städten Recklinghausen und Dorsten. Mehr Erfolg hatte eine vom Volk wie von einzelnen Priestern ausgehende und von Landadeligen geförderte Bewegung „von unten“, die die günstige Zeitlage ausnutzte. Wenn es auch nicht wie in der benachbarten Grafschaft Mark zur formalen Bildung lutherischer Gemeinden kam¹, ist doch eine, wenn auch von Ort zu Ort unterschiedlich starke Ausprägung reformatorischen Lebens bei nachlassender altkirchlicher Betätigung auszumachen. Die im Auftrag des Kölner Erzbischofs 1569 abgehaltene Visitation deckte – wenn auch bei der Eile in der Durchführung der nicht gerade gründlichen kirchlichen Bestandsaufnahme – die Spuren deutlich auf², insbesondere die Verbreitung des Laienkelchs bzw. die Kommunion unter beiderlei Gestalt³. Der aus durchsichtigen, eigennützigen Gründen reformfreundige Kölner Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg gestattete dann 1582 die freie Religionsübung für beide Konfessionen, die katholische und die lutherische. Er rief deutliche Zustimmung im Vest hervor. Die nach seiner Vertreibung einsetzende katholische Restauration hatte anfangs keinen durchschlagenden Erfolg. Erst in den beiden folgenden Generationen ging der noch bis zum 30jährigen Krieg erhebliche Anteil der Evangelischen, inzwischen geteilt in Lutheraner und Reformierte, im Vest immer mehr zurück⁴. Die Lutherische Synode der Grafschaft Mark

* Leicht überarbeiteter Vortrag, gehalten am 6. Oktober 1986 in Recklinghausen.

¹ A. Franzen (Hrsg.): Die Visitationsprotokolle der ersten nachtridentinischen Visitation im Erzstift Köln unter Salentin von Isenburg im Jahre 1569; Münster 1960, S. 82–85, insbes. S. 83f. (= Reformationsgeschichtl. Studien und Texte 85).

² Ebd., S. 84f., 116f. und 366–409; W. E. Schwarz: Die kirchliche Visitation des Vestes Recklinghausen unter Saltentin von Isenburg im Jahre 1569; in: Vestische Zeitschrift 20 (1910), S. 71–73; A. Schroer: Die Reformation in Westfalen. Der Glaubenskampf einer Landschaft, 2. Bd., Münster 1983, S. 118; und A. Schroer: Die Kirche in Westfalen im Zeichen der Erneuerung (1555–1648), 1. Bd., Münster 1986, S. 202–215.

³ A. Franzen (wie Anm. 1), S. 116f., S. 392, Anm. 7, dagegen aber S. 397, Anm. 4 und S. 399, Anm. 8.

⁴ E. Dresbach: Pragmatische Kirchengeschichte der preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen, Meinerzhagen 1932, S. 244ff. Anders A. Schroer: Die Kirche in Westfalen im Zeichen der Erneuerung (wie Anm. 2), S. 242f.

stellt 1720 zwar fest, daß etwa 500 Männer aus der Mark in das Vest wegen der gewaltsamen Soldatenwerbungen entwichen wären, aber die Flüchtlinge hätten die katholische Religion angenommen^{5a}. Letzte Reste evangelischen Glaubens hielten sich noch einige Zeit, vor allem auf den Adelssitzen^{5b}. Dann war das Vest bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts fast oder ganz rein katholisches Territorium.

Erst wieder in der Folge der Staatsumwälzung nach den Napoleoni- schen Kriegen fanden evangelische Zuzüge statt. Es waren zunächst verstreut wohnende Staatsbedienstete und landwirtschaftliche Kräfte. Seit 1830 siedelten sich evangelische Kleinbauern und Handwerker, aus dem Bochumer und Herner Raum stammend, in dem bis dahin menschenleeren Recklinghäuser Bruch an und bewirkten verhältnismäßig früh, 1851, die Eröffnung der ersten evangelischen Schule im Vest⁶. Am Anfang der evangelischen Kirche im Vest standen sehr kleine Zahlen: 1818 = 51 Evangelische, 1830 = 130 Evangelische unter 42000 Einwohnern, mit 0,3% Bevölkerungsanteil eine winzige Minderheit. Erste Zeichen von gemeindlichem Zusammenschluß liegen aus dem Jahr 1827 vor. 18 Evangelische baten Pfarrer Hausemann in (Dortmund-)Menge- de um regelmäßigen Gottesdienst in Recklinghausen. Hausemann wies als möglichen Gottesdienstraum hin auf die Armenkirche in Reck- linghausen⁷. Das westfälische Konsistorium nahm den Hinweis auf und befaßte den Landrat in Recklinghausen mit der Angelegenheit. Die „äußeren“ Kirchenangelegenheiten unterstanden damals noch den staatlichen Behörden. Der Landrat gab den Vorgang weiter an den Bürgermeister und der an den katholischen Pfarrer Krabbe in Reck- linghausen. Der Letztgenannte spielte die Notwendigkeit des evangeli- schen Gottesdienstes stark herunter. Bei nur 4 oder 5 Männern in der Stadt, die zudem mit katholischen Frauen verheiratet wären, seien Reibungen zu befürchten. Auch, so Krabbe, sei die nächste evangeli- sche Kirche in Herne „nur“ 1½ Stunden entfernt, so daß kein ernsthaf- tes Bedürfnis nach evangelischem Gottesdienst bestehe⁸. Der Bürger- meister wollte nicht alle Argumente des Pfarrers Krabbe anerkennen.

^{5a} W. Göbell: Die Ev. lutherische Kirche in der Grafschaft Mark. 1. Bd., Bethel 1961, S. 79 (= Beihefte z. Jahrb. des Vereins f. Westf. Kirchengesch. 5).

^{5b} Zum Beispiel Haus Löringhoff bei Datteln noch 1756 in lutherischer Hand; 1717 auf Gutacker und Klostern vereinzelte Lutherische und Reformierte (H. Grochtmann: Geschichte des Kirchspiels Datteln, Datteln 1951, S. 50f. u. 188).

⁶ N. Schüpp: Von Bruch zur Südstadt. Entwicklung eines Recklinghauser Stadtteils, Recklinghausen 1972, S. 36f., 124 u. 219.

⁷ Archiv der Ev. Kirche von Westfalen (im folgenden abgekürzt: LkA), Bestand 2, Nr. 4864, insbes. Schreiben der Evangelischen in Recklinghausen vom 22. 6. 1827 an Pfr. Hausemann u. Schreiben Hausemanns vom 8. 7. 1827 an Sup. Schulte in Hörde.

⁸ Ebd., Bestand 2 Nr. 4864, insbes. Bericht Pfr. Krabbe vom 15. 8. 1827 an den Bürgermeister in Recklinghausen.

Bei genauen vorherigen Terminabsprachen hielt er die Mitbenutzung der Gasthauskirche für möglich⁹. Der Landrat schließlich verwarf die Besorgnisse des Pfarrers vollständig und sprach sich uneingeschränkt für den evangelischen Gottesdienst aus¹⁰. Im ganzen bestanden also keine schlechten Aussichten für die Evangelischen. Die Mitbenutzung katholischer Kirchen, insbesondere wenig genutzter Nebenkirchen, war längst im kölnischen Sauerland und im Hochstift Paderborn realisiert worden¹¹.

Es scheint doch örtliche, in den Akten nicht angesprochene Schwierigkeiten gegeben zu haben, so daß der Wunsch nach der Armenkirche in den Hintergrund trat. Die Aufmerksamkeit der Evangelischen richtete sich später auf die Klosterkirche der Franziskaner, neigte dann aber einem Anschluß an die Kirchengemeinde Bladenhorst zu. Es blieb also bei Überlegungen. In der Sache selbst fehlte jeder Fortschritt, zumal die Bezirksregierung zu praktischer Hilfeleistung sich wenig geneigt erwies. Sie schlug Gottesdienste in einem anzumietenden Privathaus unter Leitung von Pfarrer Hausemann vor¹².

Es mag sein, daß für die abwartende Haltung der Regierung die Rücksicht auf die Empfindlichkeit der katholischen Bevölkerung ausschlaggebend war. Ein anderer Grund für die bisherige Erfolglosigkeit der Bemühungen war die Sparsamkeit der Recklinghauser Evangelischen. Einer ihrer Sprecher berichtete 1827 dem Bürgermeister in aller Offenheit, daß der Plan bei der geringen Gemeindegliederzahl zu kostspielig sei. Man solle das Projekt zurückstellen, bis Lokal und Prediger unentgeltlich bereitständen¹³.

Für etwa 10 Jahre hielten sich nun die Recklinghauser zur Kirche in Crange¹⁴. Auch als sich am 22. Januar 1837 die 21 Evangelischen in der Stadt, zugleich für die 70 bis 100 Glaubensgenossen im Nahbereich handelnd, zu freien Beiträgen verbindlich machten und beim König die Bereitstellung einer katholischen Kirche beantragen wollten, scheinen Widersprüche im eigenen Raum bestanden zu haben. Immerhin erreichte der Sprecher der Evangelischen, Richter Hoffmann, daß der Gerichtssaal für Gottesdienste bereitstand und die Pastoren in Herne,

⁹ Ebd., Schreiben des Bürgermeisters Wulff vom 16. 8. 1827 an den Landrat.

¹⁰ Ebd., Schreiben des Landrats vom 21. 8. 1827 an das Konsistorium.

¹¹ So in Meschede (Klosterkirche), Brilon, Werl (Klosterkirche), Brakel (Kapuzinerkirche), Paderborn (Busdorfkirche) und an anderen Orten.

¹² LkA, Bestand 2, Nr. 4864, Schreiben Sup. Bäumer, Bodelschwingh, vom 5. 11. 1827 an Regierung Münster.

¹³ Ebd., Schreiben der Regierung Münster vom 5. 11. 1827 an Sup. Bäumer, sowie Schreiben des Gerichtsaktuars Unger vom 6. 8. 1827 an den Bürgermeister in Recklinghausen. Dazu M. Geck: Chronik der Ev. Kirchengemeinde Recklinghausen, Recklinghausen 1957, S. 13.

¹⁴ H. Bruckskotten: Beiträge zur Geschichte der Kirchengemeinde Crange, o. O. 1949, S. 12.

Bochum (Ref. Gemeinde), Bladenhorst und Eickel die Sorge für regelmäßige monatliche Gottesdienste auf sich nahmen¹⁵.

Am 18. August 1844, 17 Jahre nach dem ersten Versuch, begann der Gottesdienst im Gerichtssaal „unter lebhafter Teilnahme der Evangelischen der Stadt“¹⁶. Nach weiterem Anwachsen der Gemeindegliederzahl erwies sich der Gerichtssaal als nicht hinreichend¹⁷. Zunächst dachte man daran, einen Gottesdienstraum an die angemietete Pfarrwohnung anzubauen¹⁸. Doch schon im November 1845, also nur ein Jahr nach dem ersten Gottesdienst, konnte der Amtmann von der Schulenburg seinen Glaubensgenossen den Bauplan einer kleinen Kirche mit Dachreiter vorlegen, ausgearbeitet von Baumeister Freyse in Essen. Ihre große Hoffnung bei der Finanzierung des Projekts setzten sie auf den Gustav-Adolf-Verein. Aber dessen Möglichkeiten überstieg die gutgemeinten, nur zu hoch gegriffenen Erwartungen der Recklinghauser bei weitem. Das ursprünglich mit 7000 Taler Kosten berechnete Bauvorhaben mußte auf 3400 Taler zusammengestrichen werden. Immerhin stand zu diesem Zeitpunkt bereits ein Baukapital von 2550 Talern bereit, größtenteils wohl aus Einzelgaben von Gustav-Adolf-Ortsvereinen. Kurzerhand wurde ein Grundstück vor der Stadtmauer am Viehtor gekauft und unverzüglich Baumaterial herbeigeschafft. Ohne die Ausführungszeichnungen abzuwarten, begann man unter Leitung von der Schulenburgs mit dem Bau. Bereits am 23. 3. 1846 konnte der Grundstein gelegt, ein knappes Jahr später das Richtfest gefeiert und am 3. 8. 1847 die (allerdings noch nicht ganz vollendete) Kirche eingeweiht werden¹⁹. Daß Generalsuperintendent Gräber persönlich die Weihe vornahm, war nach Lage der Dinge nicht selbstverständlich. Die Diasporakirche war sozusagen in Schwarzarbeit entstanden, aber den staatlichen Behörden nicht verborgen geblieben. Zwar hatte Amtmann von der Schulenburg die Bauerlaubnis für ein Haus erhalten. Eine Genehmigung zum Kirchbau hätte jedoch von der zuständigen Bezirksregierung nach dem Gesetz verweigert werden müssen, da kein ausreichendes Baukapital nachzuweisen war. Der vorläufige Kirchenvorstand empfing dafür eine harte Rüge²⁰. Schulenburg

¹⁵ LkA, Bestand 2 Nr. 4864, Vereinbarung vom 22. 5. 1844.

¹⁶ Ebd., Schreiben des Bürgermeisters Bracht vom 13. 9. 1844.

¹⁷ M. Geck (wie Anm. 13), S. 21.

¹⁸ LkA, Bestand 2 Nr. 4865, Gesuch der Ev. in Recklinghausen vom 23. 10. 1844 an den preußischen König; Bericht betr. Gewährung eines Pfarrgehalts vom 14. 2. 1845 an Regierung Münster.

¹⁹ W. Neugebauer, Gustav-Adolf-Kirche in Recklinghausen, in: Auf Roter Erde, Monatsblatt (Beilage der Westf. Nachrichten, Münster), 28. Jhg. (1972), Nr. 138, S. 5f.

²⁰ LkA, Bestand 2 Nr. 4864, insbes. Schreiben des vorläufigen Kirchenvorstandes in Recklinghausen vom 5. 2. 1847 an Sup. König, Witten.

burg beurteilte die Sache ganz anders und ging nach dem Prinzip Hoffnung vor: Bei Baubeginn „besaßen wir nichts als die Hoffnung auf die Hülfe Gottes und die Teilnahme unserer evangelischen Brüder. Mit diesen Mitteln sind wir bis hierhin gekommen. Wir haben das feste Vertrauen, daß sie bis zum Vollenden ausreichen werden“²¹. Doch bei allem Glaubensmut und trotz kostensparender Maßnahmen blieb harter Druck durch die letztendlich entstandene erhebliche Restbauschuld nicht aus. Noch einige Jahre später, 1851, schilderte der Landrat von Reitzenstein die Lage in dunklen Farben: Die Glocke im Kirchturm, aus der Schloßkapelle in Herne-Strünkede stammend, wurde vom Eigentümer unter Klageandrohung zurückgefordert. „Ich selbst bin Mitglied des Presbyteriums, aber ich gestehe, daß es z. Z. eines der unerquicklichsten Ämter ist, indem man von einem zum anderen Tage in unangenehme Verlegenheiten hineingeschoben wird, zu deren Beseitigung es doch völlig an Mitteln fehlt, zumal wenn man die letzte Aussicht sich recht klar vorführt, daß die Gemeinde mit ihren jetzigen Mitteln auf die Dauer nicht existieren kann. Sie ist zu arm, um ihre Bedürfnisse zu bestreiten, und kommt daher alles darauf an, daß der Staat sie aus ihrer Verlegenheit befreit“²².

Diese Haltung erwies sich in der Folgezeit als doch zu pessimistisch. Der Gustav-Adolf-Verein sprang der hochverschuldeten Gemeinde bei. Weiterhin halfen bei der Schuldendeckung manche Einzelspenden, der Erlös aus dem Verkauf von gedruckten Predigten, ein Zuschuß der Westfälischen Provinzialsynode und eine hochherzige Schenkung aus der Schatulle des Königs.

Schulenburgs vorwärtsdrängende Aktivität hatte inzwischen die Dotierung der Pfarrstelle angeregt, das heißt die Bereitstellung eines Kapitals, dessen Zinsertrag das laufende Pfarrgehalt ergab. Die Hälfte des Gehaltes, nämlich 200 Taler im Jahr, war überdies vom Westfälischen Gustav-Adolf-Hauptverein auf Dauer fest zugesagt. Den Antrag auf Anstellung eines Pfarrers begründete Schulenburg mit der derzeitigen ungenügenden gottesdienstlichen und seelsorgerlichen Versorgung in Recklinghausen, die in Einzelheiten von ihm vorgeführt wird²³.

²¹ LkA, Bestand 2 Nr. 4865, Schreiben v. d. Schulenburgs vom 31. 1. 1847 an Regierung Münster.

²² LkA, Bestand 2 Nr. 4866, Bericht des Landrats vom 5. 11. 1851 an Regierung Münster. v. Reitzenstein war ca. 50 Jahre Presbyter der Kirchengemeinde Recklinghausen. Biographische Angaben bei D. Wegmann: Die leitenden staatlichen Verwaltungsbeamten der Provinz Westfalen 1815–1918, S. 319 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission Westfalens XXIIa).

²³ LkA, Bestand 2 Nr. 4864, Schreiben vom 15. 9. 1846 an Konsistorium und Schreiben Gustav-Adolf-Hauptverein Westfalen vom 22. 8. 1846 an Regierung Münster. Zum System und der Rechtslage der staatlichen Pfarrstellendotationen im 19. Jhd. und der Pfarrbe-

Schulenburg tritt aus den Akten nicht nur als geschäftsgewandter und risikobereiter Bauausschußvorsitzender und Organisator hervor. Er stärkte zugleich das Gemeindebewußtsein und die Verbindung der Evangelischen untereinander, indem er sie besuchte und dabei Bibeln verteilte, also seelsorgerliche Fähigkeiten entwickelte²⁴.

Seine Bemühungen um die Errichtung der Pfarrstelle trafen sich mit den Überlegungen des Konsistoriums. Als die Entscheidung des Ministeriums in Berlin auf sich warten ließ, half das Konsistorium, etwas am Rande der Legalität, durch vorläufige Beauftragung des von den Gemeindegliedern ausdrücklich erbetenen Pfarramtskandidaten Rumpf aus Soest mit dem pastoralen Dienst in Recklinghausen. Noch bevor der Staatszuschuß zum Pfarrgehalt gewährt und die Kirchengemeinde Recklinghausen offiziell errichtet war, fand Rumpfs Einführung ins Pfarramt durch den Generalsuperintendenten statt. Im gleichen Gottesdienst wurde die Kirche geweiht²⁵. Die Gemeinde hat diesen Tag allezeit als ihren Gründungstag angesehen, auch wenn zu diesem Zeitpunkt die Konstituierung kirchenrechtlich noch nicht vollendet war. Pfarrer Rumpf erhielt anfangs ein Gehalt von nur 230 Talern jährlich, bis die Zahlungen des Staates eingingen. Es muß unter diesen Umständen als ein glücklicher Zufall angesehen werden, daß der Pfarrer auf sein Privatvermögen zurückgreifen konnte und die Gemeinde war ihm dauernd dankbar, daß er auch weiterhin für ihren Aufbau erhebliche persönliche Mittel einsetzte²⁶.

Die Gründung der Kirchengemeinde Recklinghausen ist in etwas ausführlicherer Weise geschildert, weil sie als Beispiel für die äußeren Widerstände und die innergemeindlichen wie gesamtkirchlichen Voraussetzungen, auch finanzieller Art, für viele Gemeindeerrichtungen jener Zeit steht²⁷.

soldungszuschüsse siehe: P. Schoen, Das evangelische Kirchenrecht in Preußen, 2. Bd., 1. Abt., Berlin 1906, S. 138ff. u. S. 153 Anm. 4.

²⁴ Biographische Angaben über v. d. Schulenburg in: Vestische Zeitschrift 77/78 (1978/1979), S. 242 Anm. 14.

²⁵ LkA, Bestand 2 Nr. 4864, Schreiben des Konsistoriums vom 17. 3. 1847 an Sup. König; Schreiben des Konsistoriums vom 6. 5. 1847 an Regierung Münster ebd., die Zusage des Pfarrgehalts wurde erst am 12. 11. 1847 vom Minister erteilt.

²⁶ M. Geck (wie Anm. 13), S. 21. Dazu LkA, Bestand 2 Nr. 4867, Schreiben des Konsistoriums vom 30. 10. 1877 an Kultusministerium und Schreiben Sup. Bramesfeld vom 12. 11. 1877 an Konsistorium.

²⁷ Für die nicht im Rahmen dieser Arbeit liegende weitere Geschichte des Kirchenkreises Recklinghausen und seiner früheren und jetzigen Kirchengemeinden sei verwiesen auf E. Bußmann, Evang. Kirchenwesen in Recklinghausen und im Vest, in: Vestische Zeitschrift 31 (1924) und 32 (1925), sowie das Gemeindebuch des Kirchenkreises Recklinghausen, Essen 1958, 75 Jahre Kirchenkreis Recklinghausen, Recklinghausen 1982 und einzelne Gemeindegeschichten.

Wenn schon Gemeindegründungen erst über einen langen Instanzenweg zustandekamen und letztlich von der staatlichen und gesamt-kirchlichen Einsicht und von finanziellen Förderungsmöglichkeiten erheblich abhängig waren und wenn ferner die Zunahme der evangelischen Bevölkerung im Vest bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus verhältnismäßig gering war, dann ist erklärt, warum das Pilotprojekt in Recklinghausen-Altstadt zunächst nur wenig Nachfolge fand. Nur im damaligen zweiten Mittelpunkt des Kreises, in Dorsten, gelang 1854 die Sammlung der Kirchengemeinde. Wie in Recklinghausen steht am Anfang der Dorstener Gemeindegeschichte der persönliche Einsatz eines Staatsdieners, des Kreisrichters Michels. Ein spontaner Notstand bewirkte, daß er unvorhergesehen geistliche Leitung übernehmen mußte. Beim ersten evangelischen Gottesdienst in Dorsten am Neujahrstag 1854 wurde er unvorbereitet als Vertreter des buchstäblich im Schnee steckengebliebenen Pastors aus Duisburg vor die Gemeinde gestellt. Dieser „Laienprediger“ besaß soviel inneren Fundus und Glaubensüberzeugung, daß er eine Zeitlang abwechselnd mit dem auswärtigen Prediger die Sonntagsgottesdienste übernehmen konnte. Gottesdienstlokal war, wie in der Anfangszeit der Gemeinde Recklinghausen, der Gerichtssaal²⁸.

Nach erfolglosem ersten Antrag des westfälischen Konsistoriums an den Ev. Oberkirchenrat in Berlin, die volle Besoldung eines in Dorsten anzustellenden Geistlichen zu übernehmen, sprangen der Rheinische und Westfälische Gustav-Adolf-Hauptverein, die Gemeindeglieder in Dorsten und der landeskirchliche Kollektionsfonds ein, so daß insgesamt jährlich 300 Taler als Gehalt des Pastors bereitstanden²⁹. Der noch im gleichen Jahr, am 1. 11. 1854 eintretende Pfarrverweser war bis Ende 1855 zugleich Lehrer der kleinen Diasporaschule. Bald schon konnte die Gemeinde den Gerichtssaal aufgeben und in eine eigene kleine Kirche einziehen. Sie war durch den Umbau einer Fachwerkscheune entstanden. Das auf dem gleichen Grundstück gelegene Pfarrhaus mit Schule war vorher Gasthof gewesen. Den Ankauf ermöglichte ein Gnadengeschenk des Königs von 3000 Talern. Den Umbau unterstützten zahlreiche Spenden von Gustav-Adolf-Ortsvereinen³⁰. Am 3. 11. 1859 konnte die Kirchengemeinde Dorsten förmlich errichtet werden. Die Gemeindegliederzahl belief sich auf nur 180. Aber erst, nachdem 1873 die teilweise vorher schon vorhandene Pfarrstellendotation aus dem Kollektionsfonds der preußischen Landeskirche vervollständig war, konnte

²⁸ (F. Crüsemann), Geschichte der ev. Kirchengemeinde Dorsten, Dorsten 1927, S. 5f.

²⁹ Vorblatt „Dotation und Besetzungsrecht der Pfarrstelle Dorsten“ in Pfarrstellenbesetzungsakte Dorsten in der Registratur des Landeskirchenamtes Bielefeld.

³⁰ Wie Anm. 28, S. 7f.

(1875) die seit 20 Jahren bestehende Pfarrverweserstelle in eine feste Pfarrstelle umgewandelt werden. Als 1887 das Konsistorium feststellen mußte, daß als einzige westfälische Kirchengemeinde Dorsten „noch kein würdiges Gotteshaus besitzt“³¹, kam die Neubauplanung in Gang. Es entstand die Johanniskirche, geweiht 1890. Auch diesmal flossen das Ergebnis einer Kirchen- und Hauskollekte in Westfalen und Gaben des Gustav-Adolf-Vereins in die Finanzierung ein³².

Schwieriger als in Dorsten gestaltete sich die Konstituierung der Kirchengemeinden im Raum Buer, die heute zum Kirchenkreis Gelsenkirchen gehören. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus lagen verhältnismäßig günstige Voraussetzungen für Gemeindegründungen auf staatlicher Seite vor. Abgesehen davon, daß der Preußische König als Summus episcopus (oberster Bischof) seiner evangelischen Landeskirche erhebliche Förderungsmittel einsetzte, sollte in ehemals rein katholische Gebiete versetzten Beamten und Richtern der Kirchenbesuch und eine geistliche Betreuung ermöglicht werden. Das Ansehen der Staatsdiener in der Öffentlichkeit erforderte nach damaliger Ansicht geradezu die Nähe von Kirche und Pfarrer. So erklärt sich die nicht kleine Zahl von Pfarrgründungen in Kreis- und Gerichtsstädten der Diaspora, trotz teilweise sehr geringer Gemeindegliederzahlen. Diese Gründe spielten, als später zunehmend die Zechenabteufungen Evangelische aus Mittel- und besonders aus Ostdeutschland anzogen, bei den staatlichen Stellen kaum noch eine Rolle. Was der Kulturkampf begonnen hatte, setzte die Innen- und Wirtschaftspolitik in Preußen in Richtung auf die vom Staat organisatorisch getrennte Kirche fort.

Wie die veränderten Zeitströmungen sich auswirkten, belegt die Gründungsgeschichte der Kirchengemeinde Buer. 1888 befürwortete der zuständige Superintendent eine Kirchenkollekte in Westfalen für den Bau von Kirche und Pfarrhaus in Buer. Die reine Bergarbeitergemeinde, nach seinen Worten unter den armen eine der ärmsten³³, würde nach der Ansicht der Bezirksregierung ihre Gemeindeglieder kaum besteuern können³⁴. Als der Ertrag der Kollekte wie vorausgesehen die Baukosten nur teilweise decken konnte, geriet die Gemeinde in Finanznot und erbat in dieser Lage ein Gnadengeschenk des Königs, sah sich aber staatlicherseits im Stich gelassen. Glücklicherweise konnte der Kollektenfonds der preußischen Landeskirche nachträglich-

³¹ LkA, Bestand 2 Nr. 1349: Bericht des Konsistoriums vom 18. 11. 1887 an Ev. Oberkirchenrat Berlin.

³² Ebd., Bericht Generalsup. Nebe vom 9. 1. 1981 an Konsistorium.

³³ LkA, Bestand 2 Nr. 990: Antrag des Presbyteriums vom 28. 10. 1888 u. Randbericht Sup. Bramesfeld dazu vom 1. 11. 1888.

³⁴ LkA, Bestand 2 Nr. 987: Bericht des Konsistoriums vom 21. 12. 1888 an Ev. Oberkirchenrat Berlin.

che Geburtshilfe leisten³⁵. Auch aus kirchlichen Zentralfonds, jedoch nur zu einem geringeren Teil aus der kümmerlichen örtlichen Kirchenkasse floß das Pfarrgehalt. Die kirchlichen Zuschüsse aber waren unsicher und jährlich neu zu bewilligen³⁶. Als der Ev. Oberkirchenrat in Berlin unter Darlegung der Leistungsunfähigkeit der Gemeinde die Übernahme des Fehlbetrages bei der Pfarrbesoldung durch den Staat vorschlug und darauf hinwies, daß durch die Pfarrstelle die sozialpolitischen Interessen des Staates erheblich gefördert würden, zeigte sich das Kultusministerium nicht einsichtig. Staatliche Interessen, so stellte der Minister fest, seien dabei neben den kirchlichen nicht anzuerkennen. Bei der Pfarrstellenerrichtung in Buer wäre „das Maß des Wünschenswerten“ kaum überstiegen. Er riet, die Gemeinde leistungsfähiger zu machen, ein bei fehlenden Voraussetzungen praktisch untauglicher Vorschlag³⁷. Einen in Aussicht gestellten Zuschuß der Zeche Hugo konnte die Gemeinde wegen der zeitweisen Grubenstilllegung nicht mehr erwarten³⁸. Die großen Finanzierungsschwierigkeiten bei der Gemeindegründung lösten sich in der Folgezeit durch den ungeahnten Bevölkerungsanstieg und die damit steigende Finanzkraft der Kirchengemeinde. Die Zahl von 2000 Gemeindegliedern, die Buer und Horst zusammen 1890 aufwiesen, verdoppelte sich in den nächsten 6 Jahren, 1910 hatte sie sich verfünffacht.

Die oft aussichtslos erschienenen Schwierigkeiten in Buer wiederholten sich glücklicherweise durchaus nicht bei allen Gemeindegründungen. In Bottrop löste sich die Kirchbaufrage fast ohne Zutun der Kirchengemeinde. Der aus Soest stammende Berliner Arzt Dr. Deventer bot dem Generalsuperintendenten Wiesmann im Frühjahr 1883 aus Dank für Gottes Segen in seinem Leben 35 000 Mark für einen Kirchbau in Bottrop an unter der Bedingung, daß der Grundstein an Luthers 400. Geburtstag zu legen sei. Zum Grundstückserwerb stiftete die Zeche Prosper erhebliche Beträge. Ein Wölkchen zog allerdings über die Häupter der Stiftungsvollstrecker. Der Kirchbau war außerhalb der Legalität vorgenommen worden. Das Kirchengrundstück hatte der Pfarrer der Muttergemeinde Sterkrade im Rheinland auf seinen Namen erworben, die Kirche ließ Konsistorialpräsident Hering in Münster als

³⁵ Ebd., Erlasse des Ev. Oberkirchenrats Berlin vom 20. 2. 1889 bzw. vom 14. 6. 1889 an Konsistorium.

³⁶ Ebd., Bericht des Konsistoriums vom 1. 6. 1892 an Ev. Oberkirchenrat Berlin.

³⁷ Ebd., Erlaß des Ev. Oberkirchenrats Berlin vom 29. 9. 1892 an Konsistorium. Hier sind im Hintergrund die Auswirkungen der Zechenstreiks seit 1889, die bei Kaiser Wilhelm II. Groll erregten, zu sehen. Vgl. dazu: H.-J. Behr in W. Kohl (Hrsg.), Westf. Geschichte, Bd. 2, Düsseldorf 1983, S. 119; G. Engel: Politische Geschichte Westfalens, Köln 1980⁴, S. 259 f.

³⁸ LkA, Bestand 2, Nr. 987: Bericht des Konsistoriums vom 1. 6. 1892 an Ev. Oberkirchenrat Berlin.

privater Bauherr errichten. Der Regierungspräsident schritt jedoch nicht ein. Als am 1. 1. 1885 die selbständige Kirchengemeinde Bottrop errichtet war, wurde es möglich, beim Minister die Baugenehmigung für den nunmehr vorhandenen, rechtlich einwandfreien Adressaten, nämlich die Kirchengemeinde Bottrop, nachträglich zu erwirken³⁹. Durch eine ebenso hochherzige Spende konnte, ebenfalls vor Errichtung von Kirchengemeinde und Pfarrstelle, die Kirche in Bruch (Recklinghausen-Süd) entstehen. Aus der 1883 in Preußen eingesammelten großen Kollekte zum Lutherjubiläum erhielt Bruch den nach damaliger Kaufkraft erheblichen Betrag von 50 000 Mark. Das Baugrundstück gab die Kirchengemeinde Recklinghausen her⁴⁰.

Wo die Hilfe von Dritten fehlte, war die neu gegründete Kirchengemeinde wohl oder übel auf Eigenhilfe angewiesen, so etwa in Horst, heute ein Stadtteil Gelsenkirchens. Aus der Sicht des Konsistoriums war Horst eine der ärmsten Gemeinden „unseres Aufsichtsbezirks“. Hier hatten sich Tagelöhner und Bergleute 1881 bereiterklärt, von ihrem Wochenlohn Beiträge zum Bau von Kirche und Schulhaus abzugeben, wie das Konsistorium feststellte, „fast über Vermögen“⁴¹.

Über die Anfänge seiner Bergarbeitergemeinde hat der erste Pastor in Buer-Resse Röttger aus eigenem Erleben berichtet. Als dieser 1901 den Dienstauftrag für Resse erhielt, konnte im Konsistorium niemand sagen, wo diese neu gegründete Zechenkolonie genau lag. Der Superintendent beschrieb ihm den Weg: „Sie fahren mit der Straßenbahn und sagen dem Schaffner, Sie wollten zu der Zeche Ewald-Fortsetzung. Der sagt Ihnen, wo Sie aussteigen müssen. Das ist mitten im Wald. Sie steigen aus und gehen der Schneise nach, auf einen Schornstein zu. Sie kommen zu den Zechengebäuden. In der Verwaltung fragen Sie nach dem Betriebsführer Brinkmann.“ Der junge Pastor fand tatsächlich den Betriebsführer und wurde mit den Worten empfangen: „Endlich sind Sie da. Wir sind schon in Münster vorstellig geworden. Wir haben ja nun die Leute hierher geholt und sind jetzt für sie verantwortlich.“ Röttger wurde Zeuge der täglichen Neuzugänge, meist aus Ostdeutschland mit dem Zug aus Richtung Berlin morgens eintreffend, oft nur mit einem großen Taschentuch, das alle persönliche Habe barg. In der Regel wohnten die Bergleute anfangs als Kostgänger bei einem Landsmann und Arbeitskameraden. Die Sammlung der bunt zusammengewürfelten Schar – unter ihnen sogar solche, die durch den Burenkrieg nach Resse verschlagen waren –, begann mit Gottesdiensten in der Schule.

³⁹ F. Meyer, Geschichte der ev. Kirchengemeinde Bottrop, Bottrop 1925, S. 14f.; Staatsarchiv Münster, Regierung Münster Akte Nr. 16892.

⁴⁰ Staatsarchiv Münster, Regierung Münster Akte Nr. 17066; M. Geck (wie Anm. 13), S. 60f.

⁴¹ Kirchl. Amtsblatt Westfalen 1882, S. 6.

Wichtig war dem jungen Pastor die Einladung von Haus zu Haus. Die erste Frage lautete: „Ist hier jemand, der nicht zur Kirche geht?“ Bei der Antwort „Nein“ stand fest, daß im Haus nur Katholiken wohnten. Aber bei „Ja, oben rechts“ waren Evangelische zu erwarten. Gelegentlich hieß es auch: „Wir sind Baptisten“, dann zog sich der Pastor taktvoll zurück. In allen Gesprächen wurde zum Gottesdienst eingeladen, wie auch durch Anschlag am Zechentor. Es gelang, die Gemeinde bald zu sammeln. Die Gottesdienste wurden gut besucht, ja, die Klassenräume waren sonntags so überfüllt, daß der Pfarrer vom Flur aus predigen mußte. Nach dem Hauptgottesdienst übten die Erwachsenen mit dem Lehrer, der zugleich Organist war, die Lieder des nächsten Gottesdienstes ein. Das war nötig bei den unterschiedlichen Gesangbüchern, die die Gemeindeglieder aus ihrer Heimat mitgebracht hatten. Nach dem Kindergottesdienst ging der Pastor in die nahegelegene Gastwirtschaft, um sich mit den dort eingekehrten Gemeindegliedern zu unterhalten. Er selbst verließ als letzter die Gastwirtschaft, damit seine Pfarrkinder sich nicht an der Theke festsetzten⁴².

Wie in Resse folgten die Gemeindegründungen zeitlich den Zechenabteufungen. Von der Stammgemeinde Recklinghausen wurden von 1893 bis 1924 sechs Tochtergemeinden abgepfarrt, aus ihnen gingen weitere zwei Kirchengemeinden hervor. Noch größer ist die Zahl der von Dorsten ausgehenden Neugründungen: Vier Tochtergemeinden und aus diesen hervorgegangen fünf weitere Kirchengemeinden. Die Verbindung von Zeche und Kirche drückte sich gelegentlich in der Bezeichnung der neu gegründeten Gemeinde aus. Als 1882 für die Evangelischen in Horst ein Kirchhaus, wie man es nannte, geplant wurde, sprach das Konsistorium von den evangelischen Eingesessenen in Horst und Zeche Nordstern⁴³.

Der anschauliche Bericht des Pastors Röttger enthält bereits Hinweise auf die Entwicklung des inneren Gemeindelebens. Darüber ist im folgenden zu berichten.

Zu beginnen ist mit dem Gottesdienst als dem Mittelpunkt des kirchengemeindlichen Lebens. Bei der uneinheitlichen Zusammensetzung der Bevölkerung erscheint das Bild der gottesdienstlichen Gemeinde differenziert. In Bottrop nahmen 1887 bei einer Gemeindegliederzahl von etwa 600 am sonntäglichen Gottesdienst 450 Erwachsene und 120 Kinder teil, insbesondere die in Bottrop selbst wohnenden beteiligten sich ausgesprochen rege⁴⁴. 1893 wurden dort zusätzliche Missionsstunden eingerichtet und ein jährliches Missionsfest vorgese-

⁴² 70 Jahre Ev. Kirchengemeinde Resse 1906–1976, S. 7 ff.

⁴³ Wie Anm. 41.

⁴⁴ LkA, Bestand 0 Nr. 228: Gemeindevisitationen des Sup., hier: Visitation 1887.

hen⁴⁵. Bei dem starken Anwachsen der Gemeinde war die Kirche schon 1897 zu klein geworden.

Befand sich mit der Gemeindegründung nicht sogleich ein Geistlicher am Ort, wie etwa in Bruch, konnte sich das gottesdienstliche Leben nur zögernd entwickeln⁴⁶. Auf die Klage des weniger guten Kirchenbesuchs in Bruch folgte bald nach Besetzung der Pfarrstelle (1893) die Mitteilung, daß ein zweiter Sonntagsgottesdienst nötig geworden sei⁴⁷, und 1902 wurde der Gottesdienstbesuch wie die Beteiligung an den vier Bibelstunden und am Kindergottesdienst als gut bezeichnet⁴⁸.

In Buer litt das geistliche Leben kaum unter den großen Schwierigkeiten äußerer Art, die oben geschildert wurden. Es wird (1910) als rege festgestellt. Neben den Gottesdiensten fand an zwei Stellen der Gemeinde eine Wochenbibelstunde statt⁴⁹. Die in Buer aus allen Teilen Deutschlands Zugezogenen, nicht immer „die ruhigsten und besten Elemente“, erwiesen sich z. T. als „unzufriedene und unbotmäßige Naturen, denen meist Glaube, gute Zucht und Sitte fehlten, die aber häufig ein Leben der Völlerei und Genußsucht führten⁵⁰. Doch fanden sich in Buer unter den zugewanderten Ostpreußen, die 80% der Gemeinde ausmachten, nur vereinzelt Sektierer, von Kirchenentfremdung war hier im ganzen wenig zu spüren, wenn auch größerer Ernst der Kirchenbesucher gewünscht wurde⁵¹. Buers Zwillingsgemeinde Horst sah bis zum Einfall von freien Predigern in die Gemeinde überfüllte Gottesdienste, so daß es an Raum in der Kirche fehlte. Eine geistlich überspannte Versammlung ohne kirchliche Bindung zog (1895) manche Gemeindeglieder an⁵². Da der Pastor aber Einfluß auf den unruhig gewordenen Ostpreußischen Gebetsverein und den Brüderverein behielt, gelang die Abwehr der von Essen eindringenden Bewegung und damit die Gemeinde vor Spaltung zu bewahren⁵³. Auch Gladbeck stellte 1891 Irreligiosität und Rohheit „unter den (dort) meist aus Schlesien kommenden Bergarbeitern“ fest. Immerhin war der Kirchenbesuch hier (1898) rege, im Gemeindebezirk Brauck hätte er allerdings (1905) besser sein können⁵⁴. In Herten bestand die Gemeinde (1904) größtenteils aus Masuren und Schlesiern. Der deutschsprachige

⁴⁵ Ebd., Visitation 1893.

⁴⁶ Ebd., Visitation 1892.

⁴⁷ Verhandlungen der Kreissynode Münster 1899, S. 7.

⁴⁸ LkA (wie Anm. 44), Visitation 1902.

⁴⁹ Verhandlungen der Kreissynode Recklinghausen 1910, S. 13.

⁵⁰ LkA, Bestand 2, Nr. 990: Bericht Pfr. Franke vom 29. 4. 1894 an Konsistorium; Bestand 2 Nr. 987; Bericht Konsistorium vom 2. 5. 1894 an Kultusministerium.

⁵¹ LkA (wie Anm. 44), Visitation 1893.

⁵² Ebd., Visitation 1895.

⁵³ LkA, Bestand 2, Nr. 987: Bericht Pfr. Franke vom 13. 5. 1895 an Sup.

⁵⁴ LkA (wie Anm. 44), Visitation Dorsten 1891, Gladbeck 1898 u. Gladbeck 1905.

Gottesdienst wurde gut, der masurische dagegen weniger gut besucht⁵⁵, was daran liegen mochte, daß der Ostpreußische Gebetsverein nicht kirchlich fördernd wirkte. In Datteln ließ der Gottesdienstbesuch (1913) zu wünschen übrig⁵⁶, sicher eine Folge der großen Ausdehnung dieser Gemeinde. Das lange Zeit mit Datteln organisatorisch verbundene Waltrop wies (1907) regen Kirchenbesuch auf⁵⁷, der Bezirk Scherlebeck (1907) eine immerhin noch befriedigende Gottesdienstteilnahme⁵⁸. Von den beiden Frühgründungen Recklinghausen und Dorsten führte die letztere in den Anfangszeiten (1855) eine kaum noch zu steigernde Gottesdienststatistik: von 180 Gemeindegliedern kamen 150 regelmäßig zum Gottesdienst⁵⁹. 1903 war die Teilnahme der Gemeinde ebenfalls noch eine gute⁶⁰. In der Kreisstadt Recklinghausen mit ihrer schon mehr bürgerlichen Bevölkerungsschichtung war (1878) der Nachmittags- bzw. Abendgottesdienst nicht stark besucht⁶¹, später (1892) wird der Kirchenbesuch insgesamt als gut bezeichnet⁶².

Die geistliche Betreuung der aus Masuren eingewanderten Gemeindeglieder – durchweg Bergleute – litt lange unter sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten und der oft stark subjektiven Frömmigkeits-einstellung der Masuren⁶³. Neben vielen aktiv am Gemeindeleben Teilnehmenden stieß man auf eingeprägte, kirchlich nicht leicht zu integrierende Gruppen, die sich wohl schon in ihrer Heimat vom kirchlichen Gottesdienst entfernt hatten und nun im größere Freiheit gewährenden Ruhrgebiet sich offen von der kirchlichen Verkündigung abzusetzen begannen. Vorgänge im Hertener und stärker noch im Horster Raum wurden schon angeführt. In Buer-Horst und Gladbeck gelang den freundlich zum Pietismus stehenden Pastoren, die westdeutschen Gemeindestrukturen behutsam durchzusetzen, ohne einen Bruch mit den Masuren herbeizuführen, wenn auch freie masurische Zusammenschlüsse nicht ganz verhindert werden konnten⁶⁴. Das Konsistorium

⁵⁵ Ebd., Visitation 1904.

⁵⁶ Verhandlungen der Kreissynode Recklinghausen 1913, S. 14.

⁵⁷ Ebd., 1907, S. 8.

⁵⁸ Ebd., 1907, S. 8.

⁵⁹ Verhandlungen der Kreissynode Bochum 1855, S. 6; dazu: F. Crüsemann (wie Anm. 28, S. 14), Visitation 1903.

⁶⁰ LKA (wie Anm. 44), Visitation 1903.

⁶¹ Verhandlungen der Kreissynode Münster 1878, S. 5.

⁶² LKA (wie Anm. 44), Visitation 1892.

⁶³ Über die Unterschiede der westdeutschen Frömmigkeitsübung und der masurischen: G. Ecke, Die theologische Schule Albrecht Ritschls u. die Ev. Kirche der Gegenwart, II. Bd., Berlin 1904, S. 143f. Vgl. auch: W. Brepohl, Der Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-West-Wanderung. Beiträge zur deutschen Sozialgeschichte des 19. u. 20. Jahrhunderts (Soziale Forschung und Praxis Bd. 7), Recklinghausen 1948, S. 98ff., 189, 201 und 204.

⁶⁴ Es bestanden z. B. in Buer neben einem kirchenfreundlichen Ostpr. Gebetsverein ein polnischer (sprich masurischer) Friedensverein mit 50 aus der Landeskirche ausgetrete-

förderte Gottesdienst und Seelsorge in masurischer Sprache und erreichte ein fast flächendeckendes Organisationsnetz⁶⁵. Die Mittelpunkte der Masurenseelsorge im Industriebezirk lagen außerhalb des Vestes in Gelsenkirchen und Bochum. Buer, im Grenzbereich Gelsenkirchens gelegen, erkannte als erste Gemeinde im Vest die Notwendigkeit der intensiven Masurenbetreuung, 1895 begann Pfarrer Franke mit dem Selbststudium der masurischen Sprache. Mit zunehmender Anwendung übte er sie sich mehr und mehr ein. Die dankbaren Masuren wurden dadurch nach Frankes Feststellung mit dem kirchlichen Leben bekannt. Die erste Folge waren Eintritte in den Jünglingsverein. Seit 1899 hielt Franke aus eigenem Entschluß vierzehntäglich masurische Gottesdienste in Buer⁶⁶. 1895 bot das Konsistorium dem Pfarramtskandidaten Ehrhardt eine Hilfspredigertätigkeit in Recklinghausen an unter der Auflage, dort die polnische (gemeint war: masurische) Sprache zu lernen, um die 800 evangelischen Masuren in Herten betreuen zu können. Nach 1½ Jahren berichtete Ehrhardt, er vollziehe die Amtshandlungen an Masuren nach der polnischen Agende, könne aber die Predigten nur anhand eines Konzepts halten. Nach weiterer Übung würde er wohl frei sprechen können⁶⁷.

Ein umfangreicher Bericht des Superintendenten in Münster vom 1. 2. 1895 gewährt guten Einblick in das sich herausbildende kirchliche Vereinsleben im Vest Recklinghausen⁶⁸. Auch in den zahlenmäßig kleinen Gemeinden mit nur wenigen Jugendlichen sammelt der Pfarrer die konfirmierte Jugend sporadisch im Pfarrhaus, und zwar am Sonntagnachmittag. In der Gemeinde Buer besteht seit 1887 ein Jünglings- und Jungfrauenverein zur Sammlung und Pflege der konfirmierten Jugend und der erweckten oder doch christlich angeregten Gemeindeglieder. Wegen der Schichtarbeit auf den Zechen können die Zusammenkünfte nur am Sonntagnachmittag gehalten werden. Sie bestehen aus Gesang, Gebet, Schriftauslegung bzw. Schriftbesprechung und Vorträgen. Mehrstimmiger Gesang und Posaunenblasen werden gepflegt. Für eine Jugendbücherei ist gesorgt. Den Jugendlichen wird damit Möglichkeit gegeben, die freien Sonntagnachmittage in nützlicher und anregender Weise zu verbringen. Der innerhalb des Vereins

nen Mitgliedern und ein Brüderverein von 10 Familien. (LkA, wie Anm. 44, Visitation in Buer 1903).

⁶⁵ O. Mückeley, Masurische Seelsorge im rhein.-westf. Industriegebiet, in: Jahrbuch des Vereins für Westf. Kirchengeschichte 44 (1951), S. 190-210.

⁶⁶ LkA, Bestand 2 Nr. 897: Berichte des Pfarrers Franke vom 1. 4. 1895 an Konsistorium u. vom 16. 9. 1909 an Ev. Oberkirchenrat Berlin.

⁶⁷ LkA, Bestand 2 Nr. 4867: Verfügung Konsistorium vom 28. 6. 1895 an cand. Ehrhardt, sowie Bericht Ehrhardt v. 29. 12. 1896 an Konsistorium.

⁶⁸ Archiv der ehem. Ev. Kirchengemeinde Münster im Kreiskirchenamt Münster, Akte „Diakonie“.

bestehende gemischte Chor hat Gemeindeglieder aus allen sozialen Schichten angezogen. „Wenn Verlobungen vorkommen, so geschieht es in allen Ehren und bilden sich auf diese Weise passendere und erfreulichere Verbindungen, als wenn sich Paare auf den Tanzlustbarkeiten finden.“ Bei den Beschäftigungsabenden lernen die jüngeren Mitglieder das Schachspiel, wie sie sich auch im Deklamieren guter Stücke üben können. Sie wirken bei den Familienabenden mit, die jährlich mehrmals stattfinden. Durch kirchliche und patriotische Gesinnung machen die kirchlichen Vereine den weltlichen, die durch Possenspiel und Tanzgelage zu amüsieren suchen, eine erfreuliche Konkurrenz. Der Verein in Buer ist mit 65 Mitgliedern der bedeutendste, in Recklinghausen, Dorsten und Gladbeck sind die Vereine zahlenmäßig schwächer. Ob das religiöse oder das gesellige Moment mehr in den Vordergrund tritt, hängt von der Neigung und Begabung des jeweiligen Leiters ab. Eifer und Geschick beteiligter Lehrer werden gelobt.

Die Sammlung der jungen Mädchen steht noch in den Anfängen. Versuche, für sie Vereine zu gründen, sind in den kleinen Gemeinden teilweise gescheitert.

Das Moment des Zusammenstehens in der Diaspora genügt allein nicht, die Männer vereinsmäßig zusammenzuschließen. Hingegen ist in den meisten Gemeinden ein Frauenverein vorhanden, oft unter Leitung der Pfarrfrau. Diese Vereine haben sich die Aufgabe gesetzt, für die Heidenmission, den Gustav-Adolf-Verein oder für bestimmte Anstalten der Inneren Mission tätig zu werden. Eine eigene Form hat der Frauenverein in Buer mit 60 Mitgliedern. Für jeden der fünf Bezirke, in die die Gemeinde eingeteilt ist, ist eine Bezirksvorsteherin für Sammeln und Verteilen der Spenden verantwortlich.

Besonders in den Bergarbeitergemeinden finden sich Evangelische Arbeitervereine. Sie „üben unverkennbar einen heilsamen Einfluß auf christliche und patriotische Gesinnung, auf Zucht und Sitte und auf die Heilung der mancherlei sozialen Schäden, z. B. die Vermeidung neuer Streiks, aus“. Größere Vereine bestehen in Bottrop, Bruch und Horst. Vereinsbüchereien sind vorhanden. In den Mitgliedsbeitrag eingeschlossen wird ein Beitrag zu einer Bestattungsversicherung. Soweit der Inhalt des Berichts.

Solange die kirchlichen Vereine sich ausschließlich innerkirchlich betätigten, war ihre Wirksamkeit verhältnismäßig spannungsfrei. Zunehmend spannungsgeladener gestaltete sich die Arbeit der Ev. Arbeiter- und Knappenvereine. Sie entstanden ab etwa 1882, meist auf der Ebene der Gewerkschaft christlicher Bergarbeiter. Damit wurde zunehmend eine stärkere sozialpolitische Zusammenarbeit der beiden

Verbände, u. a. auch in der Frage der Streiks, erreicht⁶⁹. Die Kirche trat zwar deutlich für Aussöhnung zwischen den Bergleuten und ihren Arbeitgebern ein. Doch mußte das Verhältnis von Kirche und Pfarrerschaft zu den Grubenleitungen notwendig ambivalent sein. Pfarrer konnten bei ihrer Rechtsbindung an den preußischen Staat und seine Sozialgesetzgebung, die den Grubenarbeitern damals deutlich eine viel zu schwache Verhandlungsposition einräumte, nur ausgleichend zu wirken versuchen, d. h. praktisch sich eigentlich nur für Gesetzesänderungen einsetzen⁷⁰. Dabei waren die Pfarrer selbstredend von Amtswegen ebenso an die Mitglieder der Zechenleitungen gewiesen wie an die Belegschaftsangehörigen. Wenn dazu noch, wie oben an Einzelfällen dargelegt, die Kirchengemeinde in ihrer Aufbauphase auf die finanzielle Unterstützung der Zechen nicht wohl verzichten konnte und die Bewilligungen der Zechen auch von dem Wohlverhalten des Pfarrers abhingen, wird das eher vorsichtige als durchschlagskräftige Verhalten auf kirchlicher Seite verständlich.

Mit deutlichem Erfolg gingen die Kirchengemeinden um die Jahrhundertwende an den intensiveren Aufbau des Vereinswesens. Neben der meist mitgliederstarken Frauenhilfe waren es Jünglings-, Jungfrauen-, Ev. Männer-, aber auch Ev. Knappen-, Nähvereine und kirchliche Chöre, die in größerer Zahl wie aus dem Boden schossen und bald Gemeinde- und Vereinshausbauten erforderten. Vereinslose Kirchengemeinden gab es im Vest schon 1911 nicht mehr. Selbst 11 evangelische Kindergärten zählte man in diesem Jahr im Kirchenkreis. In den meisten Gemeinden wurde die Allianz-Gebetswoche begangen. Landeskirchliche Gemeinschaftsgruppen fanden sich in fünf Kirchengemeinden. In gleicher Weise dem Gemeinschaftschristentum verbunden waren die bestehenden 14 Blaukreuzvereine, zum Teil unter Leitung von Pfarrern. Kirchliche Vortragsveranstaltungen („teils wissenschaftlich, teils populär“) pflegten drei Gemeinden. Kirchenkonzerte fanden regelmäßig an mehreren Orten statt. Unter den damals 96 000 Gemeindegliedern des Kirchenkreises wurden etwa 10 000 kirchliche Gemeindeblätter und Zeitschriften gehalten⁷¹.

⁶⁹ Dazu: L. Söldner, Die ev. Kirchengemeinden Essens in den sozialen Spannungen der Zeit von 1870–1914 . . ., in: Monatshefte für Ev. Kirchengeschichte des Rheinlandes 33 (1984), S. 137–175, insbes. S. 140 ff.

⁷⁰ Ebd., S. 141 f.

⁷¹ Tabellarische Übersicht über den Bestand der Inneren Mission in der Provinz Westfalen am 1. 3. 1911, Anlage zu: Verhandlungen der 26. Westf. Provinzialsynode am 9. 11. 1911, Dortmund 1911.

Negative Seiten des Gemeindelebens werden in den zeitgenössischen Berichten nicht verschwiegen. Branntweinnot⁷², Kostgängerunwesen⁷³, Unzucht⁷⁴, Genuß- und Vergnügungssucht⁷⁵. Gladbeck stellte 1905 fest, daß die höheren und mittleren Beamten (gemeint wohl auch die der Grubenverwaltungen) zwar tonangebend, aber kirchlich indifferent seien. „Die Arbeiterbevölkerung trägt das Gemeindeleben⁷⁶.“

Wie nahe aufbauende und störende Kräfte nebeneinander lagen, wird an einer Zustandsbeschreibung im Jahre 1927 aus Holsterhausen an der Lippe deutlich. Drei Jahre nach dem Höhepunkt der dortigen Kirchnaustrittsbewegung hatte die im Aufbau begriffene Kirchengemeinde Schwierigkeiten mit kirchenfremden Mitbürgern, und das auf dem Hintergrund eines blühenden Gemeinde- und Vereinslebens und bei einem regen Missionsinteresse⁷⁷.

⁷² LkA (wie Anm. 44), Visitation Bottrop 1897, Bruch 1902.

⁷³ Ebd., Visitation Bottrop 1897.

⁷⁴ Ebd., Visitation Bruch 1902.

⁷⁵ Ebd., Visitation Buer u. Horst 1889.

⁷⁶ Ebd., Visitation Gladbeck 1905.

⁷⁷ Ebd., Visitation Holsterhausen 1927.

Methodische Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand der Kirchenkampfforschung

Der Ertrag des Barmenjahres

Jubiläen wie Gedenktage allgemein sind Anlaß zu historiographischer Bilanzierung. Dieser Aspekt ist auch in die Formulierung des Themas eingegangen, dessen Untertitel auf den Ertrag des Barmenjahres 1984 zielt. Tatsächlich hat Barmen so etwas wie eine Symbolfunktion für das Kirchenkampfgeschehen im Dritten Reich gewonnen. Indes kann der Gegenwartsstand der Kirchenkampfforschung nicht lediglich vom Publikationsertrag des Barmengedenkjahres her bestimmt werden, so gewichtig, erhellend und korrigierend verschiedene Forschungsergebnisse im Blick auf die Barmer Bekenntnissynode sind.

Dem Barmenjahr vorauslaufende Bemühungen um kirchen- und theologiegeschichtliche Kontextualisierung Barmens signalisieren besonders das Bemühen des Luthertums um kritische Barmenrezeption. Man denke hier nur an das von der Historischen Kommission des deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte verantwortete Symposium auf der Reisenburg bei Günzburg Januar 1984, dessen Referate in dem Band „Die lutherischen Kirchen und die Bekenntnissynode von Barmen“ ihren Niederschlag gefunden haben.¹ Ähnlich hat auch der Theologische Konvent Augsburgischen Bekenntnisses – 1949 gegründet, um lutherische Theologen aus verschiedenen Kirchen, auch über die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche hinaus, zu gemeinsamem theologischen Nachdenken zu vereinigen – das seit 1934 aktuelle Thema „Barmen und das Luthertum“ erneut auf den Prüfstand gehoben.²

Frühere Barmenjubiläen, so das Gedenkjahr 1974, waren eher von Aktivitäten des Unionskirchentums umrahmt gewesen. So hatte der Rat der Evangelischen Kirche der Union schon 1970 den Theologischen Ausschuß beauftragt, Barmen II im Blick auf die gegenwärtige Situa-

¹ Hauschild, Wolf-Dieter, Georg Kretschmar u. Carsten Nicolaisen (Hrsg.): Die lutherischen Kirchen und die Bekenntnissynode von Barmen. Referate des Internationalen Symposiums auf der Reisenburg 1984, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984, 520 S.

² Rittner, Reinhard (Hrsg.): Barmen und das Luthertum. Beiträge von Kurt Nowak/Friedrich Hübner/Wolf-Dieter Hauschild/Albrecht Peters. Hannover: Luth. Verlagshaus 1984 = Bekenntnis. Fuldaer Hefte, Bd. 27.

tion in Kirche und Theologie zu interpretieren. Dem Votum des Theologischen Ausschusses ging es „nicht darum, die II. Barmer These in ihrer historischen Entstehung und in ihrer Wirkungsgeschichte zu entfalten, sondern . . . die in ihr gefällten theologischen Entscheidungen herauszustellen und zu fragen, inwiefern eine auf ihre Intentionen achtende weiterleitende Interpretation Hilfe und Wegweisung angesichts der uns heute bedrängenden Probleme geben könnte.“³ Die Arbeit des Theologischen Ausschusses in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre hat These III von Barmen (Gestalt und Ordnung der Kirche) theologiegeschichtlich aktualisiert.⁴

Im Blick auf unser Thema kann die Barmenliteratur als solche, obschon das Jubiläum gerade hier verständlicher Weise forschungs- und publikationsstimulierend wirkte, nur als Teilaspekt bilanzierender Bemerkungen gelten, die den Gegenwartsstand der Kirchenkampfforschung zu präsentieren versuchen. So ist auch zum religionspolitisch-kirchenpolitischen Problemkreis, zur Frage nach den kirchenpolitischen Gruppierungen, zur Widerstandsbedeutung des Kirchenkampfes, zu phasen- und schichtenspezifischen, territorial- und regionalgeschichtlichen Ergebnissen, auch zu den Konzeptionskontroversen Stellung zu nehmen.

Der Vortrag versteht sich also nicht als Literaturbericht über die Barmenliteratur des Jubiläumsjahres 1984. Hierzu sei auf die Sammelrezensionen von Ernst-Heinz Amberg in der Theologischen Literaturzeitung (März-Heft 1986) und von Wolf-Dieter Hauschild (Münster) in der Theologischen Rundschau (Heft 2, 1986) verwiesen.⁵ Amberg wertet ca. 14 Publikationen zur Barmer Erklärung aus; Hauschild nimmt unter Einbeziehung älterer Veröffentlichungen auf ca. 30 Titel Bezug. Auf Erkenntnisse beider Literaturberichte kann im Abschnitt „3. Zur Barmer Theologischen Erklärung“ nur ganz punktuell eingegangen werden. Beachtenswert ist bei Hauschild auch die rigorose Abwehr einer „Fortschreibung“ der 1. Barmer These im Sinne einer „Israeltheologie“, die er in „bestimmten, eher barthianischen Kreisen“ als eine „seltsame Tendenz“ wirksam sieht, die „nach Auschwitz“ im Sinne

³ Burgsmüller, Alfred (Hrsg.): Zum politischen Auftrag der christlichen Gemeinde (Barmen II). Votum des Theologischen Ausschusses der Evangelischen Kirche der Union. Mit Beiträgen von Hans-Georg Geyer u. a. Gütersloh: Gerd Mohn 1974; Zit.: S. 235 (Einleitung W. Kreck).

⁴ Vgl. Burgsmüller, Alfred (Hrsg.): Kirche als ‚Gemeinde von Brüdern‘ (Barmen III). Bd. 1: Vorträge aus dem Theologischen Ausschuss der Evangelischen Kirche der Union von Günther Baumbach u. a.; Bd. 2: Votum des Theologischen Ausschusses der Evangelischen Kirche der Union. Gütersloh: Gerd Mohn 1980/1981.

⁵ Amberg, Ernst-Heinz: Barmen 1934–1984. Ein Literaturbericht. ThLZ 111 (1984), Nr. 3, Sp. 161–174. – Hauschild, Wolf-Dieter: Zur Erforschung der Barmer Theologischen Erklärung von 1934. ThR 51 (1986), H. 2, S. 130–165.

theologischer Wiedergutmachung auch Christologie und Offenbarungslehre einzuschließen versuche:⁶ „Unter Berufung auf ‚Barmen‘ ist zwar vieles, aber nicht alles möglich.“ Eine historisch-hermeneutisch verantwortbare Aktualisierung der Barmer Theologischen Erklärung hat also ihre Grenzen.

1. Zur zeitgeschichtlichen Ausweitung der Kirchenkampfforschung

Die im Jahre 1971 gebildete „Evangelische Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte“, die die 1955 vom Rat der Evangelischen Kirche Deutschlands gegründete „Kommission für die Geschichte des Kirchenkampfes in der nationalsozialistischen Zeit“ ablöste, signalisierte bereits eine zeitgeschichtliche Extension des Forschungszeitraums. Auch die bisher innerhalb der neuen Reihe „Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte“ edierten Bände zeigen den Fortfall der früheren Begrenzung auf die Zeit des Dritten Reiches. Die kirchengeschichtliche Erforschung der Zeit der Weimarer Republik wie auch der Nachkriegszeit seit 1945 ist in ihrer relativen Eigenständigkeit immer stärker forschungsrelevant geworden und hat den Charakter bloßer Prolegomena oder appendixartiger Epiloghaftigkeit im Blick auf die Kirchenkampfhistorie des Dritten Reiches verloren. Daß dabei nicht der Kontinuitätsbezug als innere Geschichtslinie in den Umbrüchen von 1918, 1933 und 1945 übersehen werden darf, wird eine integrative Betrachtung der neuesten Kirchengeschichte beachten müssen. Bestimmung und historische Begründung dieser Geschichtszäsuren bleibt ein geschichtsmethodologisches Aufgabenfeld, wichtig für die Charakterisierung dessen, was Zeitgeschichte von Geschichte allgemein unterscheidet, wie Zeitgeschichte bei Wahrung des Geschichtszusammenhangs abgrenzbar und periodisierbar ist. Neben zeittheoretischen Erwägungen, wie sie von Reinhart Koselleck (Bielefeld) angestellt wurden,⁷ wäre etwa auch an die Einordnung der kirchlichen Zeitgeschichte in die Geschichte der Moderne zu denken, die im übergreifenden Rahmen einer Geschichte der Neuzeit für den deutschen und mitteleuropäischen Raum seit 1890 als Zeitgeschichte abgrenzbar erscheint. Herkömmlicherweise hat die Kirchliche Zeitgeschichte, weitgehend aus der seit 1945 einsetzenden Kirchenkampfforschung entstanden, sich der üblichen Periodisierung angeschlossen, die die politische Zeitgeschichte seit 1917/18 datiert. Tatsächlich sind die Geschichtsdaten 1918 und 1945 nicht nur für die deutsche Geschichte relevante Zäsuren.

⁶ Hauschild, Zur Erforschung der Barmer Theol. Erklärung, a. a. O., S. 154f.; Zit.: 155.

⁷ Koselleck, Reinhart: Was ist Zeitgeschichte? Referat auf der Arbeitstagung katholischer und evangelischer Zeithistoriker Schloß Hünigen b. Bern, 25.–29. Sept. 1985: ‚Die Zeit nach 1945 als Thema kirchlicher Zeitgeschichte‘ (erscheint im Tagungsband).

Die Forschungen zur Kirchengeschichte der Weimarer Republik (Jochen Jacke, Jonathan R. C. Wright, Kurt Nowak, Daniel R. Borg u. a.) bieten einen wichtigen kirchengeschichtlichen Vergleichsaspekt auch für die Kirchenkampfforschung, die vom Traditionszusammenhang auch wirkungsgeschichtlich nicht absehen kann. Das gilt neben kirchenpolitischen und kirchenreformerischen Fragen natürlich auch für das breite Feld theologie- und mentalitätsgeschichtlicher Betrachtung der dem Dritten Reich vorausgehenden Zeit. Ähnlich ist die Erforschung der Nachkriegszeit, der sich die Kirchliche Zeitgeschichte stärker zuwendet, an Folgeproblemen der Kirchenkampfzeit orientiert. Die kirchliche Entnazifizierung, zonenspezifisch, aber auch landes- und provinzialkirchlich interessant, ist beileibe nicht das einzige Folgeproblem, dem sich exemplarische Studien widmen (vgl. u. a. Armin Boyens zur amerikanischen Zone). In der Frage der Entnazifizierung hat die politische Zeitgeschichte einen bemerkenswerten Vorlauf.⁹ Die territoriale Zeitgeschichtsforschung sollte bei der Behandlung des Kirchenkampfthemas künftig die Nachkriegsentwicklung (etwa bis 1949) gleichgewichtig einbeziehen. Ich selbst habe mich bei den landeskirchlichen Exkursen in Band 3 meiner Kirchenkampffesamtdarstellung von der mehr oder weniger knappen Kennzeichnung des kirchlichen Umschwungs nicht dispensiert gefühlt und die Linien nach 1945 etwas auszuziehen versucht.¹⁰ Eine intensive Aufarbeitung der Nachkriegszeit nach 1945, in bereits bearbeiteten Teilbereichen (Flüchtlings- und Umsiedlerintegration, Remilitarisierung usw.)¹¹ mitunter schon mehr

⁸ Jacke, Jochen: Kirche zwischen Monarchie und Republik. Der deutsche Protestantismus nach dem Zusammenbruch von 1918. Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 12, Hamburg 1984. – Wright, Jonathan R. C.: 'Über den Parteien'. Die politische Haltung der evangelischen Kirchenführer 1918–1933. AKIZ B, Bd. 2, Göttingen 1976. – Nowak, Kurt: Evangelische Kirche und Weimarer Republik. Zum politischen Weg des deutschen Protestantismus 1918–1932, Weimar und Göttingen 1981. – Borg, Daniel R.: The Old-Prussian Church and the Weimar Republic. A Study in Political Adjustment 1917–1927, University Press of New England, Hanover, NH, and London 1984.

⁹ Boyens, Armin: Die Kirchenpolitik der amerikanischen Besatzungsmacht in Deutschland von 1944 bis 1946; in: Kirchen in der Nachkriegszeit. AKIZ B, Bd. 8, S. 7–99. – Vgl. auch die verschiedenen diesbezüglichen Referate der Arbeitstagung in Hünigen b. Bern (Tagungsband).

¹⁰ Meier, Kurt: Der evangelische Kirchenkampf. Gesamtdarstellung in drei Bänden, Halle (Saale) und Göttingen, Bd. 1 und 2: 1976; Bd. 3: 1984.

¹¹ Rudolph, Hartmut: Evangelische Kirche und Vertriebene 1945–1972. Bd. 1: Kirchen ohne Land. Die Aufnahme von Pfarrern und Gemeindegliedern aus dem Osten im westlichen Nachkriegsdeutschland: Nothilfe – Seelsorge – kirchliche Eingliederung. AKIZ B, Bd. 11, Göttingen 1984; Bd. 2: Kirche in der neuen Heimat. Vertriebenenseelsorge – politische Diakonie – das Erbe der Ostkirchen. AKIZ B, Bd. 12, Göttingen 1984; – Vogel, Johanna: Kirche und Wiederbewaffnung. Die Haltung der Evangelischen Kirche in Deutschland in den Auseinandersetzungen um die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik 1949–1956. AKIZ B, Bd. 4, Göttingen 1978. – Wischnath, Johannes Michael: Kirche in Aktion. Das

als das erste Nachkriegsjahrzehnt umfassend, bleibt Forschungsaufgabe und macht eine konstruktive Zusammenarbeit von kirchlicher Zeitgeschichte und dem kirchlichen Archivwesen unverzichtbar.

2. Zum religions- und kirchenpolitischen Problemkreis

Die Behandlung der Religionspolitik im Dritten Reich erfolgte in der Kirchenkampffronistik nach 1945 eher beiläufig. Nach einzelnen kritischen Untersuchungen in den fünfziger Jahren, die Teilaspekte darboten (so Hans Buchheim über die Zeit bis 1934, Paul Gürtler über den Warthegau während des Zweiten Weltkrieges),¹² hat das religionspolitische Thema erst seit den sechziger Jahren größere Bedeutung gewonnen. Kleinere Studien (so Klaus Scholder, Kurt Meier, Leonore Siegele-Wenschkewitz)¹³ haben dazu beigetragen, überholte monolithische Auffassungen vom Wesen der NS-Religionspolitik zu korrigieren, wie sie sich in den Kirchenkampfliteratur verschiedentlich eingestimmt hatten. Im Gefolge von Archivforschungen, die Monographien (wie der von John S. Conway über die NS-Kirchenpolitik)¹⁴ zugute kamen, konnte der religionspolitische Kontext des Kirchenkampfes besser erhellt werden. Hier ist besonders an die Dokumentation zu denken, die von Carsten Nicolaisen bearbeitet wurde und vorerst in zwei Bänden „Dokumente zur Kirchenpolitik des Dritten Reiches“ für die Zeit von 1933 bis Frühjahr 1935 präsentiert.¹⁵ Ihre Fortsetzung ist ein

Evangelische Hilfswerk 1945–1957 und sein Verhältnis zur Kirche und Innerer Mission, AKIZ B, Bd. 14, Göttingen 1986.

- ¹² Buchheim, Hans: Glaubenskrise im Dritten Reich. Drei Kapitel nationalsozialistischer Religionspolitik, Stuttgart 1953. – Gürtler, Paul: Nationalsozialismus und Evangelische Kirchen im Warthegau. Trennung von Staat und Kirche im nationalsozialistischen Weltanschauungsstaat. AGK Bd. 2, Göttingen 1958.
- ¹³ Scholder, Klaus: Die evangelische Kirche in der Sicht der nationalsozialistischen Führung bis zum Kriegsausbruch, in: VfZ 16 (1968), S. 15–35; ders.: Baden im Kirchenkampf des Dritten Reiches. Aspekte und Fragen. Oberrheinische Studien II. Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, Karlsruhe 1973, S. 223–243; ders.: Österreichisches Konkordat und nationalsozialistische Kirchenpolitik, in: ZEvKR, Bd. 20, H. 3, S. 230–243. – Meier, Kurt: Kirche und Nationalsozialismus. Ein Beitrag zum Problem der nationalsozialistischen Religionspolitik. AGK Bd. 15, Göttingen 1965, S. 9–29; ders.: Die Religionspolitik der NSDAP in der Zeit der Weimarer Republik. AGK Bd. 26, Göttingen 1971, 9–24. – Siegele-Wenschkewitz, Leonore: Zur Geschichte des Reichskirchenministeriums. Tutzing Texts. Sonderband I, München 1969, S. 185–206. – Für weitere Angaben vgl. Meier, Kurt: Kirchenkampfschreibung, in: ThR 46 (1981), H. 1–3, S. 19–57; 101–148; 237–275. – Scholder, Klaus: Art. Kirchenkampf, in: Ev. Staatslexikon, 2. erw. Aufl., Berlin/West 1975, Sp. 1177–1200, Bibliographie: Sp. 1199f.
- ¹⁴ Conway, John S.: Nationalsozialistische Kirchenpolitik 1933–1945. Ihre Ziele, Widersprüche und Fehlschläge, München 1969.
- ¹⁵ Nicolaisen, Carsten (Bearb.): Dokumente zur Kirchenpolitik des Dritten Reiches. Bd. I: Das Jahr 1933; Bd. II: 1934/35, hrsg. i. Auftrag der ev. Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte v. Georg Kretschmar, München 1971 und 1975.

dringliches Desiderat. Den Dualismus in der Religionspolitik von NS-Politik und Staat arbeitete bis 1935 Leonore Siegele-Wenschkewitz prononziert heraus.¹⁶ Einzelne territorialgeschichtliche Untersuchungen (besonders wenn sie mit historischem Methodenstandard gearbeitet wurden, wie die Arbeit über Westfalen von Bernd Hey oder von Karl Friedrich Reimers über Lübeck,¹⁷ gelegentlich aber auch historische Erinnerungsbeiträge mit Quellenstützung) vermochten regionalgeschichtlich kirchenpolitische Differenzen der NS-Führungskräfte exemplarisch aufzuweisen. Das religionspolitische Material zeigte, daß sich „die für das nationalsozialistische System typische Form der unscharfen und ambivalenten Kompetenzverteilung auch für den Bereich der Politik gegenüber den Kirchen bis in einzelne regionale und lokale Instanzen hinein verfolgen“ läßt.¹⁸

Der vielschichtige Entwicklungsprozeß, der von der ursprünglich beabsichtigten Gleichschaltung des evangelischen Kirchentums durch das gescheiterte unitarische Reichskirchenprojekt zu dem sich zunächst unterschwellig abzeichnenden Ausschaltungskurs der sogenannten weltanschaulichen Distanzierungskräfte führte, die der Kirche nach dem erhofften „Endsieg“ Ghettoexistenz und weitgehende Kriminalisierung zudedacht hatten, tritt in der Forschung klar zutage und ist auch in Darstellungen und Dokumentationen über die Kriegszeit (so auch bei Helmut Baier, Günter Brakelmann, Jörg Thierfelder u. a.) verschieden akzentuiert belegt.¹⁹ Die unübersehbaren Auswirkungen dieser im Krieg wahrnehmbaren religionspolitischen Trendwende bedürfen noch weiterer phasen- und regionalspezifischer Präzisierung und Konkretisierung. Exemplarisch sei hier auf den religionspolitisch orientierten Aufsatz von Klaus Scholder über Baden verwiesen.^{19a} Religions- und kirchenpolitisch relevante Sachverhalte finden sich auch in den drei Bänden meiner Gesamtdarstellung: neben der generellen Entwicklung auf Reichsebene auch in den landes- und provinzialkirchlichen Darstellungseinheiten mitsamt den Annexionsgebieten.

¹⁶ Siegele-Wenschkewitz, Leonore: Nationalsozialismus und Kirche. Religionspolitik von Partei und Staat bis 1935, Düsseldorf 1974.

¹⁷ Hey, Bernd: Die Kirchenprovinz Westfalen 1933–1945. Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte Bd. 2, Bielefeld 1974. – Reimers, Karl Friedrich: Lübeck im Kirchenkampf des Dritten Reiches. Nationalsozialistisches Führerprinzip und evangelisch-lutherische Landeskirche von 1933 bis 1945, Göttingen 1965.

¹⁸ Nicolaisen, Dokumente . . . Bd. 2, S. XXVI.

¹⁹ Baier, Helmut: Kirche in Not. Die bayerische Landeskirche im Zweiten Weltkrieg, Neustadt a. d. Aisch 1979. – Brakelmann, Günter (Hrsg.): Kirche im Krieg. Der deutsche Protestantismus am Beginn des Zweiten Weltkrieges, München 1979. – Thierfelder, Jörg: Das Kirchliche Einigungswerk des württembergischen Landesbischofs Theophil Wurm. AKIZ B, Bd. 1, Göttingen 1975.

^{19a} Vgl. Anm. 13.

Als Hilfsmittel zur Erfassung auch religionspolitischer Elemente in den 29 Bänden der Reihe „Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfes“ (= AGK)²⁰ dient jetzt auch der Registerband 30. Die mit zeitgeschichtlichem Standard ausgestattete Reihe „Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte“ (AKIZ) ist durch den Index der einzelnen Bände ohnehin leicht benutzbar. Sie überschreitet den Kirchenkampfzeitraum, besitzt gleichwohl in verschiedenen Bänden auch religionspolitischen Bezug im Blick auf das Dritte Reich (vgl. etwa Brunotte, Heinonen, Schjørring, Thierfelder). Zahlreiche Editionen und Publikationen der Kommission für Zeitgeschichte (bis 1972 bei der katholischen Akademie in Bayern) mit hohem zeitgeschichtlichem Publikationsstandard beziehen vom katholischen Blickpunkt wesentliche religionspolitische Probleme ein bzw. dokumentieren diese Sachverhalte.²⁴ Die Arbeit von Conway²⁵ über die NS-Kirchenpolitik berücksichtigt beide Kirchen. Ebenso versucht das Werk Klaus Scholders, evangelische und katholische Kirche gleichgewichtig nebeneinander zu behandeln.²⁶ Im Blick auf die Sicht der NS-Verfolgungsbehörden hat die schon ältere Arbeit von Friedrich Zipfel ihr Proprium, die neben den Kirchen auch die Zeugen Jehovas berücksichtigt.²⁷ Das Freikirchentum behandelt in seiner für den Druck stark gekürzten und umgearbeiteten Dissertation B Karl Zehrer.²⁸ Die umfangreiche Dokumentation von Heinz Boberach, die die Berichte der Gestapo und des SD über Kirchen und Kirchenvolk darbietet, gewinnt über den religionspolitischen Stellenwert hinaus auch eine erhebliche Belegfunktion für die religiöse Volksopposition im

²⁰ Registerband. Dokumente – Institutionen – Personen, hrsg. von Gertraud Grünzinger-Siebert unter Mitarbeit von Hannelore Braun, Carsten Nicolaisen u. Martin Siebert. AGK Bd. 30, Göttingen 1984.

²¹ Brunotte, Heinz: Bekenntnis und Kirchenverfassung. Aufsätze zur kirchlichen Zeitgeschichte. AKIZ B Bd. 3, Göttingen 1977.

²² Heinonen, Reijo E.: Anpassung und Identität. Theologie und Kirchenpolitik der Bremer Deutschen Christen 1933–1945. AKIZ B Bd. 5, Göttingen 1978.

²³ Schjørring, Jens-Holger: Theologische Gewissensethik und politische Wirklichkeit. Das Beispiel Eduard Geismars und Emanuel Hirschs. AKIZ B, Bd. 7, Göttingen 1979.

²⁴ Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte (bis 1972: bei der Katholischen Akademie in Bayern). In Verbindung mit Dieter Albrecht/Rudolf Lill/Konrad Repgen hrsg. v. Rudolf Morsey; Reihe A Quellen; Reihe B: Forschungen, Mainz 1965 ff. S. Anm. 14.

²⁶ Scholder, Klaus: Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918–1934, Frankfurt-Berlin-Wien 1977; Bd. 2: Das Jahr der Ernüchterung 1934. Barmen und Rom, Berlin/West 1985.

²⁷ Zipfel, Friedrich: Kirchenkampf in Deutschland 1933–1945. Religionsverfolgung und Selbstbehauptung der Kirchen in der nationalsozialistischen Zeit, Berlin/West 1965.

²⁸ Zehrer, Karl: Evangelische Freikirchen und das ‚Dritte Reich‘, Berlin/DDR und Göttingen 1986.

Dritten Reich und ist widerstandshistorisch für die Resistenzforschung im kirchlichen Bereich wichtig.²⁹

3. Resistenz und Widerstand

Weiterführend für die kirchenhistorische Behandlung des Widerstandsthemas hat sich seine Zuordnung zu übergreifenden Fragestellungen der politischen Widerstands- und Resistenzforschung erwiesen. Die methodische Einbindung in die allgemeine zeitgeschichtliche Widerstandsforschung sichert interdisziplinäre Gesprächsfähigkeit, ohne daß die Spezifik des kirchengeschichtlichen Phänomens nivelliert werden müßte. Exemplarisch sei dafür auf den Konferenzband der „Internationalen Konferenz zum 40. Jahrestag des 20. Juli 1944“ hingewiesen, der über 60 Beiträge aus dem Bereich der Widerstandsforschung enthält und von Jürgen Schmädke und Peter Steinbach 1985 herausgegeben wurde.³⁰ Unter dem Konferenzthema „Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler – eine Bilanz nach 40 Jahren“ wird der antifaschistische Widerstand im Dritten Reich unter partei-, gewerkschafts-, kirchen-, presse- und vor allem militärpolitischen Grundaspekten ereignis- und handlungsspezifisch vorgestellt. Auch der kommunistische und sozialdemokratische Widerstand ist nicht ganz ausgespart, sondern neben dem allerdings dominierenden „nationalkonservativen“, bürgerlich-zivilen wie auch militärischen Oppositionsverhalten eigens thematisiert. Für die Spannbreite des Themas ist charakteristisch, daß Aktivitäten des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ ebenso erörtert werden wie die Frage nach „Selbstbehauptung und Widerstand in nationalsozialistischen Konzentrationslagern“. In Teil III: „Kirchen und Konfessionen zwischen Kooperation und Teilwiderstand“ wird die kirchenhistorische Problematik des Einstellungsverhaltens von evangelischer und katholischer Kirche zum NS-Regime vorgestellt. Hier gelingt es vornehmlich der katholischen Seite (Heinz Hürten: „Selbstbehauptung und Widerstand der katholischen Kirche“) die Resistenzkraft der kirchlichen Institution herauszuarbeiten. Auch die religiöse Volksopposition wird benannt, wie sie etwa Heinz Boberach editorisch aufgewiesen hat. Nach Klaus Scholder ist das Widerstandspotential in beiden Kirchen nicht wirklich aktiviert worden. Im Protestantismus herrschte bei den Bekenntnis-

²⁹ Boberach, Heinz (Hrsg.): Berichte der Gestapo und des SD über Kirchen und Kirchenvolk 1934–1944. VKZG A, Bd. 12, Mainz 1971.

³⁰ Schmädke, Jürgen, u. Peter Steinbach: Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler. Publikationen der Historischen Kommission zu Berlin, München-Zürich 1985. – Klaus-Jürgen Müller (Hrsg.): Der deutsche Widerstand 1933–1945. UTB Nr. 1398, Paderborn 1986.

kräften nur ein Minimalkonsens in der Negation der faschistoid-orientierten Deutschen Christen, aber weithin keine Konformität in der Beurteilung des Nationalsozialismus.

Daß ein breiter Widerstandsbegriff nötig sei, um die Bekennende Kirche als Widerstandspotential zu erfassen, ist richtig gesehen. In diesem Zusammenhang gewinnt die Diskussion um das auch allgemeinhistorisch relevante Resistenzproblem zentrale Bedeutung. Allerdings dominiert im Band „Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ der ältere, auf Staatsstreich, Attentat und Umsturz bezogene Widerstandsbegriff. Vertreter sozialgeschichtlicher Verhaltensforschung im Blick auf das Dritte Reich kommen gleichwohl zu Wort (vgl. besonders den Beitrag von Klaus Tenfelde „Soziale Grundlagen von Resistenz und Widerstand“).³¹ Auf den Resistenzbegriff, der – auch bei Fehlen einer politischen Widerstandsmotivation im engeren Sinne – Widerständigkeit und Nonkonformität, Dissens und Dissidenz zum NS-System umschreibt, wird auch sonst verschiedentlich Bezug genommen. Da im außerdeutschen Sprachbereich „résistance“ der terminus technicus für den politischen Widerstand ist und dessen Organisationsform einschließt, Resistenz also als Bezeichnung der politischen Widerstandsbewegung gegen den Faschismus und die deutsche Okkupation schlechthin gilt, kann sich leicht ein synonymes Mißverständnis beider Begriffe (Resistenz und Widerstand) nahelegen. Die sozialgeschichtlich differenzierte Bedeutung von Resistenz als Beschreibung von widerständigem, resistentem Verhalten einzelner wie von Bevölkerungsgruppen im Dritten Reich (milieubedingt, interessenbezogen, traditions- und mentalitätsbestimmt) ist indes – ebenso wie der Kampf der Kirchen als solcher – als „objektiver Störfaktor“ im Gefüge des NS-Systems zu würdigen.³² Auch außen- wie innenpolitische Konstellationen können eine solche antifaschistische Störfunktion bewirken. Der Resistenzbegriff versteht sich transsubjektiv ausgreifend, schließt nicht notwendig eine bestimmte Motivation ein, fragt nicht durchweg oder ausschließlich moralisch-legitimativ, sondern ist vielmehr effektiv orientiert. Daß übrigens auch gesellschaftliche Voraussetzungen und Konstellationen – etwa das Kirchenkampfgeschehen als solches – als potentielle Bedingungen für Realisierung von Resistenz gelten, ist ebenso deutlich, wie die Tatsache außer Frage steht, daß ihr Vorhandensein der Realisierung von Widerstand im engeren Sinne, also der Aktualisierung von Widerstandspotenzen diene. Daß der Kirchenkampf Widerstandsmotivation

³¹ Ebd., S. 799–812.

³² Meier: Der evangelische Kirchenkampf, a. a. O., Bd. 3, S. 587–616. – Ders.: Die historische Bedeutung des Kirchenkampfes für den Widerstand im Dritten Reich. Zeitgenössische und aktuelle Aspekte der Urteilsbildung, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 83/84 (1984), S. 151–179.

für nationalkonservative Systemgegner war, ist bekannt, noch mehr aber die massive Judenverfolgung. Für die noch konträre Beurteilung der Widerstandsbedeutung der Kirchen im Dritten Reich ist es charakteristisch, daß die Widerstandsqualität des institutionellen Kirchentums gelegentlich noch rundweg negiert wird. Andererseits gilt die unpolitische Opposition der Kirchen funktional als Politikum. Daß die Bekennende Kirche streckenweise zu einer „Widerstandsbewegung wider Willen“ geworden sei, hatte schon Ernst Wolf eingeräumt.^{32a}

Vom Blickpunkt der Bonhoefferforschung aus hat E. Bethge – bei durchaus bleibender Favorisierung von Minoritäten als widerstandsbedeutsam im Kirchenkampf – auf die Tatsache hingewiesen, daß zunächst und weithin „beim Vollzug des Status confessionis auf der Basis von Barmen die Vision für die Aspekte eines politischen Widerstandes gefehlt“ habe.³³ Ohne die Zentralität des Bekenntnisaktes bagatellisieren zu wollen, gelten ihm Bekenntnis und Widerstand nicht als deckungsgleich. Bethges früher vertretene sukzessive Stufentheorie im Blick auf die politisch-humanitäre Qualität des bekenntniskirchlichen Widerstandshandelns, das seit 1938 das Versäumnis einschließe, vom partiellen Widerstand gegen staatskirchenrechtliche Verordnungen und Maßnahmen zum politischen Widerstand vorzustoßen, ist in seinem Beitrag über „Zwischen Bekenntnis und Widerstand: Erfahrungen in der Altpreußischen Union“³⁴ nicht thematisiert. Bethge weist hier stärker auf den bleibenden Dualismus von Bekenntnis und Widerstand hin, wobei Bekenntnis sich nicht grundsätzlich von der Wahrnehmung politisch-humanitärer Interessen dispensieren darf. Wo Bekenntnis indes die Schwelle zum politischen Widerstand überschreitet, müsse es sich – ohne mit dem Widerstand identisch zu sein – oft genug zum Arkanum transformieren. Hier mag die Tatsache mitschwingen, daß Bonhoeffer seit Ende der dreißiger Jahre anderen Widerstandskriterien verpflichtet war, die ein offenes Artikulieren brisanter Themen verboten. Politischer Widerstand schließt für Bethge zu Recht das rationale Kalkulieren von Erfolgchancen und auch die den Öffentlichkeitscharakter des Bekenntnisses verdeckende Konspiration ein. Er hebt damit auf die realhistorisch notwendigerweise unterschiedliche Gestalt und Funktion von Bekenntnis und Widerstand ab. Humanitätsbezogenes politisches Widerstandshandeln mußte (wie Bonhoeffers Eintritt in die Abwehr von Admiral Canaris zeigte) totalstaatliche Konformität und Legalität zwangsläufig simulieren, weil auf Umsturz zielendes Wider-

^{32a} Wolf, Ernst: Die evangelischen Kirchen und der Staat im Dritten Reich. ThSt, H. 76, Zürich 1963, S. 36.

³³ Schmäddeke/Steinbach, a. a. O., S. 292.

³⁴ Ebd., S. 281–294.

standshandeln (auch wenn es als Wagnis bekenntnis-orientiert motiviert war) Tarnung und Anpassung voraussetzte.

Obschon – wie Bethge ausführte – Bekenner und Widerständler nicht identifiziert werden dürfen („Bekenntnis und Widerstand sind nicht deckungsgleich; sie dürfen es auch nicht werden um der Sache Christi und der Kirche willen . . .“),³⁵ habe die im Dritten Reich bei der Bekenntnenden Kirche vorhandene Berühungsangst zu den Widerständlern beklagenswerte Folgen gehabt. Neben dem Intentionsgesichtspunkt, unter dem Bethge hier den Widerstand und die Widerständigkeit (die Resistenz) vorrangig beurteilt, spielt bei seinem Verständnis des Widerstandshandelns der Bekenntnenden Kirche auch der Gedanke der politischen Auswirkung bekenntnisbezogener kirchlicher Aktivitäten eine Rolle, schreibt er doch dem Bekenntniswiderstand als solchem – auch wo er noch unpolitisch gemeint war – die Rolle eines Politikums zu. Handlungsethisch notwendige Transformationen des Bekenntnisansatzes ins Politische ebenso wie widerstandshistorisch relevante politische Auswirkungen bekenntnishaft-kirchlicher Aktivitäten im Dritten Reich legen es aber nahe, auch die Resistenzkraft von Konstellationen und Situationen und damit auch des kirchlichen Milieus ins Auge zu fassen.

Das Projekt „Bayern in der NS-Zeit“³⁶ hat unter ausgreifendem territorialem Gesichtspunkt auch zahlreiches Belegmaterial in kirchlicher Hinsicht bereitgestellt; auch lokalgeschichtliche Studien tragen Spezifisches zur Resistenzproblematik bei. Für die Gegenwartsdiskussion sei hier auf Untersuchungen zur Relevanz von Volkskirche als objektives Widerstandsphänomen im Dritten Reich verwiesen, wobei die Rolle des Kirchentums als weltanschauliches Stör- und Rivalitätspotential im NS-System vor allem während der Kriegszeit aufgewiesen wird. Die Referate der Internationalen Arbeitstagung in Sandbjerg/Dänemark 1981, die – von Carsten Nicolaisen herausgegeben – unter dem Titel „Nordische und deutsche Kirchen im 20. Jahrhundert“ 1982

³⁵ Ebd., S. 294.

³⁶ Broszat, Martin, Elke Fröhlich u. Falk Wiesemann (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit. Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte, München-Wien 1977. – Broszat, M., u. E. Fröhlich: Bayern in der NS-Zeit II. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil A, München-Wien 1979. – Dies. u. Anton Großmann (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit III. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil B, München-Wien 1981. – Dies.: Bayern in der NS-Zeit IV. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil C, München-Wien 1981. – Broszat, M. u. Hartmut Mehringen (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit: Die Parteien KPD, SPD, BVP in Verfolgung und Widerstand, München-Wien 1983. – Broszat M., u. E. Fröhlich (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit VI. Die Herausforderung des Einzelnen. Geschichten über Widerstand und Verfolgung, München-Wien 1983.

³⁷ Nicolaisen, Carsten (Hrsg.): Nordische und deutsche Kirchen im 20. Jahrhundert. Referate auf der Internationalen Arbeitstagung in Sandbjerg/Dänemark 1981. AKIZ B, Bd. 13, Göttingen 1982

erschienen, bieten Material und Problemerkörterung zum internationalen Kontext des Volkskirchenproblems auch im Blick auf seine Resistenzkraft.

Wir greifen exemplarisch hier den Beitrag von K. Nowak über „Kirche und Widerstand gegen den Nationalsozialismus 1933–1945 in Deutschland“ heraus, dem es unter besonderer Berücksichtigung des Luthertums darum geht, „bislang unterschätzte oder noch gar nicht erforschte Widerstandslinien festzuhalten“.³⁸ Ein breit gefächelter Widerstandsbegriff, der dem differenziert-komplizierten Charakter der Wirkmechanismen unter zeitgeschichtlichem wie politikwissenschaftlichem Aspekt gerecht zu werden versucht und auch die Frage faschismustheoretischer Einordnung des NS-Systems nicht außer Betracht läßt, bleibt für jeden Versuch, auch in der Widerstandsforschung im Blick auf den deutschen Protestantismus methodologisch weiterzukommen, unerläßliche Voraussetzung. In seinen widerstandstheoretischen Erwägungen, die kirchenhistorisch an Fallstudien zu lutherisch geprägten Persönlichkeiten im weitesten Sinne verifiziert sind – es handelt sich um Karl Koch und Theophil Wurm als Vertreter eines Altkonservatismus, um Hans Asmussen und Helmut Schreiner als Jungkonservative und um Herman Mulert als Vertreter des Liberalismus –, kommt K. Nowak zu bemerkenswerten Erkenntnissen, die auf widerstandsgeschichtlich interessante Transformationsprozesse bei diesen kirchlichen Exponenten exemplarisch hinweisen. So verlagert sich bei Präses Koch sein deutschnationales parlamentarisches Engagement, das für ihn während der Weimarer Zeit signifikant gewesen war, nach 1933 auf die kirchenpolitische Ebene, weil er sich offensichtlich nur auf diesem Feld effektive Resistenzmöglichkeiten versprach.

Eine bisher stärker konfessorisch, mithin an kleinen Gruppen und Einzelpersonlichkeiten orientierte evangelische Widerstandsgeschichte behält gleichwohl aspekthaft ihr Recht und ihre Bedeutung. Aversionen gegen institutions- und volksskirchliche Strukturen und Effizienzen müssen indes als überholt gelten. Historiographische Konzeptionen einer stärker sozialgeschichtlich-kontextual orientierten Widerstands- und Resistenzforschung sind von dem gegenwärtigen Forschungsstand her legitim und sollten innerhalb der Kirchlichen Zeitgeschichte nicht mehr als exkulpatorischer Tendenz verdächtig denunziert werden. Mit gutem Recht stieß K. Nowak andernorts zu dem auch durch die Volkskirchenforschung jetzt stärker nahegelegten widerstandshistorischen Urteil vor, „daß die wirksamste Resistenz zuletzt nur von einem relevanten, d. h. in der ganzen Breite der Gesell-

³⁸ Nowak, Kurt: Kirche und Widerstand gegen den Nationalsozialismus 1933–1945 in Deutschland; in: Nicolaisen: Nordische und deutsche Kirchen, S. 228–270; Zit.: 230.

schaft anwesenden und wirksamen volkskirchlichen Protestantismus und also weniger von bekennenden Minoritäten mit dem Anspruch der ‚ecclesia pura‘ ausgehen konnte.“³⁹ Indem im übrigen dazu aufgefordert wird, exemplarisch die Vorstellung von der Eindimensionalität des Widerstandes zu ersetzen durch die Vorstellung einer Multidimensionalität, die im Begriff des Teilwiderstandes zum Ausdruck kommt und zwischen Institutionen, Personen und Gruppen stärker widerstandshistorisch zu differenzieren versucht, wird auf ein vertieftes Eindringen der Forschung „in die komplexe Realität der Motivations- und Aktionsbedingungen von Kirchen und Christen“ orientiert. Als Schwerpunkt auf der institutionsgeschichtlichen Ebene gilt dabei „die Volkskirche mit ihren wiederum in sich vielschichtigen und zum Teil gegeneinanderlaufenden kirchenpolitischen, theologischen und politischen Strömungen und Kräften“.⁴⁰

Günther van Norden meinte in seinem Überblick über die Forschungspositionen,⁴¹ die „bislang in der evangelischen kirchlichen Zeitgeschichte noch kaum vertretene originelle These von der stärkeren Resistenzkraft des sich seit 1935 . . . konsolidierenden evangelischen Volkskirchentums“, wie Nowak sie vertritt, stehe der „katholischen Position eines volkskirchlichen katholischen Milieus“ näher als der „im evangelischen Bereich vorherrschenden evangelischen Interpretation, die der Resistenztheorie skeptisch, wenn nicht ablehnend“ begegne. Sollte diese Kennzeichnung der Forschungslage für die Gegenwart noch zutreffend sein, so zeigte sich darin nur die Notwendigkeit eines Nachholbedarfs bei der Rezeption sozialgeschichtlich relevanter Gesichtspunkte.

Auch Gerhard Besiers⁴² Hinweis auf die synthetische Position Peter Steinbachs, der die zeitgeschichtlich-widerstandshistorischen Konzeptionen eines präzisierten politischen Widerstandsbegriffs mit sozialgeschichtlich relevanten Resistenzgesichtspunkten stärker vermittelt, verdeutlicht deshalb nur, daß es innerhalb der evangelischen Zeitgeschichtsforschung im Blick auf den Kirchenkampf um eine differenzierte Analyse gehen muß, die den komplexen Wirkmechanismen und

³⁹ Nowak, Kurt: Wie es zu Barmen kam. Problem- und ereignisgeschichtliche Aspekte der Barmer Bekenntnissynode und ihrer ‚Theologischen Erklärung‘; in: Rittner, Reinhard (Hrsg.): Barmen und das Luthertum, S. 9–35, Zit. 35.

⁴⁰ Nowak, Kurt: Kirche und Widerstand, a. a. O., S. 269.

⁴¹ Norden, Günther van: Zwischen Kooperation und Teilwiderstand: Die Rolle der Kirchen und Konfessionen. Ein Überblick über die Forschungspositionen; in: Schmädcke/Steinbach, a. a. O., S. 227–239, Zit. 230. – Beeindruckend hat Heinz Hürten resistenzhistorisch die katholische Haltung ausdifferenziert: Selbstbehauptung und Widerstand der katholischen Kirche; ebd., S. 240–253.

⁴² Besier, Gerhard: Ansätze zum politischen Widerstand in der Bekennenden Kirche: Zur gegenwärtigen Forschungslage; ebd., S. 265–280.

damit der Funktionabilität von Kirche und Christentum innerhalb des NS-Systems phasengerecht und schichtenspezifisch Rechnung zu tragen versucht. Dem Synthesebedürfnis der Forschungsansätze innerhalb der Kirchenkampfforschung wird eine Extension des Widerstandsbegriffs eher gerecht als ein bloßes Insistieren auf einseitig personalistisch-legitimatorische Widerstandsbegrifflichkeit. Besiers resümierende Feststellung, daß angesichts der disparaten Forschungslage eine umfassende Untersuchung zum Themenkomplex „Ansätze zum politischen Widerstand in der BK“ im Blick auf die vielfältigen Fragestellungen als „Sisyphusarbeit“ auf sich warten lassen werde, zielt auf die Möglichkeit, „daß Einzelanalysen das weite Forschungsfeld jedenfalls teilweise aufklären“.⁴³

Auf alle Fälle muß noch stärker als bisher der Bedingungs- und Wirkungszusammenhang von Widerstand als eines geschichtlich vielseitigen Prozeßgeschehens im Dritten Reich innerhalb der Kirchenkampfforschung zur Geltung kommen, damit die institutions- und sozialgeschichtliche Relevanz des Kirchentums widerstandshistorisch aufgearbeitet und nicht lediglich einem personalistischen und legitimatorisch gearteten Widerstandsbegriff aversiv-undialektisch gegenübergestellt oder gar bagatellisiert wird.

4. Zur Barmer Theologischen Erklärung

Daß das Barmen-Gedenken 1984 publikationsstimulierend sich auswirkte, ist ganz natürlich. Die Berichterstattung zur Barmen-Literatur hat darauf hingewiesen, daß ähnlich wie beim literarischen Ertrag des Lutherjahres 1983 „zwar eine theologische Gesamtdarstellung zum Thema fehlt, aber ein recht breites Spektrum von Einzelfragen behandelt“ wurde.⁴⁴ Neben Publikationen mit Einführungscharakter, die teilweise neben Originalbeiträgen auch ältere Zeugnisse und Interpretationen gegenwartsorientierend präsentieren, finden sich verschiedene systematische Untersuchungen wie auch ökumenische und kirchenpraktische Aktualisierungskonzeptionen. Es ist eine bemerkenswerte Beobachtung, daß die Barmer Theologische Erklärung im Zentrum des Interesses steht und dabei andere Beschlüsse der Barmer Bekenntnissynode wie auch diese selbst stark in den Hintergrund treten. Dabei wird das Augenmerk theologischen Nachdenkens entweder ekklesiologisch auf These III (also auf das Kirchenverständnis) gerichtet oder auch sozialethisch auf die Staats- und Gesellschaftsfrage, wie sie in These V (im Zusammenhang mit These II) präsent ist. Kirchlich-ökumenische und ethische Problemlösungen sind also gefragt. Die

⁴³ Ebd., 273.

⁴⁴ Amberg, Barmen 1934–1984, a. a. O., Sp. 172 (Vgl. Anm. 5).

Kontroversen um These I, die im Kirchenkampf auch ideologiekritische Funktion gegenüber zeitgenössischen deutschchristlichen Volksnomos-Entwürfen und ihrem Geltungsanspruch in der Kirche besaß, aber wegen ihres exklusiv christozentrischen Offenbarungsverständnisses theologisch umstritten war, treten selbst im Unterschied zu Debatten der unmittelbaren Nachkriegszeit in der Gegenwartsdiskussion zurück. Die ebenfalls nach 1945 weiterhin stark ventilierte Frage nach der Dignität der Barmer Theologischen Erklärung als eines kirchlichen Bekenntnisses hat seit längerem ihre Bedeutung verloren, was mit innerprotestantischen theologischen Ausgleichsbemühungen zusammenhängen mag, wie sie in der Leuenberger Konkordie von 1973 sich abzeichneten. Das Bemühen, Barmen in den Kontext des Aufbruchs neuer Bekenntnisbildungen seit 1932 in Deutschland einzugliedern und die „konfessionalistische Verengung des Bekenntnisbegriffs, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert in lutherischen Positionen artikulierte“, aufzubrechen, ist für lutherische Rezeptionsbemühungen im Blick auf die Barmer Theologische Erklärung im Zusammenhang mit dem Barmen-Gedenken 1984 deutlich geworden. So wird in den Thesen von Georg Kretschmar und Wolf-Dieter Hauschild im Anschluß an das Symposium auf der Reisenburg 1984 die Barmer Theologische Erklärung im Sinne eines altkirchlich-ökumenisch umfassenden Bekenntnisverständnisses als „neue Konkretion und Anwendung des alten Christusbekenntnisses auf eine besondere Situation mit existentiellem Anspruch“ aufgefaßt.⁴⁵ Dabei bleibt die Ambivalenz der Situationen für die theologische Rezeption der Barmer Erklärung, wie sich bei bestimmten Aktualisierungsversuchen zeigt, auch weiterhin begründeter Anlaß zu theologischer Kontroverse. Die Frage nach den theologischen Defiziten Barmens, etwa in der Judenfrage, ist historisch erklärbar, erschließt sich aus der zeitgenössischen Konstellation und dem Bewußtseinsstand der am Synodalbeschuß Beteiligten. Es ist deshalb eine wichtige historiographische Aufgabe nicht nur an diesem Punkte, wenn der von Martin Greschat ins Auge gefaßte Versuch realisiert würde, prosopographisch das Einstellungsverhalten der Barmer Synodalen gegenüber dem Dritten Reich in ihren phasenspezifischen Wandlungsprozessen aufzuarbeiten. Martin Greschat hat bereits mehrheitlich die Barmer Synodalen als Mitglieder bzw. Sympathisanten der NSDAP, DNVP, DVP und der Volkskonservativen ermittelt.⁴⁶

Die gesellschaftsgeschichtliche Perspektive in der Barmen-Forschung, wie sie in Diskussionsbeiträgen auf der Reisenburg eingefor-

⁴⁵ Hauschild/Kretschmar/Nicolaisen, a. a. O., S. 461–467 (vgl. Anm. 1); Zit. 462.

⁴⁶ Greschat, Martin: Bekenntnis und Politik. Voraussetzungen und Ziele der Barmer Bekenntnissynode, in: EvTh 44 (1984), S. 524–542, bes. 535.

dert wurde, ist ebenso ein regional- und lokalgeschichtliches Anliegen wie die Rolle von Politik und Gemeinden bei dem Geschehen um die Barmer Synode und den vergleichbaren Bekenntnissynoden. Heinz Boberach hat bezeichnenderweise gefragt:⁴⁷ „Was weiß man eigentlich von den Gemeinden, in denen die Barmer Synodalen standen. . . . Es besagt nicht viel, wenn eine Gemeinde als besonders engagiert in der Auseinandersetzung mit Reichskirchenregiment und Deutschen Christen gilt und sich dann herausstellt, daß es nur ein paar opinion leader oder happy few waren, die Beteiligung am Gottesdienst und am Kollektenaufkommen aber weit unter dem vergleichbarer Gemeinden liegt, die sich nicht um die Bekennende Kirche und die Deutschen Christen gekümmert haben.“

Von hier aus gewinnt auch das noch in den Anfängen stehende Forschungsproblem, das mit der weiterführenden Aufarbeitung des verzweigten Verbandsprotestantismus und seinem Einstellungsverhalten gegeben ist, seine Relevanz für die Forschung. Mit der Barmer Bekenntnisperspektive ist der realhistorischen Bedeutung des Verbandsprotestantismus nur sehr bedingt beizukommen.

In gewisser Weise kontrovers bleibt auch für die Barmen-Betrachtung die je spezifische Urteilssicht einer stärker theologisch angeleiteten Sichtweise und der stärker mit dem Methodeninstrumentarium der Allgemeingeschichte arbeitenden Historiker. Das hat auch Interpretationskonsequenzen für die Kirchenkampfhistoriographie. Wer die Bedeutung Barmens für den historischen Prozeß evangelisch-kirchlichen Geschehens im Dritten Reich übersähe, gelangte zu ähnlich defizitärer historischer Wahrnehmung wie derjenige, der den Kirchenkampf ausschließlich mit einer barmenianisch gefärbten Brille zu betrachten und zu beurteilen gewohnt ist. Letzterer sähe gleichsam nur noch Freunde und Verwandte der partiellen theologischen Sichtweise und nähme andere Personen, Gruppen und kirchliche Strömungen allenfalls noch als Feinde oder Fremde wahr, deren Anteil am historischen Prozeß zudem verzerrt erschiene. Es würde gleichsam etwas von dem verloren gehen, was dem protestantischen Prinzip historiographisch entspricht: nämlich seine Geschichte nicht zu selektieren. Mit einer „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ im Barmer Gewand, die sich protestantisches Institutionskirchentum nur als eine weiland von Gottfried Arnold gegen Ende des 17. Jahrhunderts gegeißelte und entlarvte Konsistorialratskirche vorzustellen vermöchte, ist es für die Gegenwartshistorie nicht mehr getan.

Es ist darum für den zeitgeschichtlichen Interpretationsstandard charakteristisch, daß die gruppenspezifischen Einstellungsmuster bei

⁴⁷ Hauschild/Kretschmar, Nicolaisen, a. a. O., S. 475–477 (vgl. Anm. 1).

der theologischen Positionsbeschreibung eine immer genauere Durchklärung erfahren. Das trifft auf das deutschchristliche, das barthianische und das stark differenzierte normaltheologische Einstellungsmuster zu, wie sie K. Nowak im Blick auf Barmen in bewußt idealtypischer Pointierung auf den Nenner gebracht hat, ebenso auf die Unterscheidung zwischen bekennender Synodalbewegung von 1934 und kirchenregimentlicher Bekenntnisbewegung und ihren unterschiedlichen Funktionsmechanismen und Intentionen.⁴⁸

Hilfreich für das Verständnis der zeitgenössischen Auseinandersetzungen um Barmen ist die historiographische Betrachtung des lutherischen Einigungsprozesses, der Barmen stärker als Legitimation für bekennendes lutherisches Kirchentum sah. Tatsächlich konnten von den Beschlüssen der Barmer Bekenntnissynode aus – wie K. Nowak überzeugend dargelegt hat – „radikale Barmenianer“ ebenso wie „konfessionelle Lutheraner“ lediglich als Teilrezipienten des auf Bekenntnis *und* Kircheneinheit zielenden Anliegens Barmens verstanden werden: „Als lutherische Teilinterpretation von Barmen begreifen wir die Isolierung und Verabsolutierung des Rufs zum Bekenntnis der lutherischen Reformation. . . . Über diesem Teilstück Barmens wurde der nach vorn weisende Einheitsauftrag vernachlässigt und verdrängt. Als Teilinterpretation durch die sog. ‚Barmenianer‘ ist die Umprägung der Barmer Sätze zur Identifikationsformel eines dann nicht mit Hilfe der Tradition stringent durchgeklärten Bekennens, ja Bekenntnisses zu werten: ‚Barmen-Fundamentalismus‘. Damit aber hatten sich die im Moment des synodalen Ereignisses und seiner pneumatischen Kraft spannungsreich-glücklich zusammengefügte Teilelemente von Barmen partikular hypostasiert und sind im Fortgang des Kirchenkampfes auf das heftigste zusammengeprallt. Das einigende Element, der Schritt in einen theologisch verantworteten und allseitig reflektierten Vollzug des Bekennens im Dienste bekennender Kircheneinheit, ist nicht fest genug im Auge behalten worden.“⁴⁹

Im Blick auf die Entstehungsgeschichte der Theologischen Erklärung relevant ist die einzige größere Monographie historischer Art von Carsten Nicolaisen, wie sie im Zusammenhang mit dem Barmenjahr vorgelegt wurde.⁵⁰ Sie berücksichtigt auch Materialien, die früheren Autoren noch nicht zur Verfügung standen. Die bisherige Forschungsergebnisse partiell auch korrigierende minutiöse Rekonstruktion der

⁴⁸ Barmen und das Luthertum, a. a. O., S. 9–35 (vgl. Anm. 2).

⁴⁹ Nowak, Kurt: Die Barmer Bekenntnissynode und der lutherische Einigungsprozeß von den zwanziger Jahren bis zur Gründung des Lutherrats (1936); in: Hauschild/Kretschmar/Nicolaisen, a. a. O., S. 237–250; Zit. 250.

⁵⁰ Nicolaisen, Carsten: Der Weg nach Barmen. Die Entstehungsgeschichte der Theologischen Erklärung von 1934, Neukirchen-Vluyn 1985.

Vorgeschichte bietet in Darstellung, Dokumentation wie synoptischer Darstellung der acht Textfassungen zuverlässige Information, ohne deren Beachtung, Auslegung und Interpretation der Barmer Theologischen Erklärung künftig nicht mehr erfolgen sollte. Die dominierende Rolle Karl Barths beim Ringen um einen Konsens wird faktisch erhärtet, während es sich zeigt, daß die lutherischen Entwürfe von Stoll, Breit und anderen einfach nicht zum Zuge kamen. Das ältere Argument von Eberhard Klügel, die Synodalsituation habe nur eine sehr punktuelle Modifikation des vorgelegten Textes durch die anwesenden Lutheraner ermöglicht, findet sich bestätigt. Das erzielte, wenngleich problemgeladene Ergebnis ist trotzdem erstaunlich. Die Text- und Redaktionsgeschichte ist bei Nicolaisen in eine auch kontextuale Gesichtspunkte berücksichtigende lebendige Darstellung eingebunden, die den Bogen von der kirchlichen Opposition bis zur Bekenntnisgemeinschaft der DEK spannt und in die Planungs- und Realisierungsphase der Barmer Bekenntnissynode führt. Die Belege zeigen auch in terminologischer Sicht, daß das „neue Bild von Kirche“ erst im Vollzug entstand und daß der auch in der Kirchenkampfpublizistik gelegentlich als „Feindbegriff“ denunzierte Ausdruck „Bekenntnisfront“ nicht nur von Vertretern der intakten Kirchen, sondern auch von Bekenntnissynodalen wie Karl Immer u. a. völlig unbefangen gebraucht wurde.⁵¹ Für die Vorgeschichte der Barmer Synode konnte C. Nicolaisens Publikation von den Herausgebern des posthum erschienenen zweiten Bandes des Werkes von Klaus Scholder⁵² zu schonamer Teilkorrektur und Ergänzung des über Barmen Ausgeführten noch herangezogen werden. Scholder hat in Band 2 seiner Darstellung an seinem uneingeschränkt positiven Verständnis der Barmer Theologischen Erklärung zunächst festgehalten: „Sie blieb der cantus firmus der Bekennenden Kirche auch dort, wo ihre Stimme immer wieder von anderen Stimmen über-tönt zu werden drohte.“ Im Laufe der folgenden Jahre habe sie „die evangelische Kirche in zwei wesentlichen Punkten, dem Kirchenverständnis und dem Staatsverständnis, tiefer verändert als irgendein anderes Ereignis seit der Reformation“.⁵³ Durch die Betonung des dreifachen „solus“ der Reformation stehe sie ganz nahe am Schriftverständnis des jungen Luther. Der Verzicht der Bekennenden Kirche, sich im Dritten Reich als „politische Widerstandsgruppe“ zu verstehen, sei im Kern einer theologischen Entscheidung entsprungen. Gleichwohl bescheinigte Scholder der an Barmen orientierten Bekennenden Kirche politische Wirkungen. Obschon der theologische Anspruch der

⁵¹ Ebd., S. 43, 48, 58, 92, 95, 103, 105.

⁵² Scholder, Klaus: Die Kirchen und das Dritte Reich, a. a. O., Bd. 2.

⁵³ Ebd., S. 190.

Barmer Erklärung „bis auf den heutigen Tag noch nicht eingelöst“ sei,⁵⁴ räumt Scholder die Gefahr einer Barmer Lehrgesetzlichkeit schon bald nach der Synode ein, wodurch der erzielte Einigungserfolg bald wieder in Frage gestellt wurde.⁵⁵

Obwohl erst „die Verbindung der Bekenntnisfrage mit der Rechtsfrage“ nach Scholders Meinung aus der „Bekenntnisfront“ die „Bekennende Kirche“ entstehen ließ,⁵⁶ wird von ihm doch – im Kontrast zur bruderrätlich-barmenianischen Historiographie – in überraschender, wenn auch in realhistorisch plausibler Weise die Barmer Bekenntnissynode mit ihren konkreten Notrechtskonsequenzen äußerst kritisch beurteilt. Scholder spricht von einer Majorisierung der Restsynode in Dahlem (52 gegen 20 Synodale), weist auf die Tatsache hin, daß der „Mythus von Dahlem“ nach dem Krieg kritische Rückfragen verhindert habe. Der Gefahr eines sektiererischen Kirchenbegriffs⁵⁷ sei die bekennende Kirche dahlemitischer Observanz nicht ganz entgangen. Das situationsfremde Festhalten an den Dahlemer Beschlüssen habe die Einheit der Bekennenden Kirche aufs schwerste belastet.⁵⁸ Ähnlich kritisch werden dahlemitische Ansinnen eines Bruderratsmodells an die kirchenorganisatorische Nachkriegsentwicklung beurteilt: „Wenn sich nach dem Krieg gleichwohl die alten landeskirchlichen Ordnungen überall wieder durchsetzten, so geschah dies weniger in der Abkehr von Barmen als vielmehr in der Berücksichtigung bestimmter, mit der Volkskirche verbundener Auflagen und Bedingungen.“⁵⁹ Ohne von institutionskirchlicher Apologetik bestimmt zu sein, hat Scholder mit Band 2 im Blick auf eine Barmeninterpretation, die ihre legitime Konsequenz im Dahlemer Notrecht sah, eine bemerkenswerte Wende signalisiert, die den volks- und landeskirchlichen Realitäten im Kirchenkampf des Dritten Reiches ihr historisches Recht beläßt.

5. Kirche im zweiten Weltkrieg; volkskirchliche Stabilisierung

Die Erforschung der Zeit des Zweiten Weltkrieges ist kirchenkampfhistorisch im letzten Jahrzehnt stärker betrieben worden. Mit einer vorwiegend aus landeskirchlichem Material gewonnenen umfangreichen Darstellung mit starkem Dokumentationsanteil hat Helmut Baier die bayerische Landeskirche im Zweiten Weltkrieg vorgestellt.⁶⁰ Die Darstellung, kirchenkundlich-zeithistorisch informativ und aspekt-

⁵⁴ Ebd., S. 193 f.; Zit.: 194.

⁵⁵ Ebd., S. 200, 203.

⁵⁶ Ebd., S. 42.

⁵⁷ Ebd., S. 47.

⁵⁸ Ebd., S. 347 f.

⁵⁹ Ebd., S. 196.

⁶⁰ Baier, Helmut: Kirche in Not, a. a. O. (vgl. Anm. 19).

reich konzipiert, regional übergreifend und mit der allgemeinen Kirchenkampfgeschichtsschreibung vermittelt, beschreibt eindrucksvoll die Restriktionsmaßnahmen des NS-Regimes gegen das Kirchtum auf territorialer Ebene; sie zeigt indes auch, wie die parteiamtliche Drohung, mit Kirche und Christentum nach dem Endsieg abzurechnen, zu einer Stärkung des kooperativen Resistenzpotentials im Kirchtum führte und ursprüngliche Gruppenfixierungen lockerte. Die breitgefächerte Skala regionaler und überregionaler Vorgänge, minutiös aufgeschlüsselt und anschaulich entfaltet, läßt die objektive Widerstands- und Störfunktion intakten lutherischen Kirchtums in der NS-Zeit deutlich werden.

Ähnlich aspektreich, dem Charakter nach indes als Lese- und Arbeitsbuch didaktisch gestaltet, ist durch intensive Durchforstung der kirchlichen Presse, insbesondere auch mancher Grauliteratur, das von Günter Brakelmann herausgegebene Studienbuch zur kirchlichen Zeitgeschichte „Kirche im Krieg. Der deutsche Protestantismus am Beginn des Zweiten Weltkriegs“ von Belang.⁶¹ Eine Fortsetzung der Dokumentation würde Wandlungen während der Kriegszeit (Ernüchterung, Enttäuschung, Sorge, Hoffnungsaspekt etc.) im kirchlichen Einstellungsverhalten erkennen lassen. Die Verweigerung, sich „geistig-seelisch“ und „religiös-ethisch“ vom NS-Totalstaat „gleichschalten“ und systemgerecht funktionalisieren zu lassen, gilt – wenn hier auch offensichtlich noch stärker auf die Bekennende Kirche bezogen und nicht volkskirchlich ausgeweitet – als ein „Politikum ersten Ranges“.⁶²

Neben einem Aufsatz von L. Siegele-Wenschkewitz über die Kirche in der Kriegszeit muß vor allem die Monographie von Jörg Thierfelder über das Einigungswerk des Landesbischofs Wurm als eindringender Beitrag in den Entwicklungsprozeß kirchlicher Frontverbreiterung im Pro und Contra der Positionen beachtet werden.⁶³ Hier wird die Unausweichlichkeit eines Trends gekennzeichnet, der zu betonter Integrierung volkskirchlicher Kräfte führte, wenngleich die Kriegssituation keine volle Solidarisierung aller kirchenbewußten Kräfte des landeskirchlichen Protestantismus mehr erzwingen konnte.

Daß die mit dem Restriktionskurs des NS-Regimes korrespondierende Integrationstendenz im Einigungswerk gleichwohl auf die Benutzung der Barmer Theologischen Erklärung als Konsenspapier verzichten mußte, sondern in 13 Sätzen über Auftrag und Dienst der Kirche

⁶¹ Brakelmann, Günter: Kirche im Krieg, a. a. O. (vgl. Anm. 20.)

⁶² Ebd., S. 95.

⁶³ Siegele-Wenschkewitz, Leonore: Die Evangelische Kirche in Deutschland während des Zweiten Weltkrieges 1939–1945, in: EvTh 39 (1979), H. 5, S. 389–410. – Thierfelder, Jörg: Das Kirchliche Einigungswerk . . . , a. a. O.

eine theologisch-kirchliche Grundlage für die Einigungsaktion suchte, ist bezeichnend für die Kriegssituation. Schon in der unmittelbaren Vorkriegssituation des Jahres 1938 war eine Sammlung der in sich zerklüfteten und zerspaltenen Bekenntniskräfte mit anderen kirchenbewußten Kräften durch interpretative Bezugnahme auf Barmen (man denke an die Essener Kolloquien 1938) nicht gelungen.

In meinem 1984 erschienenen Band 3 über den „Evangelischen Kirchenkampf“ habe ich sowohl den „Partikularismus kirchlicher Gremien und Gruppen“ wie auch die religionspolitischen Restriktionsmaßnahmen und volkskirchlichen Stabilisierungstendenzen im „Altreich“ in besonderen Kapiteln eigens thematisiert. Nowak kennzeichnet die Entwicklung so:⁶⁴ „Seit der Ära der Kirchenausschüsse, spätestens aber seit Kriegsbeginn haben sich die kirchlichen und theologischen Gruppenegegensätze gemäßigt. Es war die Struktur von ‚Normaltheologie‘ und ‚Normalekklesiologie‘, die unter dem Epochenstichwort Volkskirche wieder zum Durchbruch kam und sich zunehmend konsolidierte. Sowohl die radikal-fanatisierten Deutschen Christen wie auch die entschiedenen Barmerianer traten an den Rand des kirchlichen Spektrums. In diesem Betracht stellt sich die Frage nach Rang und Wert Barmens nicht exklusiv theologisch-systematisch; sie wird zur Frage nach dem kirchengeschichtlichen Prozeß nach 1935/37 und seiner Bewertung, zur Frage nach dem corpus mixtum Volkskirche.“

Es ist für den Gegenwartsstand einer zeithistorisch integrativ arbeitenden Kirchenkampfhistoriographie von erheblichem Belang, daß das Kirchenkampfgeschehen nicht mehr einer engen Gruppensicht verhaftet bleibt, sondern zunehmend in volkskirchlicher Breite untersucht wird. Nicht nur eine stärkere Einbeziehung der kirchengeschichtlichen Forschungen über die Weimarer Republik, sondern ebenso der unmittelbaren Nachkriegsgeschichte ist des längeren als Forschungsaufgabe angefaßt und als solche anerkannt. Das gilt in ereignis- wie in problemgeschichtlicher Hinsicht. Nach Erörterung der geschichtlichen Sachverhalte unter einem (theologisch geprägten) Schuld- und Versagenskonzept ist es für die Nachkriegsgeschichte (ähnlich wie für die Kirchenkampfzeit geschehen) an der Zeit, stärker präzise Ereignisabläufe und strukturhistorische Probleme kirchlicher Entwicklung ins Auge zu fassen. Über vorhandene Untersuchungen hinaus wird die weitere archivalische Fundierung auch im landeskirchlichen Bereich Voraussetzung für erfolgreiche Bearbeitung der Nachkriegsgeschichte seit der

⁶⁴ Nowak, Kurt: Wie es zu Barmen kam, a. a. O., S. 35 (vgl. Anm. 39). – S. auch Meier, Kurt: Volkskirche 1918–1945. Ekklesiologie und Zeitgeschichte, München 1982 (=ThExh, Nr. 213); ders.: Die zeitgeschichtliche Bedeutung volkskirchlicher Konzeptionen im deutschen Protestantismus zwischen 1918 und 1945; in: Nicolaisen, Nordische und deutsche Kirchen, a. a. O., S. 165–197.

Geschichtszäsur 1945 sein, obwohl Befangenheitsbarrieren oder auch noch Personenschutzprobleme sich hierbei hinderlich erweisen. Doch gibt es hier bemerkenswerte Fortschritte, die durch das Bemühen der kirchlichen Zeitgeschichte um kritisch-objektive Behandlung aller einschlägigen Sachverhalte gefördert werden sollten. Soweit exkulpative und andererseits auch unhistorische denunziatorisch-sensationelle Tendenzen aus der kirchlichen Zeitgeschichte verbannt sind, wird hier tieferes Eindringen in die realhistorischen Sachverhalte zu weiteren Erkenntnissen führen. Das gleiche gilt für die Kirchenkampfforschung im engeren Sinne.

Im Blick auf die Weimarer Zeit und das Dritte Reich wird volkswirtschaftliche Breite des kirchengeschichtlichen Ansatzes durch Forschungsprojekte erzielt, die den Verbandsprotestantismus betreffen. Die Erforschung des Sozialprotestantismus als eines weniger beachteten Forschungsfeldes hat in den letzten Jahren verstärkt an Bedeutung gewonnen. Der enge Konnex zwischen Kirche und Gesellschaft wird an eindringenden Untersuchungen etwa zur Inneren Mission, als einem gesellschafts- und diakoniegeschichtlich relevanten protestantischen Großverband deutlich. Als Gestalt des sozialen Protestantismus zwischen 1918 und 1945 hat Jochen-Christoph Kaiser die Innere Mission in einer umfangreichen Studie kritisch durchleuchtet und ihre sozialgeschichtlich-volkswirtschaftliche Relevanz aufgewiesen.⁶⁵ Sozialgeschichtliche Untersuchungsfelder zur Kirchengeschichte der Weimarer Republik werden durch Günter Brakelmann bearbeitet.⁶⁶ Das Sozialverhalten kirchlicher Institutionen wie auch die gesellschaftsgeschichtliche Funktion protestantischer Verbände bieten ein breites Spektrum von Themen, deren Untersuchung lohnenswert erscheint. Die sozialgeschichtliche Einbindung der kirchengeschichtlichen Sachverhalte in den allgemeingeschichtlichen Kontext auch auf regionaler und lokaler Ebene wird notwendige kontextuale und situative Differenzierungen ermöglichen. Nachdem die kirchliche Zeitgeschichte das evangelische Kirchentum vielfach vorrangig als Nationalprotestantismus kritisch ins Visier genommen hat, ist protestantische Christentumsgeschichte nunmehr verstärkt als Sozialprotestantismus zu thematisieren. Sekundiert wird dieser realhistorischen Extension des kirchlichen Spektrums durch Forschungsaktivitäten, die (etwa im Umkreis des Ernst-Troeltsch-Kongresses) der Erforschung des kirchlichen Liberalismus gewidmet werden. Diese neue Kulturprotestantismusforschung bedeu-

⁶⁵ Kaiser, Jochen-Christoph: Sozialer Protestantismus zwischen Republik und Diktatur. Studien zur Geschichte der Inneren Mission 1918–1945, Habil.-Schrift, masch.schr., Münster 1986, 692 S.

⁶⁶ Brakelmann, Günter: Evangelische Kirche in sozialen Konflikten der Weimarer Zeit. Das Beispiel des Ruhreisenstreits, Bochum 1986

tet „Öffnung der Theologie für Fragestellungen der historischen Sozialwissenschaften“, begünstigt auch durch eine hierin sich vollziehende „tiefgreifende Revision des überlieferten Bildes der neueren Theologiegeschichte“.⁶⁷ Von hier aus sind nachhaltige Impulse für die weitere Erforschung der Sozial- und Kulturfunktion des Protestantismus im 20. Jahrhundert zu erwarten.

[Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.]

[Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.]

[Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.]

⁶⁷ Graf, Friedrich Wilhelm: Kulturprotestantismus wieder aktuell, in: Lutherische Monatshefte 25 (1986), S. 309–312; Zit. 309. Hinweis auf ein von Hans-Martin Müller/Tübingen veranstaltetes Kolloquium zur ‚Phänomenologie des Kulturprotestantismus‘ im März 1986 in Bad Homburg.

Theodor Noa der erste evangelische Jugendpfarrer von Hagen – ein Opfer der Rassengesetze des „Dritten Reiches“

Bei den Opfern der Rassengesetze des „Dritten Reiches“ denken wir in der Regel an jüdische Mitbürger. Die Nürnberger Gesetze vom 15. November 1935¹ schließen aber auch die jüdischen Mischlinge ein, die von einem oder zwei der Rasse nach jüdischen Großelternanteilen abstammen. Es wird oft vergessen, daß dieser Personenkreis mancherlei Bedrängnisse und Leiden erfahren mußte. Einer dieser Männer, der erste evangelische Jugendpfarrer von Hagen und spätere Gemeindepfarrer von Siegen, Theodor Noa², soll mit diesen Aufzeichnungen der Gefahr des Vergessenwerdens entrissen werden.

Jugend und Studium

Theodor Paulus Walter Noa wurde geboren am 10. Mai 1891 in Görldorf bei Königsberg in der Neumark als Sohn des dortigen Pfarrers Theodor Noa und seiner Ehefrau Elise, geborene Oehme. Er wurde getauft am 5. Juni 1891. Der Vater stand in dem Ruf, ein äußerst lebendiger Prediger gewesen zu sein. Er starb, als der Sohn Theo ein halbes Jahr alt war. Die Mutter zog mit Theo und dem dreieinhalb Jahre älteren Bruder nach einem zweijährigen Zwischenaufenthalt in Schönfließ in der Neumark nach Sondershausen. Dort genoß Theo auf der Vorschule des Fürstlichen Gymnasiums den ersten Schulunterricht. Da der Mutter bei der knappen Pension die Erziehung zweier Söhne sehr schwer wurde, kam der jüngere im Alter von sieben Jahren zu Verwandten, einer Schwester der Mutter und deren Mann, dem Pfarrer Mätzoldt in Dresden, die selbst keine Kinder hatten. Er fand dort, wie er selber in seiner Lebensgeschichte schreibt, sein zweites Elternhaus und wurde völlig als Sohn des Hauses angesehen und erzogen.

Die Konfirmation von Theodor Noa erfolgte am Palmsonntag, dem 8. April 1906, in der evangelisch-lutherischen Kirche zu Dresden-Fried-

¹ RGBI 1935, S. 1146f.

² Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 4), Bielefeld 1980, Nr. 4523. – Für die hier vorgelegte Darstellung wurden folgende Quellen benutzt: Personalakte Theodor Noa (im Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen); Nachrichtenblatt der Christlichen Vereinigung höherer Schüler (BK) Westfalens, herausgegeben von Theodor Noa und Otto Vetter, ab 1924; Handschriftliche Vorarbeiten für eine geplante Noa-Biographie von Hermann Nau.

richstadt durch den Onkel, Pfarrer Mätzold. Theodors Konfirmations-spruch war Psalm 119, Vers 9: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg un-sträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten.“

Seine Mutter zog später zu ihrer Schwester, die als Oberbeamtin am Staatsgefängnis angestellt war, und wohnte mit ihr und dem älteren Bruder Theos in Breslau. Der Bruder studierte Mathematik und ging nach bestandem Staatsexamen in den Versicherungsdienst. Er starb als kriegsfreiwilliger Luftschiffer an einer Krankheit, die er sich auf dem Balkankriegsschauplatz zugezogen hatte, im April des Jahres 1917.

In Dresden besuchte Theodor Noa nach Abschluß der Vorberei-tungszeit auf der III. Bürgerschule von Ostern 1901 an das Wettiner Gymnasium, das er Ostern 1911 mit dem Reifezeugnis verließ. Er blickte dankbar auf seine Schulzeit zurück in dem Wissen, daß einzelne Lehrer ihm manches mit ins Leben gegeben hatten, das über das bloße Schul-wissen hinausgeht. Von besonderer Bedeutung wurde ihm, daß er als Untersekundaner in den Dresdner Bibelkreis für Schüler höherer Lehranstalten eingeführt wurde. Er gehörte ihm bis zum Abschluß seiner Schulzeit an und bekannte später, daß neben dem, was das Elternhaus ihm an religiöser Erziehung mitgegeben hatte, der Bibel-kreis seine religiöse Entwicklung wesentlich mitbestimmt hat.

Die Entscheidung zum Studium der Theologie war zunächst von der Tradition her durch den Beruf des Vaters und des Pflegevaters beein-flußt, aber je älter er wurde, desto mehr wurde ihm diese Berufswahl innerste Entscheidung und Notwendigkeit.

Ostern 1911 bezog er die Universität Leipzig, um dort sein Studium zu beginnen. Er hörte in den beiden ersten Semestern die Professoren Kittel, Rendtorff, Hauck, Heinrich, Brieger und Guthe. Einer Tradition seines Pflegevaters folgend schloß er sich in Leipzig der Sorabia, der Lausitzer Prediger-Gesellschaft an, nahm aber auch in seinem zweiten Semester Beziehung auf zu der interkorporativen Deutschen Christli-chen Studenten-Vereinigung (DCSV).

Ostern 1912 verließ Noa Leipzig, um ein Semester an der Theologi-schen Schule in Bethel bei Bielefeld zu studieren. Die Tante, Frau Mätzold, war in jungen Jahren Schwester in Bethel gewesen und er-wirkte bei ihrem Mann die Zustimmung für den Wechsel des Studien-platzes. In Bethel fand der Student Noa viel reiche Förderung für die Wissenschaft und das innere Leben. Der theologischen Lehrer D. Jäger³ und D. Östreicher⁴ gedachte er immer in Dankbarkeit. Auch in den Uni-versitätsferien zog es ihn gelegentlich in die Betheler Anstalten. Er half dort bei der Erziehung von schwierigen Fürsorgezöglingen im Moor

³ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 2945.

⁴ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 4583.

und von schwerkranken Epileptikern im Haus Neu-Eben-Ezer. Während der Betheler Zeit gewann er die ersten Kontakte zu den Westfälischen Bibelkreisen (BK), deren Leiter er später werden sollte. Er nahm an einem BK-Ferienlager in Eckardtsheim in der Senne teil, das von Pastor Wiedenfeld⁵ eingerichtet worden war und an dem auch Jungen aus Hagen teilnahmen. Durch seine jugendhafte Art konnte er viele Freizeiteilnehmer begeistern. Weil er des Nachts bisweilen gewaltig schnarchte, entstand damals das geflügelte Wort: „Noa sägt Holz für seine Arche.“

Noa entschloß sich, nach der Betheler Zeit sein Studium in Halle fortzusetzen. Er wollte dort vor allem den berühmten Theologen Professor Martin Kähler hören. Doch dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung, denn Kähler starb in den Ferien 1912, kurz vor Beginn des Wintersemesters. In den vier Semestern in Halle an der Saale brachte Noa sein Studium zum Abschluß und hörte bei den Professoren Loofs, Lütgert, Cornill, Feine, von Dobschütz, Eger, Haußleiter und den Dozenten Heim und Goeters. Allen Lehrern verdankt er viel für sein Vorwärtskommen, aber von besonderer Bedeutung war für ihn der Umgang mit Professor Heim. Dessen Erörterung des Glaubensbegriffes und der Frage der Glaubensgewissheit, seine Behandlung der Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft und Glauben haben ihn nie losgelassen. In den beiden letzten Semestern von Herbst 1913 bis Sommer 1914 durfte Noa als Konviktuale dem Tholuck-Konvikt angehören und von dort viel Segen und Förderung erfahren. In Halle schloß er sich ganz der DCSV an und leitete im Sommersemester 1913 den dortigen Kreis. Während der ganzen Studienzeit in Leipzig und Halle widmete er sich in der freien Zeit auch den Schülerbibelkreisen und nahm an den Ferienzeiten der sächsischen und später auch der westfälischen Bibelkreise teil. Ende des Sommersemesters 1914 ließ er sich von der Universität Halle exmatrikulieren.

Examen und Militärzeit

Theodor Noa hatte zunächst die Absicht, das Konsistorium in Münster um Zulassung zur Ersten Theologischen Prüfung zu bitten. Durch das in Bethel bei Bielefeld verbrachte Studiensemester, durch die praktische Arbeit in der „blauen Schürze“ in den Betheler Anstalten und auch durch die Teilnahme an den Ferienfreizeiten der westfälischen Schülerbibelkreise in „empfangender und dienender“ Art, wie er selbst sagte, war ihm Westfalen ans Herz gewachsen und der Wunsch rege geworden, auch einmal in der westfälischen Provinzialkirche Dienst als Pfarrer zu tun. Dann kam der Krieg. Noa meldete sich als

⁵ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 6910.

Kriegsfreiwilliger und wurde als solcher angenommen. Daraufhin meldete er sich sofort bei der Theologischen Prüfungskommission in Halle zur Ablegung des Ersten Theologischen Examens als Notprüfung und legte diese am 29. September 1914 ab. Bald danach verlobte er sich mit Fräulein Martha Krumme, Tochter des verstorbenen Kaufmanns Gustav Krumme in Bad Salzungen. Er hatte seine Braut während des gemeinsamen Studiums in Halle kennengelernt. Fräulein Krumme hatte im Juli 1914 ihr Examen als Oberlehrerin mit Fakultas für Religion, Geschichte, Deutsch und Pädagogik in Halle abgelegt und war zur Zeit der Verlobung wissenschaftliche Hilfslehrerin am Lyceum und Oberlyceum in Minden/Westf., Ostern 1917 wurde sie Schulvorsteherin der Höheren Mädchenschule in Bad Salzungen, gab aber diese Stelle kurz vor der Hochzeit auf, um sich noch ihrer weiteren Ausbildung als Hausfrau zu widmen.

Noa wurde im November 1914 aufgrund seiner im September erfolgten freiwilligen Meldung zum 1. Königlich-Sächsischen Feldartillerieregiment Nr. 12 in Dresden eingezogen. Die erste Ausbildung erfolgte im Winter 1914/15. Im Frühjahr meldete er sich zur Maschinengewehrtruppe, mit der er im August 1915 erstmalig ins Feld rückte.

Mit dreimaliger Unterbrechung, die durch Krankheit, Teilnahme an einem Offiziersaspirantenkursus und eine Verwundung verursacht war, war er dauernd bei der Maschinengewehrkompanie eines Infanterieregiments an der Front, seit 1917 als Leutnant der Reserve und seit Mai 1918 als Kompanieführer. Von Januar bis November 1917 befand er sich an der Ostfront in Galizien, die übrige Zeit im Westen. Einmal wurde er durch einen Schrapnellsplitter im Rücken verwundet. Wegen besonderer Tapferkeit empfing er die folgenden Kriegsauszeichnungen: Das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse sowie das Ritterkreuz II. Klasse des Königl.-Sächs. Albrechtordens mit Schwertern. Am 1. Dezember 1918 wurde er nach erfolgter Rückkehr seines Regiments in die Heimatgarnison aus dem Heeresdienst entlassen. Noa bekennt, daß er im Rückblick auf die 3¹/₂ Jahre an der Front seinem Gott für viel bewahrende Gnade in manch schwerer Gefahr zu danken hatte.

Zum Wiedereinleben in das theologische Studium nutzte er – soweit das möglich war – das Jahr an der Ostfront, das im Ganzen ruhig war, ebenso den zweimaligen Lazarettaufenthalt im Winter 1915 und im Sommer 1918. Hin und wieder riefen ihn die Feldprediger seiner Division zur Unterstützung zu Predigten und Beerdigungen heran. Auch nutzte er bei gelegentlichen Aufenthalten in der Heimat mehrmalig Gelegenheiten zu predigen oder zu unterrichten oder sich in der kirchlichen Jugendpflege zu betätigen. So blieb er auch während der Militärzeit in Verbindung zu seinem Studium und seinem Beruf und bemühte sich während seiner Kandidatenzeit um Vertiefung in die theologische

Wissenschaft. Er war als Lehrvikar an der Neustädter Kirchengemeinde in Bielefeld bei Pfarrer Michaelis⁶ und bei Pfarrer Wilhelm Kuhlo⁷, der damals nebenamtlich eine besondere Verantwortung für die westfälischen Schülerbibelkreise trug. Die Nähe der Theologischen Schule in Bethel half bei der Förderung der theologischen Studien. Am 9. Dezember 1918 schrieb Noa seinen Lebenslauf für die Meldung zur Zweiten Theologischen Prüfung bei dem Evangelischen Konsistorium in Münster.

Er hatte inzwischen so viele persönliche und dienstliche Verbindungen zur westfälischen Kirche gewonnen, daß er auf die Dauer hier seinen Arbeitsplatz suchen wollte. Die Verbindungen zur sächsischen Kirche waren schwächer geworden, auch gefiel es ihm nicht, daß er in Sachsen nach der dort üblichen Gewohnheit die sonntägliche Liturgie zu singen hatte, wozu nach seinem eigenen Urteil seine musikalischen Fähigkeiten nicht ausreichten. Nach bestandenen Zweiten Theologischen Examen wurde Theodor Noa am 4. Januar 1920 in einem festlichen Gottesdienst zum Beruf eines evangelischen Pastors ordiniert.

Mit Datum vom 1. Januar 1920 war Pastor Noa zum Hilfsprediger in Hagen ernannt worden. Er wurde Herrn Pfarrer Schüßler⁸ an der Kleineren evangelischen (reformierten) Gemeinde in Hagen als Hilfsprediger zugeteilt mit der Maßgabe, daß er sich in die Arbeit der Jugendpflege und Jugendfürsorge einarbeiten sollte, um dann etwa nach Jahresfrist das Amt eines Jugendpfarrers in Hagen zu übernehmen.

Als erster Jugendpfarrer in Hagen

Die Evangelischen Kirchengemeinden Hagens und des Kirchenkreises Hagen haben seit langer Zeit die Aufgaben der Jugendpflege und der Jugendfürsorge gesehen und nach Kräften wahrgenommen. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg gab es eine Säuglingsfürsorge- und Mütterberatungsstelle des Vaterländischen Frauenvereins, drei Kinderhorte, die Bahnhofsmision mit einem Mädchenheim in der Schulstraße, das Agnes-Hilda-Stift, zwei Volkskaffeehäuser, Berufs- und Lehrstellennachweis für junge Mädchen und, von den Frauenvereinen eingerichtet, ebenso den Arbeitsnachweis für ungelernete Arbeiterinnen, das von Frau Pastor Dreisbach eingerichtete Annaheim, Karlstr. 7, und die Evangelische Jugendfürsorge, Siemansstraße 26, unter dem Vorsitz von Herrn Pfarrer Kayser⁹. Auf dem Sektor der Jugendpflege sind zu nennen die Christlichen Vereine junger Männer, die Jungmädchen-

⁶ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 4163

⁷ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 3569.

⁸ Vgl. Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 5676.

⁹ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 3103.

kreise und die Schülerbibelkreise (BK), die sich in manchen Jugendgruppen in den verschiedenen Gemeinden und in zentralen Gruppen trafen.

Nach dem Krieg stieg die Fürsorgearbeit sprunghaft an. In der Stadt Hagen standen, um nur ein Beispiel zu nennen, im Jahr 1918 rd. 150 Kinder unter Berufsvormundschaft, Ende 1919 waren es 500 Kinder. Ebenso stiegen die Anzeigen Jugendlicher wegen Straftaten rapide an, auch alle anderen Fürsorgefälle. Deshalb beschlossen die drei Kirchengemeinden Hagens, die Größere Evangelische Gemeinde, die Reformierte Gemeinde und die Evangelische Gemeinde Eppenhause, ein Evangelisches Jugendpfarramt einzurichten. Pfarrer Grawert¹⁰ gab diesen Entschluß an das Evangelische Konsistorium weiter, das nach längeren Verhandlungen die Genehmigung erteilte, ein Evangelisches Jugendpfarramt zu errichten, das als 12. Pfarrstelle der Größeren Evangelischen Gemeinde galt, aber von den drei vorgenannten Gemeinden finanziell getragen werden sollte. Das Evangelische Konsistorium der Provinz Westfalen bewilligte einmalig für die Einrichtung des Jugendpfarramtes eine Beihilfe von 2500,— Mark und für die Besoldung des Hilfspredigers Noa 1000,— Mark. Pfarrer Schüßler hatte die Aufgaben des Jugendpfarramtes folgendermaßen umrissen:

„Um die gesamte Arbeit an der Jugend, die Pflege wie die Fürsorge, einheitlich zusammenzufassen und durchzuführen, haben die drei Evangelischen Gemeinden Hagens für ihren Bereich ein Jugendpfarramt gegründet.“

Dieses Amt wurde eingerichtet und kommissarisch verwaltet durch den damit beauftragten Pfarrer Schüßler der Kleineren evangelischen (reformierten) Gemeinde Hagen. Er wurde vertreten und in der Jugendarbeit wesentlich unterstützt durch den Hilfsprediger, Pastor Noa. Dieser Weg bot die einzige Möglichkeit, die ganze Einrichtung des Jugendpfarramtes ins Leben zu rufen. Nur ein Mann wie Pastor Noa, der für die Jugendarbeit besonders begabt war, konnte mit dieser schwierigen und verwickelten Aufgabe mit Aussicht auf Erfolg betraut werden.

Generalsuperintendent D. Zoellner¹¹ in Münster fragte den Hilfsprediger Noa vor dessen Ordination, ob er wohl bereit wäre, als Jugendpfarrer nach Hagen zu gehen. Dieser Plan paßte gar nicht zu den geheimen Erwartungen von Fräulein Krumme, der Verlobten von Pastor Noa, die sich nach einer stillen Landpfarrei gesehnt hatte. Aber wenn Noa an die Orientierungslosigkeit der Jugend in den großen Städten dachte und daran, daß die Jugend die meisten Kriegsopter gebracht hatte, besonders die studierende Jugend, dann war sein Weg nach Hagen ihm

¹⁰ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 2063.

¹¹ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 7181.

von Gott klar vorgezeichnet. Pastor Wiedenfeld, mit dem zusammen er bereits manche Jugendfreizeit geleitet hatte, schrieb nach 12jähriger entsagungsvoller Reisetätigkeit für die christliche Jugend: „Nur wenige lebendige Persönlichkeiten sind übrig geblieben . . . Gerade die besten jener Generation, der ich Wegweiserdienste tun durfte . . . fast alle sind sie gefallen, gefallen!“ Einer der wenigen Heimkehrer dieser Generation ist Pastor Noa. So sah er in dem Dienst an der Jugend, in ihren seelischen Nöten seine Aufgabe. Das war der Grund, weshalb die Frage von Generalsuperintendent D. Zoellner seiner inneren Auffassung und Neigung entgegenkam und er den Ruf nach Hagen annahm. Die Einführung in die 12. Pfarrstelle der Größeren evangelischen (luth.) Gemeinde erfolgte am 20. 2. 1921 durch den Superintendenten zur Nieden¹².

Die Trauung mit Martha, geb. Krumme, hatte am 13. Februar 1921 stattgefunden. In der Zeit vom 1. Januar 1920 bis zur Einführung in das Jugendpfarramt am 20. Februar 1921 tat Noa Dienst in der Kleineren evangelischen (reform.) Gemeinde in Hagen und bereitete mit Pastor Schüßler zusammen die Einrichtung des Jugendpfarramtes vor. Eine Dienstwohnung oder ein Pfarrhaus war nicht zu bekommen. Noa bezog zunächst zwei möblierte Zimmer in der Bergstraße neben der Villa Lauffenberg. Später konnte er durch Vermittlung eines der ältesten BKler aus Hagen, Herrn Tümpel (genannt „Pütt“), einem langjährigen Helfer Pastor Wiedenfelds, in einem Hause seines Vaters eine etwas größere Wohnung in der Böhmerstraße bekommen. Ein mit sechs Pferden bespannter Möbelwagen zog die Habe, die das Ehepaar Noa gerade zum rechten Zeitpunkt geerbt hatte, die Bergstraße hinauf. Die neue Wohnung bot zwar mehr Platz als die Zweizimmerwohnung, aber sie war sehr unpraktisch. Im ersten Stockwerk lagen Studier- und Fremdenzimmer, das Studierzimmer ließ sich an kalten Tagen nicht über 14 Grad C erwärmen, das Wohnzimmer befand sich im 2. Stock, das Schlafzimmer lag ganz oben auf dem Trockenboden unter dem Dach, die Toilette war im Keller, die Küche ganz oben in einem Verschlag. Als Frau Noa das Schlafzimmer sah, meinte sie, sie käme in den Stall von Bethlehem. Zudem war die Wohnung von Mäusen bevölkert, derer man nur durch Mithilfe des BK-Obmanns Erich Bröking¹³ aus Gevelsberg als „Mäusefänger“ Herr werden konnte. Es ist verständlich, daß sich Pastor Noa im zweiten Jahr seiner Hagener Tätigkeit um eine andere Pfarrstelle außerhalb Hagens bemühen wollte. Aber Generalsuperintendent D. Zoellner bat ihn, die angefangene, so fruchtbare Arbeit weiterzuführen. Als er die schlechten Wohnverhältnisse selbst in

¹² Vgl. Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 7198.

¹³ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 787.

Augenschein genommen hatte, dankte er Noa mit Handschlag, daß er diese primitiven Verhältnisse so lange ausgehalten habe. Es war dann wirklich ein Fortschritt, als das Ehepaar Noa die neue Wohnung am Remberg im Hause der Kinderschule, in dem sich auch das Jugendamt mit seinen Räumen befand, beziehen konnte.

Die Jugendpflege

Pfarrer Schüßler von der Kleineren (reformierten) Gemeinde Hagen hatte in einem Schreiben vom 8. Dezember 1919 den Präsidenten des westfälischen Konsistoriums in Münster gebeten, ihm für das Jahr 1920 einen Hilfsprediger beizugeben und für die gleiche Zeit ihn „zwecks Einrichtung und kommissarischer Verwaltung des Hagener Jugendpfarramtes zu beurlauben“. Da der Superintendent zur Nieden und der Generalsuperintendent D. Zoellner dies Gesuch befürworteten und die Gemeindepflege sich bereiterklärte, einen Hilfsprediger zu entsenden, waren die Wege für die Einrichtung des Jugendpfarramtes in Hagen geebnet. Pastor Noa nahm seine Arbeit im Bezirk von Pastor Schüßler auf, der seinerseits die Vorarbeiten für die Einrichtung des Jugendpfarramtes in die Hand nahm. Pastor Noa übernahm die beiden Konfirmandengruppen von Pastor Schüßler und begann die ersten Versuche auf dem Gebiet der Jugendpflege.

Ab 1921 sollte er dann keinen eigenen Seelsorgebezirk mehr bekommen und ausschließlich den Aufgaben des Jugendpfarramtes sich widmen können, jedoch sollte er Mitglied des Presbyteriums der Größeren evangelischen Kirchengemeinde Hagen und Inhaber der 12. Pfarrstelle sein, damit er auch in Hagen voll integriert sei. Er war also, modern ausgedrückt, der „Jugendreferent“ der evangelischen Gemeinden Hagens.

Die offizielle Einführung als Jugendpfarrer in Hagen erfuhr Pastor Noa am 20. Februar 1921 in der Johanniskirche in Hagen durch Herrn Superintendent zur Nieden. Die Geschäfte hatte er bereits am 1. Januar 1921 aufgenommen.

Zum Einarbeiten in Hagen gehörte auch die Übernahme der Konfirmandengruppe von Pastor Schüßler, die mit der ersten Konfirmation in Noas pastoraler Tätigkeit am Sonntag Judica 1921 ihren Abschluß fand. Noa sagte den Konfirmanden: „Wer sich unter der Konfirmation vorstelle, daß er aus eigener Kraft in einem schweren Gelübde Gott unwandelbare Treue verspreche, der überschätze entweder sich selbst oder er handle leichtfertig. Die Konfirmation soll nichts anderes sein als deine Antwort auf die in der Taufe angebotene Gnade, eine Antwort etwa so: Ja, ich weiß, daß Gott mich lieb hat. Das sollst du bezeugen, daß du von dieser Liebe Gottes weißt, weil du im Unterricht davon gehört hast. So

ist Konfirmation nicht eine schwere Aufgabe, die vor dir steht, sondern ein Geschenk Gottes.“¹⁴

Aber schon bald war Pastor Noa bemüht, über den Kreis des Pfarrbezirks hinaus eine größere Schar von Jugendlichen aus ganz Hagen zu erreichen. Im Frühjahr 1920 bildete sich in Hagen eine „freie Vereinigung zur Veranstaltung von Waldgottesdiensten“, zu deren treibenden Kräften Pfarrer Röhrig¹⁵, Pfarrer Schüßler und Pastor Noa gehörten. Der erste Waldgottesdienst fand am Sonntag, dem 13. Juni 1920, vormittags um 8 Uhr auf dem städtischen Spielplatz oberhalb der Waldlust statt, zu dem die Vereine des Wehringhauser evangelischen Vereinsheims in der Minervastraße eingeladen hatten. Die Predigt hielt Pastor Noa, der er Worte aus Psalm 103 mit der Aufforderung zum Lob und zum Vertrauen auf Gott zugrunde legte. Zum Ausklang wurde ein Opfer für die Betheler Anstalten gesammelt, das 700,— Mark erbrachte. Das Echo auf diesen ersten Waldgottesdienst war erfreulich, man sah darin eine rechte Volksmission und beschloß, weitere Gottesdienste in der freien Natur zu veranstalten.

Einen Sonntag später, am 20. Juni 1920, wurde auf Einladung der Pfarrer Schüßler und Noa das erste große Hagener Jugendwaldfest gefeiert, das in den Herzen vieler Hagener Bürger in guter Erinnerung geblieben ist. Es begann um 15.30 Uhr im Walde auf dem Deerth oberhalb des Forsthauses. Sämtliche Jugendvereine Hagens waren eingeladen. Zahlreich war die Beteiligung, auch viele Schüler aus den Bibelkreisen erschienen. Musikinstrumente und Verpflegung wurden nicht vergessen. Die Presse hatte darauf hingewiesen, man möge wegen der Brandgefahr das Rauchen unterlassen. Die Parole des Waldfestes hieß: „Auf zum Jugendwaldfest! Uns zur Freude, allen zum Heile und Gott zur Ehre!“ Festansprachen hielten Bundessekretär Dornemann, Pastor Noa und andere. Gegen 19.30 Uhr zogen alle Teilnehmer gemeinsam durch die Wälder nach Hagen zurück.

An vielen Sonntagen im Sommer 1920 fanden irgendwo in der Umgebung Hagens Waldgottesdienste, zum Beispiel am Kuhlerkamp im Tannenwald an der Kuhlestraße, auf dem freien Platz vor dem Denkmal Bismarcksäule und an anderen Orten statt. Durch Mitwirkung von Kirchenchören und guten Rednern von auswärts sorgte man für Abwechslung.

Neben den Waldgottesdiensten wurden regelmäßig Jugendgottesdienste sonntags um 16 oder 18 Uhr, speziell für die Konfirmanden und Katechumenen und die gerade konfirmierte Jugend, eingerichtet.

¹⁴ Theodor Noa, *Mein Schöpfer, steh mir bei, Eine Wegweisung für Konfirmation und Abendmahl*, Siegen und Leipzig 1935, S. 6f.

¹⁵ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 5111.

Eine Veranstaltung, die von 500 Teilnehmern und Teilnehmerinnen aus Rheinland und Westfalen besucht war und die vom evangelischen Jugendpfarramt in Hagen vorbereitet wurde, war der Jubelkongreß des Weißkreuzbundes, der vom 3. bis 6. September 1920 in Hagen hauptsächlich in den Räumen der Stadtmission in der Elberfelder Straße und im Evangelischen Vereinshaus in der Weststraße stattfand.

Im Jahr 1921 wurde am Sonntag, dem 3. Juli, wiederum ein großes Jugendwaldfest zwischen dem Forsthaus Deerth und dem Kaiser-Friedrich-Turm veranstaltet, zu dem die gesamte evangelische Jugend Hagens eingeladen war. Das Fest wurde durch Chordarbietungen, Deklamationen, volkstümliche Spiele und eine Festansprache gestaltet.

Im selben Jahr 1921 wurde die bisherige „Nationalvereinigung der Evangelischen Männer- und Jünglingsvereine“ umgewandelt in den „Reichsverband der Evangelischen Jungmännerbünde Deutschlands und verwandter Bestrebungen“, an dessen Spitze Lic. Stange aus Leipzig berufen wurde. In Hagen wurde ein erster großer Werbetag für die Christlichen Vereine junger Männer (CVJM) aufgezogen, der unter dem Motto stand: „Auf zur Tat!“

Auf dem weiten Platz vor der Stadthalle versammelten sich unter den weittönenden Klängen der Posaunen wohl an die Tausend junger Männer, meist Mitglieder des CVJM, die dazu aufgerufen wurden, als Zeugen Jesu Christi andere junge Männer in die Nachfolge Jesu Christi zu rufen.

Als Festredner für diesen Werbetag war der Bundesturnwart Hausen gewonnen worden. Im Jahr 1922 sprach Rektor Trappmann aus Wuppertal über das Thema: „Mannesziele“. Ein Jahr später wurde Pfarrer Dr. Gustav Kertz, der spätere Superintendent aus Remscheid, als Redner gewonnen, der über das Thema sprach: „Große Gedanken und ein reines Herz – Ziel und Arbeit der evangelischen Jungmännerbünde“.

Anfang Dezember 1921 begann Pastor Noa mit der Einrichtung der „Morgenwachen“ für die Jugend, die während der Schulzeit regelmäßig dienstags und freitags vor dem Unterrichtsbeginn in der Reformierten Kirche stattfanden. In der Zeit der Unrast und der ständigen Zerstreuung wollte Noa den Jugendlichen eine Viertelstunde der Rast und der Einkehr schenken. Der erste Versuch einer Morgenwache am 2. Dezember 1921 bewies, daß der Gedanke bei vielen Jugendlichen gezündet hatte. Ein Mitglied des Leipziger Röthig-Quartetts, das gerade in Hagen weilte, wirkte bei der musikalischen Ausgestaltung dieses Kurzgottesdienstes mit, in der zweiten Feier sang der Chor des Marthavereins. Die Feier schloß so früh, daß die Schüler noch rechtzeitig die

Schule und die Lehrlinge und jungen Angestellten ihre Arbeitsstelle erreichen konnten.

Zur Vorbereitung und Ausgestaltung der Jugendgottesdienste hatte Pastor Noa einen vorbereitenden Ausschuß gebildet, in dem neben der Mitarbeiterin des Jugendpfarramtes, Fräulein Grete Knapp, auch Jugendliche aus den verschiedenen Vereinen wie CVJM, BK, MBK, Jungmädchenkreisen usw. vertreten waren, die bei der Festlegung des Programms, bei der Auswahl der Chöre, der Musik und der Sprecher mithalfen. Immer wieder wurden auch im Gottesdienst Jugendliche als Sprecher eingesetzt. Besondere Gedenktage, wie die Herausgabe des ersten Neuen Testaments in deutscher Sprache durch Luther im September 1521, wurden in diesen Gottesdiensten aufgegriffen. Im Rahmen dieser Jugendgottesdienste fand am 24. Dezember 1921 die erste Christvesper um 17 Uhr in der Lutherkirche statt, wozu die gesamte Hagener Jugend eingeladen wurde.

Oft wurde Pastor Noa zu den Frühgottesdiensten im Wald oder zu den Nachmittagsgottesdiensten von Jugendlichen abgeholt, die ihre Probleme mit ihm besprechen wollten. Diese Gespräche und Erlebnisse auf der Straße oder im Omnibus gaben oft den Einstieg für die Predigten oder Kurzandachten. So waren sie bildhaft und lebensnah. Pastor Noa sprach der Jugend ins Herz hinein, er ließ sich durch das Wort der Bibel leiten und verarbeitete es in einem inneren Ringen mit Gott im Gebet. Es war ihm geschenkt, auf diese Weise die Jugend im Innersten anzusprechen.

Generalsuperintendent D. Zoellner hatte gewünscht, daß regelmäßig einmal im Jahr an jedem Ort oder in jeder Gemeinde eine Jugendevangelisationswoche stattfinden sollte¹⁶.

Noa veranstaltete 1921 eine Vortragsserie unter dem Thema: „Moderne Weltanschauungsfragen für die gebildete Jugend.“ In den einzelnen Vorträgen wurden folgende Fragen behandelt: „Kunst und Religion“, „Friedrich Nietzsche und das Christentum“, „Naturwissenschaft und Religion“, „Über die Persönlichkeit Jesu“. Den letzten dieser vier Vorträge übernahm Pastor Noa selbst.

Ein Jahr später, in der zweiten Februarwoche 1922, hielt Pastor Noa seine erste Jugendevangelisationswoche in Hagen, vermutlich die erste Woche dieser Art in Hagen, ab. Sie wandte sich an die Jugend aller Berufe und Stände vom 14. Lebensjahr ab und stand unter dem Gesamthema: „Ernste Fragen und entscheidende Antworten“. Die sechs Themen, die alle in einem inneren Zusammenhang standen, lauteten: „Wo gehst du hin?“, „Was ist Wahrheit?“, „Lebensdurst“, „Freiheit, die ich meine“, „Friede wie ein Strom“ und das Schlußthema: „Allezeit

¹⁶ Cordier, Jugendkunde, Band III, Schwerin 1929, S. 504.

fröhlich“. Die Abendversammlungen begannen um 20.15 Uhr und fanden im Jugendheim am Remberg statt.

Die Vorträge fanden ein gutes Echo und wurden von Abend zu Abend zahlreicher besucht. Ein Teilnehmer meinte, durch diese Evangelisationswoche für die Jugend hätten die hellen, schmucken Räume erst die rechte Einweihung erlebt, indem das Evangelium von Jesus Christus, dem Lebendigen und Gegenwärtigen, in ihnen der Jugend unserer Stadt Hagen nahegebracht worden sei.

In Fortsetzung dieser Woche fanden auch in anderen Stadtteilen solche Jugendevelisationswochen statt, zu denen sich Pastor Noa trotz arbeitsmäßiger Überlastung auf vielfachen Wunsch gedrängt sah. So wurde noch im Mai des gleichen Jahres eine solche Woche mit sechs Vorträgen in Eckesey in der Evangelischen Kinderschule und im Oktober 1922 in Wehringhausen im Saal der Kleinkinderschule in der Siemensstraße eine weitere Woche eingerichtet. Im April des Jahres 1923 sollte unter dem Thema: „Zum Sehen geboren“ eine zweite Serie in der Rembergstraße stattfinden. Bereits am ersten Abend war der Saal so überfüllt, daß man an den folgenden Abenden in die Reformierte Kirche überwechseln mußte.

Es waren schwere Jahre, die damals unser Volk durchmachen mußte. Die Geldentwertung machte Riesenfortschritte, ein Ei kostete zum Beispiel endlich 280 Milliarden Mark. Die privaten Wohlfahrtsverbände schlossen sich zu einer Not-Arbeitsgemeinschaft zusammen, um dem größten Elend entgegenzusteuern. Im August rotteten sich die Hausfrauen vor dem Rathaus in Hagen zusammen und schrien nach Kartoffeln und Fett. Infolge der Ruhrbesetzung durch die Franzosen waren die Gemeinden Vorhalle und Boele zeitweilig von der Gemeinschaft mit dem Kirchenkreis Hagen getrennt. Am 10. November 1923 brach in München der Putsch Hitler-Ludendorff zusammen. Auch in Hagen mehrten sich die Anhänger des Hakenkreuzes, aber auch die Front des Widerstandes dagegen wuchs.

Die Jugend war zwischen all diesen Strömungen hin und her gerissen, die politischen Jugendgruppen, die bündische Jugend des Wandervogels, die Arbeiterjugend und auch die christlichen Jugendgruppen rangen um die Beantwortung der großen Fragen nach dem Sinn des Lebens, den Menschenrechten, der Freiheit, der Wahrheit und der Persönlichkeit. Die Jugendvorträge und Jugendevelisationen des Jugendpfarramtes Hagen wollten helfen, der Jugend die rechte Orientierung von der Bibel aus zu geben.

Auch andere Orte bemühten sich, Pastor Noa als Redner für Jugendevelisationen zu bekommen. So ist bekannt, daß er in der Zeit vom 13. bis 18. Oktober 1925 in Friedenau vier Vorträge über die Themen:
„Zum Sehen geboren“,

„Was ist Wahrheit?“
„Auf den Höhen des Lebens“,
„Sieghaftes Leben“

gehalten hat.

Pastor Noa war in seiner Jugend Mitglied der Schülerbibelkreise in Dresden gewesen und später in Bielefeld und auf Freizeiten mit BK-Gruppen zusammengetroffen. In Hagen übernahm er aus der Hand von Pastor Wiedenfeld die Verantwortung für die BK-Arbeit in Westfalen und speziell in Hagen.

Pastor Gottlieb Wiedenfeld hatte als BK-Sekretär von 1909 bis 1921 hauptamtlich in Nordwestdeutschland und später ausschließlich in Westfalen als Reisesekretär für die Bibelkreise zur Verfügung gestanden und die Freude erlebt, daß die Zahl der Kreise und ihrer Mitglieder auch trotz der Kriegsjahre ständig zunahm. Auch in Hagen und in den Vororten gab es eine Anzahl Gruppen, die insgesamt zeitweilig bis zu 500 Mitglieder hatten. Wiedenfeld wohnte in einer ganz bescheidenen Jungesellenbude am Emilienplatz. Er wechselte 1921 in ein Pfarramt nach Dortmund und übergab die Arbeit in Hagen an Pastor Noa, der auch am 19. Januar 1923 der Vorsitzende der Westfälischen Schülerbibelkreise wurde. Er hatte zu Pfingsten 1921 an der ersten Reichstagung der Schülerbibelkreise auf der Burg Gleichen bei Wandersleben in Thüringen teilgenommen, auf der die Problemstellungen der Jugendbewegung lebhaft diskutiert worden waren. Jugend als „Erfastsein vom Unendlichen“ (Paul Tillich), als Erleben in Wahrhaftigkeit und Freiheit, als Christusbegegnung in der Unmittelbarkeit des Herzens, das waren einige der Parolen, die damals im Schwange waren. Die Pastoren Dr. Kertz, Wiedenfeld, Noa und viele Jugendliche entschieden sich dafür, daß die Bibelkreise immer mehr das werden, was sie von Anfang an gewesen sind: Kreise um die Bibel, daß sie in Jesus Christus das Heil unseres Volkes und des Einzelnen finden wollten. Diese seelsorgerliche Mitte hielt Noa auch in der Hagener Arbeit im Auge, auch wenn er sich äußerlich der „bewegten Jugend“ gern und fröhlich anpaßte, den Wandervogelkittel anzog und mit der Jugend auf Fahrten, Freizeiten und zum Schwimmen ging.

Damals wurde versucht, in den Jugendringen Gemeinschaft mit anderen Jugendverbänden zu suchen. Die Christlichen Vereine junger Männer und die Schülerbibelkreise schlossen sich von diesen Jugendringen und ihren Gemeinschaftsveranstaltungen nicht aus. Noa erinnerte jedoch daran, daß nicht Unkultur oder Überkultur, auch nicht Schlafmützigkeit oder Hängen am Hergebrachten die eigentlichen Feinde der Jugend seien, sondern der Feind Gottes, der mehr ist als Fleisch und Blut, ein Fürst und Gewaltiger. Noa fragt in seinem Predigtband „Der Ruf zur Freude“: „Kennst du ihn, deinen Feind? Die sollen

wachgerüttelt werden, die ihn noch nicht kennen, die überhaupt noch nicht eingetreten sind in den Kampf um das Gute, in den Kampf um die ganze Gemeinschaft mit Gott. Ich sag dir's, mein Freund: Mensch sein heißt Kämpfer sein, jung sein heißt Kämpfer sein!"¹⁷

Die Landestagung der Westfälischen Schülerbibelkreise im Jahr 1922 fand in Hagen statt. Hier wurde der Kandidat der Theologie, Otto Vetter¹⁸ aus Hagen, als Westfälischer BK-Reisesekretär und Mitarbeiter im Jugendpfarramt vorgestellt. In der Lutherkirche wurde aus Anlaß dieser Landestagung, die von einer großen Anzahl westfälischer BKler und BK-Leiter besucht war, ein Festgottesdienst gehalten. Am Schluß der Tagung wurde in der Reformierten Kirche in Hagen eine Abendfeierstunde eingerichtet, die von den Hagenern BKlern musikalisch ausgestaltet wurde.

Besondere Höhepunkte des Jugenderlebens waren die Ferienfreizeiten, die der Hagener Jugendpfarrer für seine Jungen veranstaltete, mit ihren Wanderungen, Speerspielen, nächtlichen Schweigemärschen, heiteren Spielen und Aufführungen. Solche Freizeiten fanden in Jugendherbergen, christlichen Jugendheimen, Zeltlagern in den Weserbergen, auf Zinnowitz, Spiekeroog, Cuxhaven, Schloß Schnellenberg und anderen Orten statt. Pastor Noa verstand es, ganz hervorragend zu improvisieren. Das war in der Zeit der Geldentwertung eine unbezahlbare Kunst. Welche Sorge bereitete allein die Beschaffung der notwendigen Lebensmittel! Wenn nicht einige Lebensmittelhändler aus Hagen aus Begeisterung für Pastor Noa (z. B. die Kaufleute Rademacher und Kadden – dieser übrigens mosaischen Glaubens –) verständnisvoll und schnell geholfen hätten, wäre die Versorgung der Jungen sicherlich in allerlei Engpässe geraten. Als Küchenfrauen für die Zubereitung der Mahlzeiten stellten sich Mütter der BKler, Frau Noa und Helferinnen aus den Jungmädchenkreisen selbstlos zur Verfügung.

Auch bei den Ferienfahrten, die soviel Zeit und Gelegenheit zu frohem Spiel boten, stand die Bibel im Mittelpunkt allen Geschehens. Kurze, packende Andachten über ein Wort in der Bibel, ein Gleichnis oder eine Geschichte Jesu gehörten zu jedem Tag, eine Weißkreuzandacht zu jeder größeren Freizeit, Aussprachen und Gespräche mit einzelnen Freizeitteilnehmern am Ufer des Meeres oder am Rand des Waldes dienten der persönlichen Seelsorge.

Für die Leiter der einzelnen Gruppen wurden Helferbesprechungen zur Vorbereitung im Pfarrhaus bei Kaffee und Kuchen abgehalten.

Im Jahr 1926 wurde ein Stummfilm gedreht und in zwei Vorführungen im Ufa-Theater den Eltern und Freunden und den Hagener BKlern

¹⁷ Theodor Noa, Der Ruf zur Freude, Andachten, (O. u.) 1922.

¹⁸ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 6504.

gezeigt. Dabei wurde die ferienfrohe Gemeinschaft auf Zinnowitz und auf Schloß Schnellenberg wieder lebendig. Dieser Film zeigte, daß diese große Gemeinschaft durch ein gemeinsames Band fest zusammengehalten wurde.

Einige der Ferienfreizeiten seien hier noch aus der Erinnerung festgehalten:

1920 Ferienlager Freusburg bei Kirchen/Sieg mit 50 Teilnehmern,

1921 Zeltlager in Dahlbruch bei Siegen,

1922 Zeltlager in der Noller Schlucht bei Dissen,

1923 kombiniertes Heim- und Zeltlager in Großenheidorn am Steinhuder Meer,

1924 kombiniertes Heim- und Zeltlager in Großenheidorn am Steinhuder Meer,

1925

1926 Freizeiten auf Zinnowitz und auf Schloß Schnellenberg im Sauerland.

In die Hager Zeit fällt die Gründung des „Geschäftsführenden Vereins der Bibelkreise unter Schülern höherer Lehranstalten Westfalens“, der am 9. Februar 1923 unter der Nummer 163 im Vereinsregister des Amtsgerichtes Hagen eingetragen wurde. Zum Vorstand gehörten die Herren Pfarrer Theodor Noa, Vikar Otto Vetter und Bankbeamter Erich Moning. Zwei Vorstandsmitglieder waren vertretungsberechtigt.

Die Satzung war am 19. Januar 1923 errichtet worden. Zu den Gründungsmitgliedern gehörten außer den Genannten noch die Herren G. Becker, Otto Söhnchen, Hugo Rutenbeck und Wilhelm Vetter. Der beglaubigende Notar war der Rechtsanwalt Dr. Otto Stahl.

Als Zweck des Vereins wurde in § 2 „die Erweckung und Vertiefung christlichen Glaubens und Lebens innerhalb der Schülerwelt Westfalens durch Förderung der Bibelkreise unter Schülern höherer Lehranstalten“ formuliert. Dieses Ziel sollte erreicht werden

1. durch Bereitstellen von Mitteln zum Unterhalt einer westfälischen Landesbibelkreisgeschäftsstelle,
2. durch Verwalten des gesamten Besitztums der westfälischen Schülerbibelkreise,
3. durch Förderung der Ferienfahrten, Osterzusammenkünfte und sonstigen Treffen, die alljährlich von den Schülerbibelkreisen Westfalens aus veranstaltet werden.

Die Rechte und Pflichten der Mitglieder, der Mitgliederversammlung, des Kassenführers usw. wurden in den folgenden Paragraphen genau geregelt. Die Rechtsform des eingetragenen Vereins ermöglichte es dem Verein der Schülerbibelkreise, in der Gemeinde Berchum ein Grundstück mit einem Bauernkotten und einem Ziehbrunnen für die Wasserversorgung zu erwerben. Dieser Kotten war ursprünglich ein

Wohnhaus in Fachwerkbauweise und dann von der ‚Stiftung Kinderheim Berchum‘ für jugendfürsorgerische Zwecke erworben worden. Es stellte sich jedoch heraus, daß es auf die Dauer dafür unbrauchbar war. So konnte es dann durch Fürsprache des Berchumer Pfarrers Enno Hartmann¹⁹ in den Besitz der Schülerbibelkreise übergehen, die es dann durch einen kleinen Anbau erweiterten und mit Freuden als „Kotten“ für ihre jugendbewegten Zeiten an Wochenenden und in den Ferien nutzten. Es war ein besonderer Glücksfall, daß die „Stiftung Kinderheim Berchum“ in ihrer Sitzung am 9. September 1928 aus ihrem Besitz weitere anliegende 8¹/₂ Morgen zu einem Preis von 3 400,— Mark an die Schülerbibelkreise abgab.^{19a} Jetzt war das Grundstück groß genug, um auch Zeltlager dort aufzubauen. Nach dem Kriegsschluß, wie



Theodor Noa

¹⁹ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 2325.

^{19a} Vgl.: Protokollbuch der Evangelischen Kirchengemeinde Berchum.

schon im Krieg, diente das BK-Heim verschiedenen Zwecken. Für die späteren Neubauten des heutigen Kurt-Gerstein-Heimes war genügend Platz vorhanden.

Das Landheim hat eine wichtige Rolle in der Arbeit der Schülerbibelkreise rund um Hagen gespielt, auch die westfälischen Kreise aus dem ganzen Ruhrgebiet und Siegerland sind oft dort zu Gast gewesen. Die Osterzusammenkünfte, die Freizeiten der Berchum-Werkgemeinschaft mit Aussprachen über viele Fragen des religiösen, politischen, sozialen Lebens fanden dort statt. Im Jahr 1929 bekam Berchum eine gewisse Berühmtheit, als dort ein großes Pfadfinderspiel mit Speeren, der „Kampf um Kabul“ ausgetragen wurde, bei dem alle westfälischen Schülerbibelkreise beteiligt waren.

Alle diese Treffen sollten die Verantwortung wecken für alle, die in der heutigen Zeit Jünger Jesu sein wollen. „Der ganze Geist deiner Klasse, deiner Spielkameradschaft, soll beeinflußt werden von dir! Weil du dabei bist, darum soll der Ton rein, die Rede wahrhaftig, die Freude und auch der Schmerz geheiligt sein.“²⁰

Stationen auf dem Weg zu diesem Ziel sollten auch die großen Familienabende sein, die Pastor Noa veranstaltete. Der erste fand am 11. März 1922 im großen Saal des Evangelischen Vereinshauses statt. Den Festvortrag hielt Pastor Dr. Gustav Kertz über das Thema „BK und Wiederaufbau“. Der großangelegte Vortrag wurde umrahmt von Schattenspielen, musikalischen und deklamatorischen Darbietungen der BKler.

Im Jahr 1923 feierte der BK Hagen sein 25jähriges Bestehen mit einer ganzen Reihe von Veranstaltungen. Es wurde eröffnet durch einen Familienabend im Kuppelsaal der Stadthalle, der 2000 Personen Platz bot und voll besetzt war. Pastor Noa hielt die Begrüßungsrede, die BK-Kapelle spielte flotte Märsche, Chorgesänge wechselten mit Einzeltvorträgen für Klavier, Violine und Laute, mit Deklamationen und Turnübungen am Reck und exakten Pyramiden. Vikar Otto Vetter hielt einen Vortrag über die vergangenen Jahre des BK Hagen und brachte zum Ausdruck, daß der ganze Mensch nach Leib, Seele und Geist angesprochen werden solle in diesem Bereich der Jugendpflege. Am Sonntag, dem 7. Oktober, fand in der Johanniskirche ein Festgottesdienst mit Pastor Noa als Prediger statt, am Nachmittag eine Festversammlung der Hagener BKler mit ihren auswärtigen Gästen.

Am Montag hielt der damalige stud. theol. W. Sälter einen Werbevortrag mit Lichtbildern für Hagener Schüler im Heim des CVJM am Elbersufer. Dienstag referierte Dr. Arnold in der Aula der Kaufmannsschule über das Thema „Die Christusbotschaft und die gebildete Ju-

²⁰ Theodor Noa, Der Ruf zur Freude, S. 83.

gend“. Endlich war noch eine Zusammenkunft im Jugendheim an der Bergstraße mit der Enthüllung einer Gedenktafel für die gefallenen Hagener BKler aus dem Krieg 1914–18.

Bei der Hauptversammlung am Samstag waren sehr viele bekannte Gäste zu sehen gewesen. Generalsuperintendent D. Zoellner begrüßte den BK und seinen Leiter Pastor Noa besonders herzlich. Der Hagener Oberbürgermeister Cuno sprach über die Sittlichkeit und Ehrfurcht als Erziehungsprinzipien Kants, Oberstudiendirektor Hohmann sprach für die Schulen der Stadt Hagen über das Verhältnis von Schule und Schülern. Alle versprachen, die Arbeit der Schülerbibelkreise zu fördern. Das Schlußwort sprach Herr Dipl.-Ing. Reinacher aus Weidenau bei Siegen, der Vorsitzende der Schülerbibelkreise für ganz Deutschland.

Der Schlußgesang der BKler klang wie ein Bekenntnis zu dem himmlischen König Jesus Christus, um den sich Deutschlands evangelische Schülerwelt bewußt sammelt:

„Es klingt ein Ruf in deutschen Gauen:
Wer will ein Streiter Christi sein?
Auf, Brüder, helft sein Reich uns bauen!
Ihm woll'n wir dieses Leben weihn.
Schließet die Reihn, treu laßt uns sein:
Trifft uns auch Spott: Treu unserm Gott!
Treu unserm Gott!“

Einer letzten Veranstaltung unter Noas Leitung soll noch gedacht werden, die am 2. April 1926 im Kuppelsaal der Stadthalle stattfand. Diesmal stand kein Vortrag im Mittelpunkt des Abends, sondern die Aufführung des Dramas von Schönherr mit dem Titel „Glaube und Heimat“, das von den jugendlichen Schauspielern eingeübt und mit Eifer und innerer Beteiligung vorgeführt wurde. Die Mädchenbibelkreise wirkten ebenso wie die Schülerbibelkreise bei diesem Volksstück mit, dessen Leitgedanke das Jesuswort sein konnte: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ Das Schlußwort sprach nach dem Spiel als eine Art Abschiedswort Pastor Noa, der sich bereits darauf rüstete, Hagen zu verlassen und in Siegen eine Pfarrstelle zu übernehmen.

Die Jugendfürsorge

Doch zuerst muß noch der Betätigung Noas auf dem Gebiet der *Jugendfürsorge* gedacht werden. Die Fürsorge für die Witwen und Waisen, die Kranken und Schwachen, die Gefangenen und Gefährdeten ist von je her in der Gemeinde Jesu als wichtige Aufgabe erkannt und durch Jesus Christus selbst in seinem Tun und in seinen Reden und Gleichnissen vorgestellt worden. Die soziale Entwicklung im 19. und

20. Jahrhundert brachte eine solche Fülle von Notständen mit sich, daß diese nicht nur der persönlichen Initiative einzelner Christen, sondern der Gesellschaft in allen Organen und Gruppen als Aufgabe zur Hilfeleistung vor die Füße gelegt war.

Ohne die anregende Hilfe freiwilliger Männer und Frauen konnten diese Aufgaben nicht gelöst werden. So gab es auch in Hagen bereits vor dem Ersten Weltkrieg folgende Einrichtungen, die der Bearbeitung fürsorgerischer Aufgaben dienten:

Der Vaterländische Frauenverein unterhielt eine Säuglingsfürsorge- und Mütterberatungsstelle in der Weststraße 23, dazu kamen drei Kinderhorte in der Weidestraße, Iserlohner Straße und Franzstraße, das Agnes-Hilda-Stift, Karlstraße 37, die Bahnhofsmision mit Mädchenheim in Altenhagen, Schulstraße, zwei Volkskaffeehäuser Wasserstraße 10 und Eckeseyer Str. 4. Die Hagener Frauenvereine unterhielten einen Berufs- und Lehrstellennachweis für junge Mädchen und einen Arbeitsnachweis für ungelernete Arbeiterinnen. Frau Pastor Dreisbach hatte das Annaheim, Karlstr. 7, eingerichtet. Der Synodalerziehungsverein hatte bei vorkommenden Fällen für sittlich gefährdete Knaben und Mädchen Schutz und Fürsorge vermittelt, auch wurden gefährdete Kinder zur Verhütung der förmlichen Fürsorgeerziehung auswärts untergebracht. In der Siemensstraße 26 war lange Zeit die ‚Evangelische Jugendfürsorge‘ unter dem Vorsitz von Herrn Pfarrer Kayser eingerichtet.

Im Evangelischen Gemeindeblatt Anfang Mai 1920 war folgende Ankündigung zu lesen: „Evangelisches Jugendpfarramt, Bergstraße 47, erteilt Rat und Auskunft in allen Fragen der Jugendziehung, Jugendpflege und Jugendfürsorge, übernimmt Pflgeschäften und Beistand vor dem Jugendgericht im Bereich der drei Evangelischen Gemeinden Hagens. Wir bitten unsere Gemeindeglieder herzlich, im Bedarfsfall sich an uns zu wenden.

Sprechstunden: Vorm. 11–12 und nachm. 4–7 Uhr

Schüler, z. Zt. Jugendpfarrer.“

Alle diese Aufgaben konnte ein Gemeindepfarrer unmöglich neben der Arbeit in seinem Gemeindebezirk übernehmen, deshalb wurde die Errichtung des Jugendpfarramtes mit einer hauptamtlichen Kraft und seiner Besetzung durch Pastor Noa veranlaßt.

Nachdem das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz vom 2. Juli 1922²¹ alle früheren Regelungen auf diesem Gebiet zusammenfaßte, waren die Gemeinden und alle Verbände der freien Wohlfahrtspflege noch stärker als bis dahin zur Mitarbeit auf diesem Gebiet aufgerufen.

²¹ RGBI I 1922, S. 633 ff.

Pastor Noa war sich klar, daß Zielsetzung staatlicher Wohlfahrtsarbeit im Diesseitigen liegt, in dem Willen, eine menschliche Gemeinschaft zu schaffen, in der alles Gemeinschaftsstörende, das asoziale Element immer mehr ausgeschaltet oder überwunden wird. Christliche Wohlfahrtsarbeit hat ihre Zielsetzung im Reich Gottes, sie weiß um die Tiefen menschlicher Verworfenheit, aber sie kennt keine hoffnungslosen Fälle, weil sie glaubt, daß die rettende und helfende Liebe allen Menschen gilt. Bei aller Verschiedenheit der Zielsetzungen ist ein Stück des Weges der praktischen Arbeit ein gemeinsames. So können kommunale und private Jugendfürsorge in einer praktischen Arbeitsgemeinschaft weitgehend Hand in Hand gehen.

Es können hier nicht alle Arbeitszweige der Jugendfürsorge ausführlich dargestellt, doch sollen aus der Statistik aus der Zeit vom 1. April 1925 bis 31. März 1926, die für die Kreissynode Hagen erstellt worden ist, einige Zahlen genannt werden²².

In dieser Zeit wurden bearbeitet: 748 Fälle (im Vorjahr: 425). Davon entfallen auf Arbeiten der Jugendgerichtshilfe: 112 Personen (Jungen 77 und Mädchen 35). Nur in einem Falle wurde Unterbringung in Fürsorgeerziehung beantragt. Es wurden im Berichtsjahr 99 Schutzaufsichten geführt, davon 26 auf richterliche Anordnung und 73 aufgrund freiwilliger Vereinbarung mit den Eltern. Die Stellenvermittlung wurde in 93 Fällen eingesetzt, eine besonders zeitraubende Arbeit, weil viele Jugendliche im Wittgensteiner und im Lipperland untergebracht wurden. Aber gerade auf diesem Gebiet wurden gute Erfahrungen gemacht.

Es wurden 130 Vormundschaften vermittelt. Für 133 Kinder wurden 101 Vormünder benannt, weiter 21 Pfleger und 8 Erziehungsbeistände. Auch die vormundschaftsgerichtlichen Nachfragen in 113 Fällen erforderten viele Einzelarbeiten, Hausbesuche und Berichte. Bei der Fürsorge für die männliche Jugend leistete der „Evangelische Männerdienst“ eine gute Hilfe, indem er für die ganze Stadt Hagen 16 Vertrauensmänner in ebenso vielen Stadtbezirken berief und an jedem 2. Montag im Monat eine Versammlung veranstaltete, in der unter Mithilfe des Jugendpfarrers alle grundsätzlichen, praktischen und gesetzlichen Probleme durchgesprochen werden konnten.

Bei der Gefährdetenfürsorge schaut man besonders tief in die Nachtseiten unserer Kultur und die Dunkelheiten der Sünde hinein. Diese Arbeit erfordert viel Nachgehen, viel inneres Tragen, viel Liebe. Die Arbeitsteilung war so geregelt, daß die Mädchen unter 18 Jahren durch das Jugendpfarramt und die Mädchen über 18 Jahren von der nachgehenden Fürsorge der Evangelischen Frauenhilfe betreut wurden. Es

²² Jahresbericht des Evangelischen Jugendpfarramtes Hagen vom 1. April 1925 bis 31. März 1926, erstattet durch Pastor Noa, Hagen (o. J.).

wurden im Berichtsjahr 200 Mädchen betreut, im Vorjahr 98. Der sichtbare Erfolg gerade in diesem Arbeitszweig ist gering. Es bedarf immer wieder der Ermutigung, um den Dienst durchzuhalten. Drei Fürsorgefrauen, die Bahnhofsmisionarin eingeschlossen, haben sich bemüht, durch persönliche Besuche, Briefwechsel, durch viel Hoffen und Warten hindurch zu helfen im Vertrauen auf das Jesuswort, das alle Besucher des Jugendpfarramtes im Wartezimmer grüßte: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“

Eine besondere Freude für die „Weibliche Fürsorge“ war die Eröffnung des Evangelischen Mädchenheimes in dem der Gemeinde gehörenden Haus Weststraße 16 am 1. September 1925, das am 15. November 1925 aus dem Provisorium in ein richtig eingerichtetes Mädchenheim überführt und seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Dies Vorasyl für Mädchen erhielt den Namen „Zoar“, vermutlich nach dem Bericht aus 1. Mose 19, Vers 19–23, wo berichtet wird, daß Gott, der Herr, die Städte Sodom und Gomorrha wegen ihrer schweren Sünden strafen werde. Abraham bittet den Herrn, er möge ihm gestatten, zu der kleinen Stadt Zoar zu fliehen, um dort Rettung seines Lebens zu finden. Diese Bitte wird ihm von Gott gewährt. So sollte auch dies Zoar ein Ort der Rettung werden. Frau Pastor Kunze übernahm vorübergehend die Leitung des kleinen Heimes, später Schwester Elisabeth Schröder. In der Weststraße konnte das Heim nicht bleiben, weil dort das Christliche Hospiz errichtet wurde. Deshalb wurde das neue Heim mit dem Namen „Zoar“ in der Siemensstraße, nicht weit von der Pauluskirche, errichtet. Wegen der rechtlichen Grundlage mußte zuerst ein eingetragener Verein „Evangelisches Mädchenheim e. V.“ gegründet werden. Die Finanzierung war recht beschwerlich, doch fanden sich viele öffentliche Stellen und private Spender bereit, die dabei halfen.

Das Grundstück Siemensstraße 14 war dem Verein „Evangelisches Mädchenheim e. V. Hagen“ von der Größeren evangelischen Kirchengemeinde Hagen geschenkt worden unter folgenden Bedingungen:

1. Einbau einer Gemeindeschwesternstation für die drei Gemeindeschwestern der Pauluskirchengemeinde.
2. Schaffung eines eigenen Eingangs und Treppenhauses für die Gemeindeschwesternstation.
3. Eintragung eines Wohnrechtes zugunsten der Kirchengemeinde für die Gemeindeschwestern.
4. Bereitstellung von Räumen für das damalige Evangelische Jugendpfarramt.
5. Bereitstellung eines Raumes für die besondere Arbeit der Gefährdetenfürsorge, die damals von Frau Pastor Kaiser betrieben wurde.
6. Entsendung zweier Mitglieder aus dem Presbyterium in den Vorstand des Vereins.

7. Im Fall der Auflösung des Vereins solle das Vermögen des Vereins an die Größere evang. Kirchengemeinde fallen.
8. Eintragung einer Sicherheitshypothek von 8000,— RM für die Größere evang. Kirchengemeinde.

Die Akte mit Schriftwechsel und Anträgen wegen der Geldbeschaffung ist leider im Krieg vernichtet worden.

Am 21. Oktober 1927 wurde dies neue Heim mit einem kleinen Kreis geladener Gäste eingeweiht. Da Pastor Noa inzwischen als Pfarrer nach Siegen gezogen war, nahm er als Gast an dieser Feier teil. Den Schlüssel erhielt der neue Hagener Jugendpfarrer Koller²³ aus der Hand von Pastor Frickenschmidt²⁴, der nach Noas Weggang kommissarisch das Jugendpfarramt verwaltet hatte. Die Planung und die Bauausführung hatten in den Händen des Hagener Architekten Langensiepen gelegen. Grüße bei der Einweihung des Hauses Zoar überbrachten Pfarrer Just, Oberstaatsanwalt Schenk, Stadtrat Dr. Guttmann und Frau Hartmann, die Leiterin des katholischen Agnesheimes, der Schwesternorganisation.

Die Seele der Fürsorge war für Pastor Noa und seine Mitarbeiterinnen die Seelsorge. Er schreibt in dem schon genannten Jahresbericht: „Wache auf und stärke das andere, das sterben will“, das ist der Auftrag, den der Herr der Kirche seiner Gemeinde gibt. Wir haben in Schwachheit versucht, diesen Auftrag auszuführen. Über den Erfolg weiß allein der Auftraggeber zu berichten.“

Wie sehr sich Pastor Noa persönlich für die Jugend einsetzte, zeigt die Geschichte der von ihm angenommenen beiden Kinder. Als am 19. Juli 1923 in einem Zug auf dem Hagener Bahnhof ein Findelkind entdeckt wurde – Pastor Noa hatte damals schon die Sorge für die Bahnhofsmision – da wurde dieser Fund durch die Bahnhofsmision direkt bei Pastor Noa telefonisch gemeldet, der gerade aus einer Jugendstunde nach Hause gekommen war. Seine Frau holte das Kind am Bahnhof ab und nahm es zuerst einmal mit nach Hause. Sie hatte gewisse Mühe, das Kind am Bahnhof mitzubekommen, da sich schon einige Leute dafür interessierten und es zu sich nehmen wollten. Das kinderlose Ehepaar Noa behielt den kleinen Jungen und ließ sich dabei von dem Jesuswort leiten: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ (Matth. 18, Vers 5). Das Kind bekam den Namen Gustav-Erich. Drei Jahre später nahm die Familie Noa ein zweites Kind im Vertrauen auf Gott an, das den Namen Elisabeth trug. Es kam der Gedanke hinzu, daß zwei Kinder sich besser erziehen lassen als eins. Selten sind zwei Kinder so liebevoll betreut worden wie diese beiden Pflegekinder der Familie Noa.

²³ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 3397.

²⁴ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 1795.

Über die Mitarbeiterschaft im Jugendpfarramt kann noch kurz folgendes berichtet werden. In der Fürsorgearbeit war Schwester Luise Schröder aus Wuppertal tätig, sie war eine Schülerin von Pastor Lic. Erfurth und wurde dann von Fräulein Frieda Bargatzki abgelöst. Außerdem stand als Mitarbeiterin für die büromäßig zu erledigenden Arbeiten Fräulein Kruhhöfer zur Verfügung, die auch die Büroarbeiten für Pastor Noa als Vorsitzenden der Westfälischen Schülerbibelkreise übernahm. Die besonderen Aufgaben der „Weiblichen Jugendpflege“ übernahm im Oktober 1922 Fräulein Grete Knapp, eine Schülerin des Evangelischen Frauenseminars in Kaiserswerth. Sie kümmerte sich überwiegend um die einzelnen Jungmädchenvereine, um den Kontakt derselben und ihrer Leiterinnen, gründete einen Missionsstudienkreis und veranstaltete Erholungsfreizeiten für die Mädchen. Frau Noa half ebenfalls in Jungmädchenkreisen mit und gab auch einige Unterrichtsstunden an der Bibelschule in Witten.

Für die Koordinierung mit der Stadt wurde ein Jugendwohlfahrtsausschuß gebildet, in dem vier Vertreter der Stadtverwaltung saßen, acht Mitglieder, – Damen und Herren – wurden von der Stadtverordnetenversammlung gestellt, weitere 12 Männer und Frauen aus der Bürgerschaft, die besondere Erfahrungen in der Jugendwohlfahrt haben sollten, weiter ein Lehrer, eine Lehrerin und ein evangelischer und ein katholischer Pfarrer. Die erste Ausschußsitzung fand am 16. Februar 1920 statt.

Die Hagener Bahnhofsmision war vom Vaterländischen Frauenverein gegründet worden und wurde zunächst durch ehrenamtlichen Dienst der Vereinsmitglieder geleistet. Später konnte man zwei Schwestern, eine evangelische und eine katholische, einstellen, die abwechselnd auf dem Bahnhofsdienst taten. Mit dem Übergang in die Hände des Jugendpfarramtes wurde auch diese Arbeit zunächst wieder ehrenamtlich versehen, wobei die beiden Fräulein Lange sich sehr gewissenhaft einsetzten, gelegentlich unterstützt von Fräulein Bargatzki und einigen Eltern von Hagener BKlern, bis dann Fräulein Kokorra wieder als eine hauptamtliche Kraft berufen werden konnte. Der Bericht von 1926 verzeichnet Hilfeleistungen für 1421 Personen, davon 631 junge Mädchen.

Vom 1. April 1923 an übernahmen die beiden Pfarrer Bertram²⁵ und Pfarrer Noa die Aufgaben eines Gefängnisgeistlichen im Nebenamt, da die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft keine Mittel mehr besaß, um die in Hagen und Dortmund angestellten Gefängnisgeistlichen zu besolden. Neben der Gefängnisseelsorge war auch die Fürsorge für die entlassenen Gefangenen und für die Familien der Gefangenen zu versehen.

²⁵ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 444.

Eine besondere Aufgabe wurde dem Jugendpfarramt in Hagen damit übertragen, daß es die Dritte Westfälische Woche der Inneren Mission vom 27. September bis 2. Oktober 1926 vorzubereiten und auszurichten hatte. Mit dieser Woche waren verbunden die Jahresfeste der Westfälischen Frauenhilfe und des Hagener Blaukreuzvereines. Eine Menge von Einzelveranstaltungen mußten vorbereitet werden.

Die Gesamttagung stand unter dem Thema:

„Volk und Evangelium“.

Vormittags tagten die Fachgruppen des Vorstandes. Nachmittags wurde eine Reihe zusammenhängender Themen abgehandelt. General-superintendent D. Zoellner begann mit einer Betrachtung über „Die gegenwärtige Krise und ihre Überwindung“. Als weitere Themen folgten:

„Evangelium und Weltanschauung“,

„Evangelium und Gesellschaft“,

„Evangelium und Arbeiterschaft“,

„Evangelium als ewige Berufung“.

Dienstag fand ein Festakt in der Stadthalle statt. Mittwochs wurde ein Ausflug nach Volmarstein mit Besuch der dortigen Heil-, Lehr- und Pflegeanstalten durchgeführt. Der Donnerstag war der Behandlung der Gefährdetenfürsorge mit Austausch der Erfahrungen bestimmt. Für den Reisedienst in den Schülerbibelkreisen Westfalens stand in den Jahren 1924 und 1925 der Hilfsprediger Pastor Otto Vetter Pastor Noa zur Seite, als Lehrvikar wurde Vikar Tuente dem Jugendpfarramt zugewiesen.

Als Pastor Noa in der oberen Fleyer Straße 116 eine geräumige Wohnung gefunden hatte, konnte sich dort ein munteres Treiben entwickeln. Frau Noa hatte alle Hände voll zu tun, um für alle zu sorgen. Da waren zunächst die beiden Pflegekinder Gustav-Erich und Elisabeth, die durch das Kindermädchen Grete betreut wurden. Eine Hausgehilfin aus dem Westerwald sorgte für die Pflege des Haushalts. Gelegentlich waren auch noch 2 bis 3 Pflegesöhne in der Familie untergebracht, von denen einer zwei Lachtauben, der andere einen Schäferhund und ein Radio haben durfte. Zeitweilig wohnte auch noch eine Musikschülerin im Pfarrhaus, die ihr eigenes Klavier mitbrachte, und eine Schülerin des Technischen Lehrerinnenseminars. Vikar Tuente war zur Ausbildung für ein Jahr im Jugendpfarramt. Alles in allem, ein lebhafter Haushalt, der durch die Besucher aus den Jugendkreisen zweifellos noch lebhafter wurde.

Am 22. November 1926 bewarb sich Pastor Noa um die erste Pfarrstelle der Evangelischen Kirchengemeinde Siegen. In der Bewerbung heißt es, daß er den dringenden und sehnlichen Wunsch habe, in die eigentliche Gemeindegemeinschaft hineinzukommen, auch wenn es ihm

schwerfalle, sich von der liebgewordenen Arbeit im Jugendpfarramt zu lösen. Die Abschiedspredigt hielt Pastor Noa am 8. Mai 1927, um 9.30 Uhr, in der Johanniskirche. Abends um 19.30 Uhr fand im Vereinshaus Weststraße eine öffentliche Gemeindefeier zum Abschied von Pastor Noa statt.

Gemeindepfarrer in Siegen

Am 15. Mai 1927 wurde Pastor Noa als Pfarrer an der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Siegen eingeführt. Er wurde mit großen Erwartungen empfangen. Viele Jungen aus den Schülerbibelkreisen kannten ihn bereits von Osterzusammenkünften oder Freizeiten. Er selbst freute sich, daß er nun ganz für die eigentliche Gemeindefarbeit sich einsetzen konnte. Die reformierte Art der Gottesdienstordnung gab der Predigt mehr Raum als der Liturgie; das kam seinen Wünschen und Begabungen sehr entgegen. Gern tat er seinen Dienst in der großen Nikolaikirche auf dem Alten Markt in der Nähe des Rathauses oder in der kleineren Martinikirche in der Nähe des Unteren Schlosses. Das Pfarrhaus lag in der Pfarrstraße hinter der Nikolaikirche. Zur Gemeinde gehörte auch das Konfirmandenhaus in der Oberen Metzgersgasse. Dort fand der Unterricht der Katechumenen und Konfirmanden und die Jugendstunden der Jungschar des CVJM und die Stunden der Schülerbibelkreise statt.

Die Gottesdienste waren gut besucht, ebenso die Jugendstunden. In den Predigten gab sich Pastor Noa geistig wie körperlich mit aller Kraft hin. Wenn er für die Vorbereitung nicht die nötige Ruhe im Pfarrhaus fand, floh er wohl gelegentlich in eine Seitenstube der Konditorei Schmidt in der Bahnhofstraße, um sich ganz auf den Dienst der Predigt konzentrieren zu können.

Er hatte nicht die Gewohnheit, seine Predigten von Anfang bis Ende schriftlich zu konzipieren, jedoch waren sie alle unter aufmerksamem Hören auf das Wort der Bibel, unter starker Hinwendung zu Gott im Gebet gedanklich und inhaltlich sorgfältig vorbereitet. Nur wenige Proben seiner Verkündigung liegen gedruckt vor: „Der Ruf zur Freude BK-Andachten“²⁶ und „Mein Schöpfer, steh mir bei! Worte für Konfirmanden und deren Eltern“²⁷.

Grundlage der Verkündigung war für Noa die Heilige Schrift im Verständnis der Reformatoren, ihre Anwendung auf das persönliche Leben des Christen im Sinne der Professoren der Theologie D. Martin Kähler und D. Karl Heim, die das Erbe des Pietismus für die heutige Zeit anzuwenden suchten im Sinne des Gedichtes:

²⁶ Vgl. Anm. 17.

²⁷ Vgl. Anm. 14.

„Hilf aus den Gedanken in's Leben hinein,
ganz ohne Wanken dein eigen zu sein!“

Neben der öffentlichen Verkündigung, die stark evangelistisch ausgerichtet war, lag Pastor Noa die persönliche Seelsorge in Hausbesuchen und auf Freizeiten sehr am Herzen.

Die Jugendkreise im Konfirmandenhaus belegten P. N., wie sie ihn nannten, als ihren Mann ganz besonders mit Beschlag. Er setzte sich für sie ein mit aller Kraft. Zunächst wurden die Morgenwachen regelmäßig zweimal in der Woche vor der Schule in der Martinikirche eingerichtet, so wie sie bereits in Hagen in der Reformierten Kirche stattgefunden hatten. Dann wurde die Freizeitarbeit für die männliche Jugend fortgeführt. Einige dieser Freizeiten seien hier aufgeführt:

1927 leitete Pfarrer Noa eine Ferienfreizeit in Lohmar an der Agger, 1928 richtete er ein Ferienlager in der Jugendherberge in Wilhelmshaven ein,

andere fanden statt auf der Insel Spiekeroog in der Baracke der Hammer BK-Freunde,

in Bistensee in der Eckernförder Bucht,

vom 10. 8. bis 29. 8. 1931 fand in Benneckenstein im Harz in dem Evangelischen Ferienheim, das Baurat Schmidt, der Erfinder der Heißdampf-Lokomotive, gestiftet hatte, eine Freizeit unter besonderen Umständen statt.

Bereits auf der Hinreise am 10. August geschah ein schweres Unglück, das einzige dieser Art auf den vielen von Pastor Noa geleiteten Freizeiten. In Altenhündem fiel Werner H. aus Kreuztal von dem Trittbett des Eisenbahnwaggon auf den Bahnsteig. Das letzte Rad fuhr über den linken Unter- und Oberarm. Der Junge wurde sofort zum Krankenhaus gebracht, der Arm mußte amputiert werden. Pastor Noa blieb zwei Nächte mit Wachen und Beten am Bett des Jungen und kam dann zu den Freizeitjungen nach Benneckenstein. Er habe selten einen solch tapferen Jungen gesehen, Werner nehme es von Gott. Nur einer in 100 solchen Fällen komme mit dem Leben davon. Oft wurde auf dieser Freizeit das Morgenlied gesungen:

„Lobet den Herren alle, die ihn ehren“

mit der Strophe:

„Daß unsre Sinnen wir noch brauchen können
und Händ und Füße, Zung und Lippen regen,
das haben wir zu danken seinem Segen.

Lobet den Herren!“

Werner H. hat sich später treu zur Jungen Gemeinde gehalten.

Während der Freizeit wurden viele schöne Wanderungen im Harz veranstaltet, ins Tal der Bode, auf den Brocken. In den Morgenandach-

ten sprach Noa über ernste Texte aus dem Hiobbuch unter dem Thema: „Warum muß der Gerechte leiden?“

Eine Omnibusfahrt zur Roßtrappe – Hexentanzplatz – Teufelsbrücke – Bodetal – Schlangenweg, zur Bergruine Blankenburg und eine Nachtwanderung zum Brocken gehörten zu den Höhepunkten der Ferienfahrt, die aus dem Leben der jugendlichen Teilnehmer nicht wegzudenken ist.

Es folgten noch andere Freizeiten, die letzte in den Sommerferien 1937 in Zingst am Darss im Freizeithem der Westfälischen Schülerbibelkreise, wo trotz mancherlei Behinderungen durch die Geheime Staatspolizei bis zum Jahre 1942 noch Evangelische Jugendfreizeiten stattfanden. In Zingst traf Noa auch mit Kurt Gerstein und Reinhard Gädeke²⁸ zusammen, die dort mit Jungen aus dem Ruhrgebiet eine Freizeit veranstalteten. Dort wurde auch das Laienspiel „Der junge Luther“, das Noa verfaßt hatte, aufgeführt²⁹.

In seiner Verkündigung auf der Kanzel und in den Andachten vor der Jugend ging Noa in der Regel von einem Wort der Heiligen Schrift aus und versuchte, es durch Beispiele aus dem Leben, oft Erlebnisse des Tages, in die Praxis des Alltags hineinzuprojizieren. Oft nahm er auch ein Bild, das ihm Eindruck gemacht hatte, zur Veranschaulichung hinzu. Das Bild des anklopfenden Christus von Wilhelm Steinhausen liebte er sehr. Er selbst war von dem Ausdruck in den Zügen des Heilandes gepackt worden und stellte dann in seiner Predigt dar, wie das Aufhorchen, die Spannung und das Warten in den Zügen des Heilandes zu beobachten seien und wie Christus als König des Advent darauf warte, daß wir ihm die Tür auftun, die auf der Seite des Erlösers keine Klinke hat. Ein anderes Bild, das er sehr liebte und in seiner Studierstube aufgehängt hatte, stellte „Das kanaanäische Weib“ dar, ebenfalls von Wilhelm Steinhausen gemalt, und zwar für die Aula eines Gymnasiums in Frankfurt. Die Frau hat ihr Hündlein in der Hand und wendet sich an Christus, der sie zunächst abweist. Aber sie beruft sich darauf, daß auch die Hündlein einige Brosamen vom Tisch ihrer Herren bekommen. So erwartet auch sie eine Hilfe von der Hand Christi, auch wenn sie es nicht wert ist.

Noa konnte auch Erlebnisse aus seinen Kriegsjahren benutzen, um zur Wachsamkeit in Stunden der Finsternis aufzurufen.

Die Jugend sollte ihr Reich haben, in dem sie nach Herzenslust toben konnte. Deshalb war Pastor Noa besorgt, auch der christlichen Jugend des Siegerlandes ihren „Kotten“, ihre Bleibe für die Wochenenden und Ferien, zu beschaffen. Berchum war zu weit von Siegen entfernt, des-

²⁸ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 1852.

²⁹ Theodor Noa, Der junge Luther, Ein Laienspiel, Siegen 1933.

halb freute sich Noa, daß er auf dem Gelände einer verlassenen Erzgrube im Dorf Beienbach bei Netphen, etwa 12 Kilometer von Siegen entfernt, eine Blockhütte pachten konnte, die unmittelbar am Waldrand lag, fern von allen Häusern der Bauern, an einer kleinen Quelle. Auch diesmal mußte, wie in Hagen, ein eingetragener Verein gegründet werden, damit die nötigen Rechtsgeschäfte abgeschlossen werden konnten. So wurde am 30. April 1930 der „Geschäftsführende Verein Siegerländer Bibelkreise e. V.“ gegründet. Unter dem Protokoll der Satzung finden sich Namen wie Theodor Noa, Fritz Stutte, Wilhelm Haardt, Oswald Holländer, Rudolf Gädeke, Heinz Jüngst und Fritz Buch.

Schon vor der Ankunft Pastor Noas in Siegen hatte der BK-Gauwart Fritz Stutte aus Weidenau seine Fühler nach Beienbach ausgestreckt und an der verlassenen Grubenthalde der 1923 abgebrochenen Eisensteingrube Kleeblatt bzw. Schnellenberg oberhalb des Dorfes Beienbach ein Landheim gegründet und ausgebaut. In Weidenau wohnte auch Dipl.-Ing. Wilhelm Reinacher, der von 1906 bis 1909 nebenamtlich als BK-Sekretär tätig gewesen und 1920 zum 1. Vorsitzenden des gesamten BK-Reichsverbandes gewählt worden war. Er blieb bis zuletzt der treue Freund von Pastor Noa. Der eingetragene Verein wurde 1938 von Amts wegen gelöscht. Jedoch hatte ein Freund und Mitarbeiter Noas, der Kaufmann Heinz Jüngst, bereits am 25. Januar 1938 den notariellen Grundstücksvertrag zwischen der Haubergsgenossenschaft Beienbach und dem geschäftsführenden Verein auf seinen Namen übertragen lassen. So blieb das BK-Landheim Beienbach davor bewahrt, von der Hitlerjugend „eingegliedert“ zu werden. Es war Privatbesitz. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und des Dritten Reiches lebte der eingetragene Verein wieder auf und konnte das Landheim in zwei Bauabschnitten 1954 und 1979 durch großzügige Erweiterungsbauten den heutigen Ansprüchen entsprechend herrichten und dort eine gut belegte evangelische Jugendbildungsstätte errichten. In der Nähe der Quelle erinnert heute eine Bronzetafel an einer Ruhebänk an die Tätigkeit von Pfarrer Noa. Der Entschlossenheit und dem Wagemut von Heinz Jüngst und seiner BK-Freunde ist es also zu danken, daß das Landheim Beienbach heute mit 60 Betten und mehreren Tagesräumen, Gruppenräumen und einem Volleyballplatz der Evangelischen Jugend dient und die Erinnerung an Pastor Noa wachhält. Der Vorsitzende ist heute Gerhard Hickel.

Die Sammlung der Jugend geschah nicht nur im Konfirmandenhaus und im Beienbacher Landheim, sondern auch bei den großen Festen und Gemeindeabenden in Siegen. Diese fanden entweder im Saal des Evang. Volksvereins in der Burgstraße oder im Saal des Kaisergartens, dem größten Saal in Siegen, statt. Anlässlich des 400jährigen Reforma-

tionsjubiläums in den alten Nassau-Oranischen Landen im Herbst 1930 veranstaltete der BK Siegen unter der Leitung von Pastor Noa im überfüllten Kaisergarten-Saal einen eigenen Festabend mit der Aufführung von Karl Schönherr's Stück „Glaube und Heimat“, die wenige Tage später sogar wiederholt werden mußte. Zum 450. Geburtstag Dr. Martin Luthers am 10. November 1933 schrieb Theodor Noa ein Laienspiel in neun Bildern³⁰. Das Stück wurde von der Laienspielschar des Siegener Bibelkreises mehrfach in Siegen und in vielen Orten des Kirchenkreises Siegen aufgeführt. Eine Wiederholung fand auch in den Sommerferien auf der Freizeit in Zingst am Darss statt. Die Titelrolle wurde in Siegen und später in Zingst am Darss (Ostsee) von stud. theol. Ewald Gädeke, im Krieg in Rumänien vermißt, und in Hagen von Werner Gerber, später Verwaltungsdirektor des Evangelischen Gemeindeamtes Hagen, dargestellt.

Für die Weihnachtszeit schrieb Pastor Noa ein Laienspiel für das Jungscharalter mit dem Titel „Die Jungen von Bethlehem“³¹. Im Dritten Reich war es der Evangelischen Jugend nach der Eingliederungsverordnung vom 19. Dezember 1933 nicht mehr gestattet, gewöhnliche Laienspiele wie Ritter- und Schauerdramen, Märchenspiele (z. B. „Blut und Liebe“ von Luserke) aufzuführen, um so mehr wandte man sich Evangelienspielen oder kirchengeschichtlichen Stoffen zu. Die forderten oft zu einer Stellungnahme des Glaubens heraus und waren deshalb der Evangelischen Jugend durchaus angemessen. Der Sprecher im „Jungen Luther“ beendete das Spiel mit folgenden Worten:

„So brach aus Dunkelheiten Licht hervor,
Ein Licht, das heute Helle noch verbreitet.
Aus ewger Tiefe öffnet sich ein Tor,
Daraus ein Zug empor und vorwärts schreitet.
Wohlan! So reih dich ein in diesen Zug!
Es geht zum Kampf, auf, du sollst Waffen tragen!
Kennst du die Waffe, die der Mann hier trug,
Die ihn hinein riß in sein kühnes Wagen?
Ergreif sie auch! 's ist Gottes heil'ges Wort,
Das Schwert des Geistes, allzeit scharf geschliffen.
Es reißt auch dich zum Kampf, zum Siege fort.
Wer nach ihm greift, der wird von ihm ergriffen.
Und bleibt mit ihm, wenn diese Welt zerbricht,
Wenn über welke Gräser Winde wehen.
Wenn alle Schöpfung hingeht im Gericht,
Dann bleibt allein das Wort des Herrn bestehen.“

³⁰ Vgl. Anm. 29.

³¹ Theodor Noa, Die Jungen von Bethlehem, Ein Laienspiel, Siegen (o. J.).

Die Theologie erlebte seit den Tagen des Ersten Weltkrieges eine starke Hinwendung zur Theologie der Reformatoren. Ein älteres Werk von Theodosius Harnack über die Theologie Luthers wurde neu aufgelegt und fleißig studiert³². Aber auch die neueren kirchengeschichtlichen Arbeiten von Heinrich Böhmer (Der junge Luther) und von Karl Holl (Die Theologie Luthers) fanden starkes Interesse³³. Noa wurde besonders von Böhmers Werk angezogen und hat dessen Ergebnisse in seinem Laienspiel in allgemein verständlicher Form verarbeitet.

Pastor Noa beteiligte die Jugend auch noch in anderer Weise an seiner Verkündigungstätigkeit und nahm sie mit in die Siedlung der Asozialen vor der Stadt Siegen und auch in die Strafvollzugsanstalt Siegen. In der Adventszeit durften die Jugendlichen ihn begleiten und durch Lieder, Instrumentalmusik oder kurze Laienspiele seine Andachten ergänzen und die Familien in der Siedlung, aber auch die Insassen der Strafanstalt durch Pakete mit Kleidung und Wäsche und vor allem mit Weihnachtsgebäck erfreuen.

Durch diese Gänge geschah ein Stück Erziehung zur Menschlichkeit und eine praktische Anschauung zu dem Jesuswort: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Dieses eine Wort „alle“ wurde durch diese Besuche kräftig unterstrichen und unvergeßlich in die Herzen eingeprägt, gerade an den genannten Orten.

Pastor Noa blieb nicht ohne Anfechtungen. Hier sind nicht nur die Anfechtungen gemeint, die der Glaube innerlich immer wieder mit sich bringt und der wir mit der Bitte begegnen können: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Hier sind auch die äußeren Anfechtungen zu nennen, die immer wieder einmal auftreten können. Im Jahre 1932 legte die Leitung der NSDAP mit Datum vom 18. März 1932 bei dem Evangelischen Konsistorium in Münster gegen Noa eine Beschwerde ein, der in einer parteipolitischen Wahlversammlung in Weidenau bei Siegen in unglaublich gehässiger und hetzerischer Weise gegen die NSDAP gesprochen und sie vor der bewußt christlich eingestellten Siegerländer Bevölkerung als eine religionsfeindliche Partei zu verdächtigen gesucht habe.

Es ging damals um die Frage, ob Herr von Hindenburg oder Adolf Hitler zum Reichspräsidenten gewählt werden solle. Ein aus Freudenberg stammender Redner, der sich den Gemeinschaftskreisen anpaßte, hatte in einer öffentlichen Versammlung dargelegt, daß entschiedene

³² Theodosius Harnack, Luthers Theologie (1862), Minden 1927.

³³ Heinrich Böhmer, Der junge Luther, Gotha 1925; Karl Holl, Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte I, 4. u. 5. Aufl., Tübingen 1927.

Christen Adolf Hitler wählen könnten und müßten. Da zu dieser Versammlung die Mitglieder des Stadtverbandes evangelischer Jungmännervereine, deren Vorsitzender Pastor Noa war, eingeladen worden waren, erbat der ebenfalls anwesende Pfarrer Noa das Wort zur Aussprache, was ihm wie auch anderen Vertretern dieser Vereine verweigert wurde. Daraufhin erklärte Noa, daß er in einer Versammlung am nächsten Tag in Weidenau zu dieser Sache sprechen werde.

Der Freudenberger Redner hatte Hitler und die NSDAP so geschildert, als ob in ihr die biblisch-christliche statt der völkischen Weltanschauung führend sei. Deshalb glaubte Pastor Noa in seinem evangelischen und seelsorgerlichen Gewissen verpflichtet zu sein, hierzu ein klärendes ruhiges Wort sagen zu müssen. Zum Erweis der völkischen Weltanschauung Hitlers berief er sich auf Äußerungen, welche der nationalsozialistische Dichter Dietrich Eckhardt in seiner Schrift „Der Bolschewismus von Moses bis Lenin“ seinem Freund Adolf Hitler in den Mund legt und worin dieser von der „Satansbibel“ und dem „Massenmörder Paulus“ spricht. Diese Weidenauer Versammlung war keine parteipolitisch orientierte Versammlung, sondern eine Versammlung des Hindenburg-Wahlausschusses. Die Siegener Pfarrerschaft hatte sich verabredet, keinerlei Wahlaufufe zu unterschreiben. Deshalb hatte Noa sich entschlossen, seine bereits für die Wahl Hindenburgs werbende Unterschrift zurückzuziehen, was ihm von anderer Seite als Stellungnahme für Hitler ausgelegt wurde. Deshalb scheute sich Noa nicht, deutlich zu sagen, daß er einen Christen wie Hindenburg als Reichspräsident vor Adolf Hitler, dem Vertreter einer völkisch orientierten Weltanschauung vorziehe³⁴. Seine Ausführungen waren, vielen Zeugen entsprechend, mit Ruhe und Sachlichkeit vorgetragen worden. Die Antwort des Konsistoriums sagt, daß gegen eine Teilnahme von Herrn Pfarrer Noa an der Weidenauer Hindenburgkundgebung nichts einzuwenden sei, daß er aber nicht die Wahl Hindenburgs zu einer Glaubenspflicht machen durfte und sich zur Begründung dafür nicht auf eine bereits vor 8 Jahren erschienene Schrift berufen durfte.

Das Presbyterium der Evangelischen Gemeinde Siegen befaßte sich in einer Sitzung vom 13. Juli 1932 mit der Angelegenheit und übersandte dem Konsistorium folgenden Beschluß: „Mit der Entscheidung, die das Konsistorium im Fall Noa getroffen hat, kann sich das Presbyterium bei der Bedeutung, die es ihm beimißt, nicht zufrieden geben. Es bittet daher das Konsistorium, den Fall noch einmal zu verhandeln,

³⁴ Vgl.: Helmut Busch, Das Problem einer christlichen Politik in den Siegerländer Wahlkämpfen während der Weimarer Zeit, - in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Band 78, Lengerich 1978, S. 162.

vorher aber Pfarrer Noa Gelegenheit zu geben, zu der gegen ihn vorgebrachten Beschwerde nochmals Stellung zu nehmen.

Der Vorsitzende des Presbyteriums gez. Busse, Pfarrer³⁵.

Dazu folgte ein ausführlicher Begleitbericht, der von der Mehrzahl der Presbyter und Gemeindeverordneten unterzeichnet war. Aufgrund des Briefwechsels mit der Kirchenleitung darf geschlossen werden, daß das Presbyterium und die größere Gemeindevertretung der Ev. Kirchengemeinde Siegen mehrheitlich zu Pfarrer Noa stand und anerkannte, daß er in seelsorgerlicher Verantwortung ohne jede Gehässigkeit sich zu der Wahl des Reichspräsidenten geäußert hatte. Auch in der Gemeinde standen viele Gemeindeglieder hinter Pfarrer Noa. Aber er selbst fühlte sich in seiner Ehre getroffen und von der Kirchenleitung nicht genügend gestützt. Dies war jedoch erst der Beginn der öffentlichen Verunglimpfungen Noas. Noch war Hitler nicht an der Macht.

Pastor Noa hatte sich immer seinem Vaterland als seiner irdischen Heimat verpflichtet gefühlt und sich im ersten Weltkrieg als Soldat voll eingesetzt und für Tapferkeit vor dem Feind das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse und das Verwundetenabzeichen und schließlich die Beförderung zum Oberleutnant der Reserve und Kompanieführer erworben. Er hat daraus nie ein Hehl gemacht. Sein Pflegesohn Werner Koch erinnert sich, daß bei einer Sommerfreizeit in Cuxhaven die Gruppe der BKler einem Zug Gewerkschaftsjugend mit der roten Fahne begegnet sei. Daraufhin habe Noa seine Gruppe aufgefordert: „Stolz weht die Fahne schwarz-weiß-rot!“ zu singen. Koch habe dies als eine unnötige Herausforderung angesehen und gefragt: „Onkel Theo, muß das jetzt sein?“ – „Es muß! Christliche Jugend muß beweisen, daß sie für das Vaterland steht!“³⁶

Als unter der Kanzlerschaft Adolf Hitlers die Allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt worden war, bemühte sich Noa, in die Liste der Reserve-Offiziere aufgenommen zu werden. Er bat einen der mitteldeutschen Gauleiter der NSDAP, der ihm von früher her bekannt war, um Fürsprache in dieser Sache unter Berufung auf seine Vergangenheit als Soldat, hatte jedoch mit diesen Bemühungen keinen Erfolg. Das schmerzte Pastor Noa sehr. Jedoch noch mehr schmerzten ihn die Angriffe, die je länger je mehr auf Personen ausgeübt wurden, unter deren Vorfahren solche jüdischen Glaubens waren oder die selber Juden waren. Nach den Nürnberger Gesetzen vom 15. September 1935 und vom 14. November 1935 galt als ein jüdischer Mischling ein Bürger ohne weiteres, wenn ein Großelternanteil der jüdischen Religionsgemein-

³⁵ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 933.

³⁶ Werner Koch, Sollen wir K. weiter beobachten?, Stuttgart 1982, S. 24f.

schaft angehört hat. Dies traf auf die Person von Pastor Noa zu. Der Pfarrernotbund, der am 21. September 1933 von Martin Niemöller³⁷, Kurt Scharf, Günter Jacob und Eugen Weschke gegründet worden war, hatte sich ganz klar gegen die Anwendung des Arierparagraphen in der Kirche gewandt. Nach dem Willen des Pfarrernotbundes sollten Pfarrer jüdischer Herkunft im Dienst bleiben, im Dienst der Verkündigung und der Jugenderziehung. So blieb auch Pfarrer Noa in Siegen im regelmäßigen Dienst auf der Kanzel, so veranstaltete er auch im Sommer 1937 noch eine Jugendbibelfreizeit in Zingst am Darss im Jugendheim der Westfälischen Schülerbibelkreise. Aber es tat ihm weh, wenn einige seiner Konfirmanden harte Schimpfworte auf der Straße hinter ihm her riefen.

Härter traf es ihn, wenn Gemeindeglieder aus seinem Pfarrbezirk ihn im Falle von Amtshandlungen nicht aufsuchten, sei es aus Angst, sei es aus Überzeugung, weil sie nichts mit einem Mann mit jüdischen Voreltern zu tun haben wollten. Auch machte Noa sein Zuckerleiden Sorge. So ist es verständlich, daß er hin und wieder Orte der Zuflucht und der Stille aufsuchte, wo er sich sammeln und erholen konnte. Einmal erlebte er dabei allerdings eine herbe Enttäuschung. Es zog ihn auf die Freusburg, eine Jugendburg nicht weit von Siegen, auf der er viele unvergeßliche, schöne Stunden mit seinen Jugendgruppen erlebt hatte. Als er zur Burg hinaufstieg, ahnte er nicht, daß er auf einen von SA-Führern geleiteten Landhelfer-Lehrgang treffen würde. „Was will der Jude, der dort den Burgberg heraufkommt?“ hieß es in dem rüden Jargon der damaligen Zeit. Pfarrer Noa hatte Glück, daß an diesem Lehrgang einer seiner ehemaligen Hagener Schüler teilnahm, der jahrelang arbeitslos gewesen war und sich hier neue Lebensmöglichkeiten erhoffte. Ihm gelang es nach vielem Hin und Her, Pfarrer Noa vor seinen Gegnern zu schützen mit dem Hinweis, daß er protestantischer Pfarrer sei, der einer alten Pfarrersfamilie entstamme und im Weltkrieg als Soldat und Offizier gekämpft und wegen seiner Tapferkeit beide Eiserne Kreuze und das Verwundetenabzeichen erhalten habe.

Nur dadurch erlangte dieser frühere BKler die Erlaubnis, Noa kurz auf der Burg empfangen zu dürfen. Er mußte ihn aber bald wieder fortgeleiten, da sonst „dicke Luft“ herrschen würde.

Ein anderes Mal suchte er Ruhe auf einer Nordseeinsel, wo er in glücklichen Jahren manches Ferienlager mit der Jugend geleitet hatte. Auch der Besuch eines christlichen Jugendheimes am Rhein gab ihm etwas Ausspannung. Dort traf er gleichgesinnte und mitfühlende Freunde, mit denen er auf stillen Wanderungen sich über all das aus-

³⁷ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 4508.

sprechen konnte, was ihn so sehr bedrückte. Er war glücklich, als man ihm in diesem Heim die täglichen Andachten anvertraute.

Doch die Wolken zogen sich immer mehr über ihm zusammen. Am 19. Dezember 1937 hielt er den letzten Gottesdienst in der Nikolaikirche. Er war verbunden mit einer verbotenen Abkündigung der Bekennenden Kirche. Dann besorgte er noch einen Schlitten als Weihnachtsgeschenk für seine beiden Pflegekinder. Am 22. Dezember 1937 reiste er ohne Abschied nach Dortmund, vermutlich kam er damit einer Vorladung der Geheimen Staatspolizei nach. Von da an bleibt seine Frau ohne Nachricht von ihm. Von dieser Reise kehrte er nicht mehr zurück. Frau Noa bezeugte später, daß Pastor Noa in einem an Pfarrer Vacheroth³⁸ gerichteten Abschiedsbrief zum Ausdruck gebracht habe, daß er immer geglaubt, was er verkündigt habe. Seine Aktentasche mit Schlüssel könne auf dem Bahnhof abgeholt werden. Am 14. März 1938 wurde seine Leiche in einem Kanal mit Schiffsverkehr bei Spandau aufgefunden. Auf Veranlassung von Frau Noa hatte Herr Dipl.-Ing. Heinrich Bertram eine Vermisstenanzeige bei der Polizei in Berlin aufgegeben. Eines Tages wurde ihm eine Bibel und eine Briefftasche von Pastor Noa gezeigt. Die dazugehörige Wasserleiche hat er als die von Pastor Noa erkannt, und zwar an einer Narbe im Rücken, an die er sich erinnerte und die von einer Kriegsverletzung aus dem Weltkrieg herührte. Die Leiche trug im übrigen eine Verletzung an einem Ohr, die angeblich von einer Schiffsschraube stammte. In der Bibel war das Kapitel Hiob 30 markiert mit dem tiefen Wort der Klage: „Nun aber bin ich ein Spottlied geworden.“ Dr. Werner Koch, der eine Zeitlang in Noas Haus und Familie gewohnt hat, schreibt: „Mord? Verzweiflungstat? So oder so: Auch er ist eines der unzähligen Opfer von Deutschland's nationaler Revolution.“³⁹ Aber diese Schuld wird kaum verfolgbare sein. Ein Schuldiger wird hier nicht zu finden sein.

Es hat auch eine Version gegeben, wonach die Wunde hinter dem Ohr von einer Schußverletzung herrühre. Aber auch damit ist die Frage, ob hier Fremdverschulden oder eigene Tat vorliege, nicht klar beantwortet. Solange nicht neue Erkenntnisse gewonnen werden, wird der Ausgang im Dunkeln bleiben.

Die ebenfalls aufgefundenen Militärpapiere ermöglichten es, ihn auf dem alten Garnisonfriedhof in Berlin beizusetzen, wo auch sein im Krieg verstorbener Bruder ruhte. Die Beisetzung fand im kleinsten Kreis statt, sie wurde von Stadtmissionsinspektor Pastor Schnepel gehalten, der mit Theodor Noa seit der Studienzeit befreundet war. Drei Mitglieder des Presbyteriums Siegen nahmen an der Beisetzung teil.

³⁸ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 6428.

³⁹ Werner Koch, a. a. O., S. 25.

Der Text der Predigt am Grab Noas war: „Niemand wird sie aus meiner Hand reißen.“ (Joh. 10, Vers 29) Das Dunkel, das über diesem Ende liegt, wird in dieser Zeit nicht mehr zu lichten sein. Auf dem Marmorkreuz an seinem Grab steht das Wort aus Psalm 130, Vers 7:

„Bei dem Herrn ist die Gnade
und viel Erlösung bei Ihm.“

Theodor Noa

Pastor

in Hagen und Siegen

Dies Kreuz hat sein Freund Heinz Jüngst bei der Einebnung des Berliner Grabes nach Beienbach bei Netphen bringen lassen. Von dort wurde es nach Siegen gebracht und an der Mauer der Nikolaikirche, der Wirkungsstätte von Pastor Noa, aufgestellt. Wichtiger als dies Kreuz von Stein ist es, daß Pfarrer Noa vielen jungen und älteren Menschen den gekreuzigten Christus so lebendig vor Augen gestellt hat, daß sie erkannten:

„Christus ist für uns gekreuzigt,
damit wir für ihn leben.“⁴⁰

⁴⁰ Vgl.: Nachruf von Wilhelm Reinacker, – in: Evangelist aus dem Siegerland, 35. Jahrgang, Nr. 14 vom 3. April 1938.

„... immer Föhlung mit allen Teilen der Kirche“ Der münstersche Theologieprofessor Otto A. Piper auf dem Weg in die Emigration 1933–1938

Als der Verfasser sich im Sommersemester 1964 an der Westfälischen Wilhelmsuniversität für sein erstes Semester zum Studium der evangelischen Theologie eingeschrieben hatte, fand er im Vorlesungsverzeichnis den Professor Otto A. Piper an zwei Stellen verzeichnet. Einmal als emeritierten Professor der Systematischen Theologie und dann an hervorragender Stelle – von der ganzen Universität geehrt – als einen ihrer lebenden Ehrenbürger. Er hatte allerdings keine Gelegenheit, Piper als seinen eigenen Lehrer zu erleben. Das lag nicht nur daran, daß es einem Anfangsemester nicht geraten werden kann, gleich einen solch steilen Gipfel der theologischen Universitätsausbildung stürmen zu wollen, wie ihn die Systematik darstellt – war Piper doch auch ein Neutestamentler. Es lag auch nicht an der Emeritierung dieses Hochschullehrers – boten doch andere emeriti durchaus Lehrveranstaltungen an. Es mochte eher an der großen räumlichen Distanz seines gegenwärtigen Wohnsitzes zum westfälischen Münster liegen. Als seine Adresse war verzeichnet: 26 White Pine Lane, Princeton/New Jersey. Warum und wie hatte ihn sein Weg aus Münster weggeführt?

Werner Danielsmeyer berichtet in seinen Erinnerungen „Führungen – Ein Leben im Dienst der Kirche“ von seiner münsterschen Stu-

* Soweit nicht anders vermerkt, stammen die hier zitierten Urkunden, zu denen auch die beiden im Anhang abgedruckten Tagebücher Otto A. Pipers gehören aus einem Konvolut, das dem Verfasser von seiner Mutter Irmgard Heidemann geb. Raeder nach dem Tode seines Vaters, des Pfarrers Heinz-Wilhelm Heidemann aus Herford (1911–1981), überlassen wurde. Es soll nach Drucklegung dieses Artikels der Ev. Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte in München zugänglich gemacht werden, deren Mitarbeiter Friedrich Wilhelm Graf mit einer systematisch-theologischen Aufarbeitung des weithin vergessenen Werkes von Piper befaßt ist: „Denn Piper war einer der wenigen Lutheraner, die der parlamentarischen Demokratie von Weimar ausdrücklich theologische Legitimität (der neue Staat sei Obrigkeit im Sinne der Tradition) zuerkannt haben.“ (Briefliche Mitteilung an den Verfasser vom 5. Februar 1987.) Der Verfasser ist während der fünfziger Jahre einmal Otto A. Piper im Predigerseminar Soest begegnet. Wenn seine Kontakte mit ihm im Gymnasiastenalter zwar auch nicht sehr tief gegangen sein können, so hatte ihm sein Vater bei diesem Ehemaligen-Treffen doch die erste Begegnung mit einem Lehrer der Theologie ermöglicht, und die vielseitige Persönlichkeit Pipers ist nicht ohne Einfluß auf seine eigene Studienwahl geblieben.

dienzeit aus dem Jahr 1933 über Piper, daß „wir ihn an einem frühen Herbstmorgen zur Bahn begleiteten, von wo aus er zu einem holländischen Hafen und von dort mit dem Schiff nach England fuhr“¹. Wer war nun dieser münstersche Universitätslehrer, für den das Wort Professor nicht nur eine Berufsbezeichnung war, sondern der zu Beginn der Nazizeit in Deutschland auch zu einem Bekenner geworden war, dessen Lebensweg ins Exil führte?

I.

Otto Alfred Wilhelm Piper, geb. am 29. 11. 1891 in Lichte (Schwarzburg-Rudolstadt), war der älteste Sohn des Apothekers Moritz Piper und seiner Frau Julie geb. Naveau. Nach dem Besuch der Dorfschule in Wallendorf kam er an das Erfurter Gymnasium, das er 1910 nach dem Abitur verließ. Während seiner Schul- und Universitätszeit war er „in Thüringen einer der Führer und ersten Bahnbrecher der beginnenden Jugendbewegung im ‚Wandervogel‘“².

Vom Sommersemester 1911 bis zum Sommersemester 1913 war er – abgesehen vom Wintersemester 1910/11 in Marburg – Jenenser Theologie- und Philosophiestudent, wobei er auch Literatur und Naturwissenschaften in seinem Bildungsweg nicht unberücksichtigt ließ. Ein Höhepunkt war für ihn das Studienjahr 1913/14 in Paris, wo er gleichzeitig an der „Faculté des Lettres“ der Sorbonne, der „Faculté libre de théologie protestante“ und dem „Institut catholique“ studierte.

Anfang August 1914 bestand er in Weimar sein 1. theol. Examen und meldete sich gleichzeitig freiwillig beim Infanterie-Regiment 71. Ein Jahr später wurde er bei Kämpfen in Polen an Kopf und Fuß schwer verwundet, nach seiner Genesung ging er „freiwillig 1916 wieder an die Front, kehrte aber mit vollkommen zerrütteter Gesundheit 1917 wieder zurück“³. Nach langen Lazarettaufenthalten und Garnisonsdienst bestand er – wiederum in Weimar – im Herbst 1918 das 2. theol. Examen.

Piper trat nicht in den unmittelbaren kirchlichen Dienst ein, sondern er bereitete sich ab Ostern 1919 – nachdem er vorher in München Kontakte mit der katholischen Theologie aufgenommen hatte – in Göttingen auf Promotion und Habilitation vor. 1919 nahm er im September auch an der Tambacher Konferenz teil, die vor allen Dingen durch Karl Barths Vortrag „Der Christ in der Gesellschaft“, wie sich später

¹ Danielsmeyer, Werner: Führungen – Ein Leben im Dienste der Kirche, Bielefeld 1982, S. 23. Es sind offensichtlich aber außer dem von Danielsmeyer erwähnten Ernst Kinder noch weitere Schüler Pipers bei diesem Abschied zum Bahnhof gekommen.

² So Piper selbst in seinem im Nachlaß des Pfarrers Heinz-Wilhelm Heidemann (1911–1981) aus Herford befindlichen Lebenslauf, den er offensichtlich im Zusammenhang mit der Suche nach einem neuen Arbeitsgebiet verfaßt hat.

³ Ebd.

zeigen sollte, zu der Geburtsstunde und dem Geburtsort einer kirchlichen Bewegung wurde, die unter dem Begriff Dialektische Theologie zusammengefaßt wurde. Ein von dort aus wirkender Satz Barths war z. B. „Wo hat denn die Gotteswelt offene Fenster gegen unser Gesellschaftsleben hin? Wie kommen wir dazu, zu tun, als ob sie es hätte? Ja, Christus zum soundsovielten Male zu säkularisieren, heute z. B. der Sozialdemokratie, dem Pazifismus, dem Wandervogel zu Liebe, wie ehemals den Vaterländern, dem Schweizertum und dem Deutschtum, dem Liberalismus der Gebildeten zu Liebe, das möchte uns allenfalls gelingen. Aber nicht wahr, da graut uns doch davor, wir möchten doch eben Christus nicht ein neues Mal verraten.“⁴ Piper muß bei dieser Tagung zum mindesten bemerkt worden sein. Denn der spätere Schriftleiter der Zeitschrift „Zwischen den Zeiten“, der Münchener Pfarrer Georg Merz, zu dem Pipers spätere Familie auch Beziehungen hatte⁵, notiert in seinen Erinnerungen: „Auch Friedrich Gogarten war von Stelzendorf, einem Dörfchen zwischen Auma und Zeulenroda, mit seinen jungen Freunden aus dem Jenaer Wandervogel, Otto Piper und Oskar Ziegner, gekommen.“⁶ Möglicherweise hat Piper auch einen gewissen Einfluß auf die Berufung Karl Barths nach Göttingen gehabt, es war das erste Hochschullehramt dieses Schweizer Theologen, denn Georg Merz erinnert sich weiter: „Persönlich hörte ich zum ersten Male von dem Plan, in Göttingen eine reformierte Professur zu errichten, im Herbst 1920 durch Otto Piper, der eben seine Habilitation bei Carl Stange vorbereitete und ungläubig abwehrte, als ich sagte: „Da kommt nur Karl Barth in Betracht.““ Das Erstaunen Pipers mochte auch seinen Grund darin haben, daß Barth, der sich zu einer Leitfigur der protestantischen Theologie entwickeln sollte, sich in seiner Universitätslaufbahn nie der akademischen Ochsentour von Promotion und Habilitation unterworfen hat.

1920 erhielt er in Göttingen die *venia legendi* und wurde nach verschiedenen Vertretungen und Lehraufträgen dort 1929 nichtbeamteter außerordentlicher Professor. Von seiner Pariser Fakultät bekam er im März 1930 den Ehrendoktor. Er war damit wohl der einzige deutsche evangelische Theologe, wenn nicht gar Wissenschaftler überhaupt, der zwischen den beiden Weltkriegen in Frankreich auf diese Weise geehrt

⁴ Barth, Karl: Der Christ in der Gesellschaft, Eine Tambacher Rede, mit einem Geleitwort von Hans Ehrenberg. Zitiert nach: Anfänge der Dialektischen Theologie, Teil I, herausgegeben von Jürgen Moltmann, München 1966, S. 6.

⁵ Danielsmeyer, S. 19, über Pipers spätere Ehefrau: „Als Braut war sie von dem damaligen Studentenpfarrer Georg Merz in München im christlichen Glauben unterrichtet und dann getauft worden.“

⁶ Merz, Georg: Wege und Wandlungen, Erinnerungen aus der Zeit von 1892–1922, Nach seinem Tode bearbeitet von Johannes Merz, München 1961, S. 241.

wurde. Zur gleichen Zeit wurde er als Nachfolger Karl Barths zum ordentlichen Professor der Systematischen Theologie an die evangelisch-theologische Fakultät der Westfälischen Wilhelmsuniversität in Münster berufen. Er sollte in dieser Arbeit, die er als „eine fruchtbare Tätigkeit“ ansah, nur vergleichsweise wenige Jahre bleiben können.

II.

Von Münster aus hatte Piper in der Zweimonatszeitschrift „Neuwerk“ einen Artikel „Auf dem Wege zu einem neuen Bekenntnisse“ geschrieben, in dem er sich kritisch – wohlwollend mit dem „Wort und Bekenntnis Altonaer Pastoren in der Not und Verwirrung des öffentlichen Lebens“ vom 11. Januar 1933 auseinandersetzte, ohne freilich auf den Anlaß seiner Abfassung, den Altonaer Blutsonntag vom 17. Juli 1932, der bei Straßenkämpfen 17 Todesopfer gefordert hatte, eingehen zu können oder zu wollen. Nach Meinung Pipers verdient dieses Dokument aus Norddeutschland – es war vor der Machtübernahme Hitlers abgefaßt worden – „die aufmerksamste und gewissenhafteste Beachtung der evangelischen Öffentlichkeit“.⁷ Er sieht hier einen Neubeginn für das in der Evangelischen Kirche in Vergessenheit geratene und nicht ausgeübte Lehramt der Kirche. „Hier hat sich eine konkrete kirchliche Gemeinschaft, nämlich die Pfarrerschaft von Altona, zu einem Bekenntnis zusammengetan und sich durch Unterschrift gegenseitig verpflichtet. So weiß die Gemeinde, daß sie es nicht mit der persönlichen Meinung einzelner Pfarrer zu tun hat, und so handelt es sich nicht um eine Kundgebung, in der ein bestimmter Personenkreis anderen gewisse Grundgedanken für die Verkündigung empfiehlt, sondern um Normen der Verkündigung, auf die sich die Unterzeichner verpflichtet haben. Gewiß, der Personenkreis, der hinter diesem Bekenntnis steht, ist klein im Verhältnis zu den deutschen evangelischen Kirchen. Aber es ist hier ein Ansatzpunkt geschaffen, von dem aus man weiter kommen kann.“

Piper ahnt hier in wacher Zeitgenossenschaft, daß diese hauptsächlich von Hans Asmussen veranlaßte Flugschrift ein Markstein auf dem Weg zur „Theologischen Erklärung“ der Bekenntnissynode von Barmen vom 29. bis 31. Mai 1934 werden konnte. Allerdings weist er zugleich auch auf einen theologischen und politischen Mangel dieses Dokuments hin, der die kirchlichen Kräfte für eine wirksame Verhinderung des deutschen Verhängnisses ab 1933 lähmen sollte: „Wohl wird da vom Lebensrechte des Staates gesprochen und seiner Pflicht, der Nation Lebensraum zu schaffen, sowie von seinem Rechte zum Kriege.

⁷ Piper, Otto: Auf dem Wege zu einem neuen Bekenntnisse, in: Neuwerk, XV. Jahrgang, Mai 1933, S. 27–37, S. 30.

Aber daß Gott nicht lauter isolierte Nationen geschaffen hat, sondern eine in Nationen gegliederte Menschheit, und daß infolgedessen Verpflichtungen der Nationen füreinander bestehen und Begrenzungen ihres Lebensdranges, daß der Krieg eines der schwersten Probleme staatlichen Lebens ist und keineswegs selbstverständliche Pflicht, daß es neben und trotz dem utopischen Pazifismus auch ein christliches Friedensstiften geben muß, all das tritt infolge des naturrechtlichen Ansatzes nicht recht ins Licht.“⁸

In den ersten Monaten des Jahres 1933 erlebten die Deutschen, daß in ihrem Land ein Machtwechsel mit nicht voll absehbaren Folgen stattfand. Das geschah auch in Münster. Mit welchen Vorbehalten Piper der Machtübernahme Hitlers und ihren Auswirkungen gegenüberstand, mag vielleicht ein Satz aus seiner Ethikvorlesung am 2. Mai aussagen, einen Tag nach dem „Ersten Mai“, der, was die demokratischen Kabinette nicht erreicht hatten, von der Hitlerregierung zum gesetzlichen Feiertag erklärt worden war und unter nationalsozialistischer Regie im ganzen Deutschen Reich mit Demonstrationen gefeiert worden war: „Wir wollen in das, was wir gestern gesehen haben, in all die Begeisterung, keinen Gifftropfen mischen. Wir sind hier aber an einer Stelle der Forschung, wo der Wahrheit die Ehre zu geben ist. Es ist heute noch nicht ausgemacht, ob das, was wir gestern gesehen haben, der Anfang eines Neuen oder der Anfang des Endes ist.“⁹

Piper hat seine Beobachtungen und Empfindungen vor der Zeit seiner Abreise aus Deutschland auch schriftlich und der Öffentlichkeit zugänglich reflektiert. Er akzeptiert zunächst die neue Machtlage: „Die erste Phase der nationalen Revolution ist abgeschlossen: auf politischem Gebiete durch die allseitige Gleichschaltung, auf kirchenpolitischem durch den Sieg der Deutschen Christen. So bitter die Anerkennung dieser Tatsachen vielen sein mag, die bisher auf der Gegenseite gestanden haben, so ist doch durch diesen völligen Sieg und die restlose Ausschaltung der Gegner aus allen leitenden Stellen die Lage heute für alle Teile fruchtbarer und verheißungsvoller als vor einem halben Jahre. Weil die Fragen der Macht für absehbare Zeiten entschieden sind, hört zunächst der Kampf um die Macht auf und damit auch die unfruchtbare Gegnerschaft der letzten Jahre: die Fragen der Gestaltung treten heute in den Vordergrund.“ Und weiter: „Wir haben begriffen, daß auf dem Gebiete der Leitung und Regierung die alleinverantwortliche Führung herrschen muß. Aber weil kein Mensch als Einzelner der Wahrheit mächtig ist, braucht auch der Führer zum Werke der Gestal-

⁸ Ebd. S. 33/34.

⁹ Aus einer später niedergeschriebenen Erinnerung des Pfarrers Heinz-Wilhelm Heide-
mann.

tung den Rat und die Hilfe der Anderen. Schon mehren sich die maßgeblichen Äußerungen, daß die Einheitlichkeit der Staatsführung nicht Uniformität des Denkens bedeutet, sondern nur verantwortliche Gebundenheit des Denkens und Redens an das gemeinsame Ziel. So ist heute auch der Zeitpunkt gekommen, wo die evangelische Kirche sich aufs neue ins Gespräch begeben muß.¹⁰ Dabei erhofft Piper allerdings so etwas wie eine offene Debatte, denn: „Die Deutschen Christen sind ohne theologisches Programm in den Kampf eingetreten, weil der Kampf für sie zunächst ein Kampf um die Macht in der Kirche war.“ Jenseits der Auseinandersetzungen um ihren rechten Weg sieht er aber auch schon dunkle Wolken für alle Teile der Christenheit im nationalsozialistisch beherrschten Deutschland: „Schon wird selbst innerhalb der Partei das Bekenntnis zum positiven Christentum, sofern es ein Bekenntnis zu den christlichen ausgeprägten Typen des Christentums ist, in Frage gestellt.“¹¹

Piper sollte nun aber erleben, daß sein Wort und sein Rat bei diesem Gespräch, bei diesem Wege zu einem neuen Bekenntnisse, auf dem er als „Endziel . . . ein gemeinsames Bekenntnis des deutschen Protestantismus in den Fragen des öffentlichen Lebens“ erhofft hatte, nicht mehr weiter in Deutschland von der Universität Münster aus zu hören war, weil ihm dort die materielle Basis seiner Existenz entzogen wurde.

III.

Zum 30. September 1933 wurde er aufgrund des § 4 (politischer Paragraph) des sogenannten Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums „ohne nähere Angabe von Gründen entlassen“.¹² Die Gründe für seine Entlassung waren ihm nicht genannt worden. Es gab Vorwürfe, daß Pipers Berufung vom sozialdemokratischen Kultusminister Grimme gefördert worden sei. Diese untergründige Polemik ist sicherlich auch mit den Vorfällen an anderen preußischen Universitäten zu sehen wie etwa dem „Fall Dehn“ in Halle. Daher ist ein Brief von Pipers Kollegen Stählin aufschlußreich, in dem er dem stud. theol. Heinz-Wilhelm Heidemann mitteilte:

„Es ist mir lieb, daß Sie mich von diesem Gerücht, die seinerzeitige Berufung von D. Piper sei eine rein politische Berufung gewesen, in Kenntnis gesetzt haben und mir dadurch Gelegenheit geben, diesen Irrtum zu berichtigen. Meine Fakultät ermächtigt mich, Ihnen Folgendes mitzuteilen: Es ist bekannt, daß damals Herr D. Barth sich sehr für Gogarten als seinen Nachfolger einsetzte. Die gesamte übrige Fakultät

¹⁰ Piper, Otto: Deutscher Geist und deutscher Glaube . . . , Gedanken über E. G. Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie, in: Neuwerk, XV. Jahrgang, S. 129/130.

¹¹ Piper a. a. O., S. 131.

¹² Piper, Lebenslauf

machte einen einmütigen Vorschlag, auf dem auch D. Piper an einer Stelle und in einer Form genannt war, aus der unzweideutig hervorging, daß er der Fakultät willkommen war. Irgendwelche politischen Erwägungen haben dabei nicht die leiseste Rolle gespielt, einem Teil der Fakultät war überhaupt nicht bekannt, daß Piper Sozialist war, und keinem konnte es in den Sinn kommen, ihn deswegen vorzuschlagen. Vielmehr konnte nach unserer Überzeugung für seine Berufung den Ausschlag geben der Umstand, daß D. Barth mit ihm als einzigem neben Gogarten sein Einverständnis erklärte, daß also D. Piper der einzige war, in dessen Benennung die ganze Fakultät einig war. Seine Berufung kann also nicht als eine jener Berufungen bezeichnet werden, die aus rein politischen Gründen ohne oder gegen den Willen der Fakultät zustande gekommen sind.

Ich ermächtige Sie selbstverständlich von dieser meiner Mitteilung jeden um der Sache willen nötigen Gebrauch zu machen.“¹³

Es hatte indes – was damals für viele in dieser Konsequenz noch nicht voll durchschaubar war – in der Biographie Pipers bis dahin Entwicklungen gegeben, die ihm ein Wirken im nationalsozialistisch beherrschten Deutschland und seinen gleichgeschalteten Universitäten sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich gemacht hätten.

Im April 1920 hatte er Elisabeth Salinger aus München, Tochter des Münchner Kaufmanns Hugo Salinger und seiner Ehefrau Minna, geb. Friedländer, geheiratet. Sie stammte aus einer jüdischen Familie, und beim Einsatz des Studenten Heidemann für Piper gegenüber den nationalsozialistischen Kultusbehörden hat das Argument nicht gewirkt, daß Hugo Salinger „die Organisation der bayrischen Abstimmungsberechtigten geschaffen hat, als es 1920 galt, vor dreizehn Jahren für die bedrohte Heimat einzutreten . . . Auch hat Herr Salinger die Fahrten der bayrischen Abstimmungsberechtigten in die bedrohten ost- und westpreußischen Grenzgebiete geleitet, so daß er zu einem nicht geringen Teile geholfen hat, die gefährdeten ostpreußischen und westpreußischen Gebiete mit 94% Ja-Stimmen dem deutschen Vaterlande zu erhalten. Anlässlich der 10jährigen Feier dieses Ereignisses wurde Herr Salinger von der Berliner Zentrale des Bundes mit der Ehrennadel ausgezeichnet.“¹⁴

Von denjenigen, die seine Entlassung bewirkt hatten, war wohl keiner in der Lage, auch nur eines der bis dahin vorliegenden selbständigen Werke Pipers angemessen zu beurteilen.¹⁵

¹³ Im Nachlaß Heidemann

¹⁴ Im Nachlaß Heidemann

¹⁵ Im Anhang zu seinem Lebenslauf fügt er eine Liste seiner Monographien bei. Als zehnte Druckschrift erwähnt er: „Eine ev. Sexualethik ist noch beim Verlag und wird in diesem Herbst gedruckt werden.“ Vgl. auch Danielsmeyer, S. 24. Eine ausführliche Bibliogra-

Allerdings war er ihnen anderweitig aufgefallen. „Ich war in meiner Tätigkeit an der Universität im Sinne einer Hochschulreform tätig. In der Frankfurter Zeitung, Studentischen Zeitschriften und Vorträgen habe ich zu diesen Fragen häufig das Wort ergriffen.“¹⁶ Piper war ein theologischer Lehrer, der engen menschlichen Kontakt zu seinen Studenten hielt. In den Ferien wanderte er mit ihnen tagelang, was damals (und vielleicht heute wieder) für einen deutschen Professor ungewöhnlich war. Dabei war zu spüren, daß er seine Jugend im Thüringer Wandervogel mit der Übernahme des münsterschen Ordinariats nicht vergessen hatte. Er verstand es, auch Theologiestudentinnen zu wissenschaftlicher Arbeit im Seminar zu ermutigen, als die Kirche das geistliche Amt für Frauen noch verschlossen hielt.¹⁷

Piper selbst beurteilt sein Wirken beim Abschied aus Deutschland so: „Meine Tätigkeit wurde sehr erschwert, weil ich gleichzeitig für eine internationale Verständigung auf religiöser Grundlage und für eine Aussöhnung der Klassen auf der Grundlage des Sozialismus tätig war. Parteipolitik habe ich nicht betrieben. In der ökumenischen Arbeit habe ich eifrig mitgearbeitet, 1927 gehörte ich der deutschen Delegation der Weltkirchenkonferenz on Faith and Order in Lausanne an. Mehrfach unternahm ich längere Studienreisen nach Frankreich und Belgien, um dort religiöses und soziales Leben zu studieren. 1928 war ich sieben Monate da, 1930 vier und 1931 zwei.“¹⁸

IV.

Piper verließ Deutschland also nicht ganz unvorbereitet. War sein Blick aber bisher in erster Linie auf den französischsprachigen Raum gerichtet, so begann sein Exil zunächst im mittelenglischen Birmingham in den Colleges von Selly Oak, die ihre Entstehung vor allen Dingen der Persönlichkeit des Quäkers John W. Rowntree und der Großzügigkeit seines Glaubensgefährten und Schokoladefabrikanten George Cadbury verdanken, um schließlich am Princeton Theological Seminary in New Jersey ihr Ziel zu finden. Es waren für ihn furchtbare und zugleich fruchtbare Jahre. Ein Problem war für ihn gewiß, daß er ein seiner mitteldeutschen Heimat verbundener Lutheraner war. Als solcher hatte er weder in England noch am presbyterianischen Seminar

phie Pipers ist im Anhang seiner Festschrift zu finden: *Current Issues in New Testament Interpretation, Essays in honor of Otto A. Piper*, edited by William Klassen and Graydon F. Snyder, New York, Evanston, London 1962, S. 247–260. Sie scheint indes bei aller Sorgfalt nicht vollständig zu sein, denn es fehlt z. B. seine Kolbenheyer-Rezension, vgl. Anm. 10.

¹⁶ Lebenslauf

¹⁷ Freundlicher Hinweis von Frau Hildegard Schulte, geb. Eisenhut, Hahnenklee-Bockswiese.

¹⁸ Lebenslauf

in Princeton Konfessionsverwandte. Von seiner Familie war er getrennt. Er hat seine Entlassung und seine Emigration „als eine Prüfung Gottes“¹⁹ angesehen. Während aus Münster der Theologiestudent Heidemann einem Berliner Ministerialrat aus dem VDS (Verein Deutscher Studenten) gegenüber den verbitterten Vorwurf erhebt: Piper „irrt nun in der Welt umher, um irgendwo ein Unterkommen zu finden“²⁰ hat Piper zumal vor der Zeit des ersten Weihnachtsfestes im Exil wohl starkes Heimweh, das ihm allerdings im Zusammensein mit englischen Quäkern, wenn nicht schwindet, so doch ertragbar wird. Er deutet etwas von diesen Gefühlen in einer Tagebuchnotiz vom 20. Dezember 1933 aus dem Meeting House in York an: „Es scheint mir unendlich wertvoll zu sein, daß ich in einer fremden Stadt so neben einem Menschen sitzen kann, den ich noch nie sah und der mir doch durch seine Gegenwart das Gefühl nimmt, allein in der Fremde zu sein.“

Ein letzter Brief Pipers vor dem Zweiten Weltkrieg aus Princeton vom 26. Juni 1938 teilt seine neue Adresse (ab 5. September) mit: 58 Mercer Street (sein Nachbar war dort u. a. Albert Einstein).

„Lieber Herr Heidemann,

herzlichsten Dank für Ihren Brief. Ich hatte die letzten Monate viel zu tun, es ist heute der erste ruhige Sonntag. Ich habe nun das Manuskript meines Buches „God in History“ abgeschlossen, nun kommt noch eine Woche Sommerkonferenz für Pfarrer, und dann gibt's Ferien. Ich werde vom 15. 7. ab etwa eine Woche daheim sein. Es wäre schön, wenn ich Sie bei der Gelegenheit sehen könnte. Im August wird dann die ganze Familie hierher übersiedeln. Ich bin für ein weiteres Jahr hier verpflichtet worden – allerdings in erster Linie für NT – und ich hoffe, daß ich schließlich hier oder in einem anderen Seminar eine dauernde Stellung finden werde, soweit in diesem Zeitalter etwas dauernd sein kann. Die Umstellung aufs NT bringt viel Arbeit mit sich; aber ich sehe immer mehr ein, daß es eine Schwäche der neueren Dogmatik war, nicht biblisch genug zu sein. Nur dann kann die Bibel wieder das Buch der Gemeinde werden, wenn all unser theologisches Denken und Predigen von ihr bestimmt ist.

Meiner Frau ist es die letzten Jahre nicht gut gegangen. Sie war viel krank, vor allem aber scheint sie seelisch ziemlich mitgenommen zu sein. Ich freue mich, daß diese lange Zeit des Wartens nun endlich zuende geht. Wir wohnen auf dem Seminary Campus, im Schatten schöner alter Bäume.

¹⁹ Siehe Anm. 20.

²⁰ Ein Durchschlag dieses ausführlichen Schreibens ist im Nachlaß Heidemann. Dort auch Pipers handschriftlicher Brief vom 26. Juni 1938.

Sie werden wohl recht haben, daß der deutsche Prof. heute die äußere und innere Entwicklung durchmachen muß, die der französische im 17. Jahrhundert durchmachte. Es war eine schwere Zeit, aber wie sichtlich hat Christus seine Macht bewiesen! Es ist tröstlich zu wissen, daß wir kein Recht zum Verzweifeln haben.

Mit herzlichen Grüßen und vielen guten Wünschen bleibe ich

Ihr

Otto Piper“

Die Familie Piper muß etwas von dem freundlichen Geist, der in ihrem münsterschen Haus lebenslange Bindungen zu Schülern wachsen ließ, die ihm in ihrem weiteren Lebenslauf zu Freunden wurden, mit über den Atlantik genommen haben, denn in seiner 1962 erschienenen Festschrift zum 70. Geburtstag schreibt sein Kollege James I. McCord: „Their home at 58 Mercer Street, a Federal mansion first occupied by the Seminary's founder, Archibald Alexander, is always open on Friday afternoons for tea and is the setting for the sort of theological conversation and warm personal friendship that have led generations of Princeton Th. D.'s to refer these afternoons as their richest educational experiences.“²¹

V.

Piper war vor allem für seine westfälischen Theologiestudenten in Deutschland ein Wegbereiter der Ökumene. Aus der Emigration hat er ihnen seine Tagebuchaufzeichnungen nach Deutschland zukommen lassen. Sie sind von offenbar weiblicher Hand mit Schreibmaschinendurchschlägen vervielfältigt worden. Das war nicht ganz ungefährlich.²² Er hat damit seinen Münsterschen und wohl auch Göttinger Schülern aber ein Fenster nach draußen offengehalten, das ihnen die Hoffnung auf die freie Luft in einem Deutschland erhielt, das unter Hitlers Führung zwar viele Jahre einen außenpolitischen und militärischen Erfolg nach dem anderen verbuchen konnte, aber gleichzeitig dem freimütigen Glauben und Denken seit 1933 eine Schnur um den Hals gelegt hatte, die schließlich für viele zum Henkersseil wurde. Nach dem Kriegsende 1945²³ war es seinen deutschen Schülern möglich, in

²¹ James I. McCord: Otto Piper: An Appreciation, in: Current Issues, S. XIII.

²² Aus einer Anweisung des SD-Hauptamtes (Heydrich) vom 15. Februar 1938: „Die Ökumene stellt den politisch internationalen Protestantismus dar. Diese Bewegung ist ohne den Hintergrund der liberal-demokratischen Welt nicht denkbar. Sie trägt einen marxistischen, pazifistischen und jüdischen Charakter. Der Einfluß der ökumenischen Bewegung auf das deutsche Kirchenleben ist sehr groß.“ in: Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934–1944, bearbeitet von Heinz Boberach, Mainz 1971, S. 921.

²³ Piper wurde Vizepräsident des Am. Relief Cent. Eur. und war von 1946–66 Präsident der

ihren kirchlichen Ämtern dem angelsächsischen Protestantismus mit einer Unbefangenheit zu begegnen, die ihren Vorgängern nach 1918 leider weitgehend gefehlt hatte. Dabei sollte nicht vergessen werden, daß Pipers Sohn Gero für diese Befreiung bei der deutschen Ardennen-offensive als US-Soldat sein Leben gelassen hat.

Hier seien nun zwei Tagebuchabschnitte Pipers aus dem Nachlaß meines Vaters, des Pfarrers Heinz-Wilhelm Heidemann aus Herford (1911–1981), mitgeteilt. Es wäre schön, wenn dieser Abdruck weitere unveröffentlichte Aufzeichnungen Pipers hervorlocken könnte.

Auszüge aus dem englischen Tagebuch Pipers sind bereits in der, reichlich verspätet, erst im Dezember 1934 erschienenen ersten Nummer der Zweimonatszeitschrift „Neuwerk“ (Jahrgang 1934) abgedruckt. Es ist dort allerdings nicht in seiner kalendarischen Folge, sondern systematisch geordnet zu lesen. Zudem handelt es sich um eine freiwillig oder von außen zensierte Fassung. Allerdings ist dort der letzte Eintrag unter dem 8. Juli 1934 verzeichnet. Es könnten also durchaus noch weitere Tagebuchblätter auftauchen.

Es ist nicht ohne Reiz, daß unmittelbar vor Pipers Beitrag im „Neuwerk“ Gedanken des von manchen als Göttinger Großmeister der systematischen Theologie angesehenen Emanuel Hirsch „Zur Lage der Universität“ abgedruckt sind. Er hat sich nie der Bekennenden Kirche angeschlossen, hat für sich in den geistigen Kämpfen seiner Zeit auch nie den ‚status professionis‘ als gegeben gesehen, obwohl er dort durch-

Emergency Comm. Ger. Protestantism (International Bibliographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–45, Volume II, Part 2 . . . The Arts, Science, and Literature, München 1983, Sp. 907. Der erste Army-Chaplain, mit dem Pastor Heinz-Wilhelm Heidemann in amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Italien zusammenkam, war wie er ein Piper-Schüler. Er benachrichtigte Piper von dieser Begegnung. Trotz allgemeiner Postsperrung in Deutschland erhielt Frau Irmgard Heidemann geb. Raeder durch einen Brief Pipers die Nachricht, daß ihr Mann den Krieg lebend überstanden hatte.

Jochen-Christoph Kaiser hat auf die Zweigleisigkeit der internationalen Verbindungen des deutschen Protestantismus nach dem 1. Weltkrieg hingewiesen, in der sich auch ein innerdeutscher Antagonismus widerspiegelte: „Bestimmend für die Entwicklung des Internationalen Verbandes für Innere Mission und Diakonie und des zwei Jahrzehnte damit eng verflochtenen Protestantischen Weltverbandes war die osteuropäische Orientierung. Die auf die Volks- und Auslandsdeutschen in den abgetretenen Gebieten und im Baltikum zielende (Betreuungs-)Arbeit, die auch der Gustav-Adolf-Verein betrieb, vermischte in vielfältiger Weise volksmissionarische, soziale und ideologische Elemente, unter denen der Antibolschewismus angesichts der territorialen Nähe der Sowjetunion und der Einbeziehung besonderer Hilfswerke für die Rußlanddeutschen eine herausragende Rolle spielte. Die kontinentale Ausrichtung und der nicht zu verkennende deutsche Führungsanspruch unterschieden diese Verbände unter anderem von der in Genf zentrierten Ökumene. Franzosen, Engländer und Amerikaner waren kaum oder gar nicht vertreten, dafür Skandinavier, Deutsch-Balten, Österreicher und Südosteuropäer um so stärker.“ Kaiser, Jochen-Christoph: Verbandsprotestantismus im 20. Jahrhundert, in: Pastoraltheologie, 76. Jahrgang 1987, S. 204f.

aus richtig vorausahnt: „Erst wenn die Universität in ihrer Struktur keinen Raum mehr dafür bieten sollte, in theologischer Arbeit gleichzeitig der Kirche zu dienen, wäre eine solche Herauslösung wünschenswert.“²⁴

²⁴ A. a. O., S. 34.

Welche Spannungen zwischen Hirsch und Piper in der gemeinsamen Göttinger Zeit bestanden haben, deutet sich in einer Anmerkung Christoph Schwöbels zu einem Brief Martin Rades an Karl Barth vom 20. 7. 1923 an. (siehe: Karl Barth – Martin Rade. Ein Briefwechsel. Mit einer Einleitung von Christoph Schwöbel, Gütersloh 1981, S. 190 ff. und 184f). Als Piper am 19. Juli 1923 in seinem Haus mit Göttinger und Pariser Studenten über die Arbeit des Christlichen Versöhnungsbundes sprach, kam es in der politisch erregten Atmosphäre nach der Ruhrbesetzung vor seiner Wohnung zu einer bedrohlichen Demonstration von Studenten des Hochschulringes Deutscher Art und des Jungdeutschen Ordens, so daß Piper seinen Gästen zur Abreise riet und sie zum Bahnhof brachte. Am nächsten Tag stellte das deutschnationale Göttinger Tageblatt der Bürgerschaft die Frage: „Wie lange will sie es dulden, daß ein Mann derartiger Gesinnung an der Georgia Augusta als Lehrer und Erzieher der akademischen Jugend tätig ist?“ Am 21. Juli ließ der Staatsanwalt Pipers Wohnung durchsuchen und ihn zum Amtsgericht bringen, wo er wegen „Beherbergung feindlicher Spione“ verhaftet wurde. Piper wurde am 23. Juli entlassen, das Verfahren kurz danach wegen der Unhaltbarkeit der Anschuldigungen eingestellt. In der vom Rektor unterzeichneten Erklärung des Kleinen Senats der Universität heißt es eine Woche später: „An der Lauterkeit der Gesinnung des Lic. Piper hegen wir keinen Zweifel. Der gute Glaube, in berechtigter Abwehr zu handeln, muß aber auch den demonstrierenden Studenten unbedingt zuerkannt werden. Die Art, wie sie dabei vorgegangen sind, wird von den akademischen Behörden entschieden verurteilt.“

Aus Göttingen (und Erlangen) kam auch der wirksamste und folgenschwerste deutsche Querschuß gegen die entstehende Ökumene. Vor der Tagung des Weltbundes für die Freundschaftsarbeit der Kirchen traf sich in Hamburg die deutsche Vorbereitungskonferenz. Am Morgen des Eröffnungstages konnten die Teilnehmer am 1. Juni 1931 unter der Schlagzeile „Evangelische Kirche und Völkerverständigung“ in den „Hamburger Nachrichten“ u. a. folgende Sätze lesen: „In dieser Lage gibt es nach unserem Urteil zwischen uns Deutschen und den im Weltkrieg siegreichen Nationen keine andere Verständigung, als ihnen zu bezeugen, daß während ihres fortgesetzten Krieges wider uns eine Verständigung nicht möglich ist. . . Hier bekommt die Forderung volle Wucht: durch allen künstlichen Schein der Gemeinschaft hindurchzustoßen und rückhaltlos zu bekennen, daß eine christliche und kirchliche Verständigung und Zusammenarbeit in den Fragen der Annäherung der Völker unmöglich ist, solange die Anderen eine für unser Volk mörderische Politik gegen uns treiben.“

Wer da glaubt, der Verständigung heute anders dienen zu können als so, der verleugnet das deutsche Schicksal und verwirrt die Gewissen im Inlande und Auslande, weil er hier der Wahrheit nicht die Ehre gibt.

Professor D. P. Althaus, Erlangen

Professor D. E. Hirsch, Göttingen.

(Zitiert nach: Bethge, Eberhard: Dietrich Bonhöffer, Theologe, Christ, Zeitgenosse, München 1967, S. 238.)

Diese beiden Theologen haben vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik in Kirche und Universität, auf Kanzel und Katheder gepredigt und gelehrt. Mit ihrem von der gesamten deutschen Rechtspresse 1931 gern verbreiteten Aufruf haben sie allerdings eine Denkstruktur im deutschen Luthertum so wirksam ausgedrückt, daß andere lutherische Ansätze gegenüber der Demokratie, die wie Piper die Weimarer Republik als Obrigkeit bejahten, nicht recht ins allgemeine Bewußtsein kommen konnten, und sie haben Vorbe-

Es sollte festgehalten werden, daß Piper auch bald danach dieses ihm in Deutschland noch verbliebene Forum verschlossen wurde. Die nächste Nummer des „Neuwerk“ erschien unter dem bezeichnenden Titel „Passionszeit 1935“, die darauffolgende letzte im August 1935 unter der Abgesang-Überschrift „Neuwerk“. Auf der letzten Seite beklagt ihr Herausgeber Hermann Schafft: „Von der verheißenen Ritterlichkeit des Kampfes ist leider wenig zu spüren“, und teilt den Beziehern mit: „Mit dem vorliegenden Heft werden wir die Herausgabe des ‚Neuwerk‘ für einige Zeit ruhen lassen.“ Er hat damit die Einstellung dieses Periodikums bekanntgegeben. Piper hat noch einmal in Deutschland – inzwischen als Gastdozent im walisischen Swansea – in einer etwas summarischeren Weise über seine erste Zeit in England berichtet. Der Aufsatz erschien 1935 unter dem Titel „Bei den Quäkern in Woodbroke“ in der „Christlichen Welt“.²⁵

Das Englische Tagebuch 1933–34

Woodbroke, den 11. 11. 1933.

Mir ist, als wäre ich schon sehr lange hier, so sehr fühle ich mich in den Kreis hier gehörig, und so selbstverständlich zieht man mich in die Gemeinschaft hinein. Das ganze Leben geht ohne Hast vor sich; täglich sind nur 4–5 Stunden für Vorlesungen vorgesehen, die übrige Zeit hat man für sich, und das heißt in erster Linie für das Gemeinschaftsleben. Sehr schön sind, wenigstens in der jetzigen Jahreszeit, die offenen Kamine, die vorzüglich brennen und trotz der offenen Feuer gut heizen. Sie werden erst nach dem Abendbrot angezündet, und man sitzt oder liegt dann drum herum.

Das Essen ist für unsere Begriffe fast üppig; gleich morgens nach dem Porridge Fleisch, außerdem Äpfel und Marmelade; morgens um 11 und abends um $\frac{3}{4}$ 10 gibt es Kakao. Mittags gibt es keine Suppe, dafür aber reichlich Wasser und reichlich Pudding oder ähnliches zum Nachtisch. Der Tee ist ganz vorzüglich im Unterschied zum Kaffee. Den Tee nimmt man stehend ein, jeder holt sich an der Teemaschine. Das Abendessen ist wie das Mittagessen; man wechselt beständig seinen Platz, die meiste Bedienung bei Tisch übernimmt man selbst. Wer obenan sitzt, muß alles austeilen. Nur Gemüse und Sauce wird von einem zum anderen herungereicht. Am Sonntagabend hat das Personal ganz frei, da müssen die Studenten und Studentinnen selbst alles auf- und abdecken und abwaschen. Ebenso muß jeder sein Bett selbst machen und sein

halte gegen die Ökumene so zugespitzt formuliert, daß sie bis heute im deutschen Rechtsprotestantismus kräftig fortwirken.

²⁵ A. a. O., Sp. 493–497.

Zimmer in Ordnung halten. So wird jeder praktisch in die Gemeinschaft eingeführt.

Heute waren wir zur Feier des Waffenstillstandes in der Stadt. Wir waren bei dem Gefallenendenkmal. Dort war das Schweigen sehr eindrucksvoll. Fanfaren kündeten es an, dann stand die Masse zwei Minuten mit entblößtem Haupte, dann sangen sie einen Choral und God save the King.

Jeden Morgen von 9– halb 10 ist Devotional Meeting. Zuweilen ganz schweigend, zuweilen unterbrochen durch ein paar Sätze, die jemand zu einer religiösen Frage sagt, die gerade alle bewegt. Diese Form ist ja bei den Quäkern überhaupt häufig. Jeden Freitag Abend kommt auf diese Weise bei Prof. Hoyland ein kleiner Kreis zu einer Silent Fellowship zusammen, wo man vor allem internationale Fragen behandelt; hinterher bleibt man dann noch bei einer Tasse Tee zusammen.

Unter den Studenten sind nur wenige Quäker. Aber jetzt war gerade Woodbroke Council, da kam aus dem ganzen Lande der Verwaltungsausschuß zusammen, aus allen möglichen Berufen und sehr interessante Leute. Es ist ja sehr eigentümlich, daß die Quäker alle dem gehobenen Mittelstande angehören; sie haben keine Armen unter sich. – Die Arbeitswoche schließt am Freitag mittag, abends ist die Wochenschlußfeier. Sonnabend gehört, auch in den Schulen, zum Weekend.

II. Sonnabend, 11. 11. 1933.

Am Sonnabend sind keine Vorlesungen. Wir fahren in die Stadt und kommen gerade auf den Hauptplatz, als durch Fanfaren die zwei Minuten Schweigen zur Erinnerung an den Waffenstillstand angekündigt werden. Die gewaltige Menge steht mit entblößtem Haupte in völligem Schweigen. Als die Fanfaren wieder ertönen, singen sie God save the King, dann einen Choral. Dann zerstreut sich alles. Ein Teil macht einen Umzug durch die Stadt und trägt Plakate gegen den Krieg.

Birmingham ist im Inneren eine ausgesprochen häßliche Stadt, trotz der Bankpaläste und großen Geschäftshäuser. Der Hauptteil liegt auf einem Hügel. Der Wagenverkehr in den steilen Straßen ist lebensgefährlich.

Nachmittags eine Einladung zu Mrs. Wilson, wo ich einen Göttinger Kollegen treffe. Abends zu Prof. Wilson, der mich einmal in Göttingen besucht hatte. Er wohnt hier in Selly Oak. Selly Oak ist ein Vorort, der mit der Straßenbahn $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadtmitte entfernt ist. Auf der anderen Seite des Hügels ist ein Nest mit kleinen Kaufläden und Fabriken. Nach unserer Seite zu ist eine Gartenstadt. Die meisten Wohnhäuser sind für unsere Verhältnisse klein, – immerhin etwas größer als auf der Habichtshöhe. Sechs oder sieben Colleges liegen hier draußen in den Parks. Sie haben für manche gemeinsame Vorlesung die große

George Cadbury Hall, einen großen, modernen Bau, und die ältere Central Hall mit kleinen Hörsälen. Daneben hat jedes College seine eigenen Hörsäle und seine eigene Bibliothek. Zwei oder drei Colleges bilden Missionare aus, eines Lehrerinnen für Sonntagsschulen, eines ist eine Arbeitshochschule. Alle haben sie eigene Kapellen und einen stark religiösen Einschlag in ihrem ganzen Leben.

Sonntag, den 12. November 1933.

Die Wahlen in Deutschland regen hier nicht sehr auf, wenn sie auch im Mittelpunkt des Interesses stehen. Vormittags waren wir in der Parish Church, der Hauptkirche von B. Sie gehört zur Church of England. Es war gerade ein sogen. Civic Service: Der neugewählte Lord-mayor kam im roten Mantel und goldener Kette, feierlich von der Geistlichkeit eingeholt. Sehr ausführliche Liturgie, die Lieder werden stehend gesungen. Zum Beten kniet man (hier auf Polsterkissen), bei der Schriftlesung bleibt man sitzen. Nachmittags hielt vor vielen geladenen Gästen ein Herr Watts, ehemaliger Quäker, der seit zwei Jahren in Rußland lebt, einen Vortrag über Rußland. Der Arbeiter sei dort glücklich, weil er wisse, wofür er arbeite. Dann war ich im Quäker Meeting house. Joan Frey, eine der führenden Quäkerinnen und eine der besten Kennerinnen Deutschlands, hielt einen ausgezeichneten Vortrag über „Zwei Wege zum Verständnis des Leidens“. Sie zeigt, daß das Judentum am tiefsten begriffen habe, daß auch das Leiden von Gott stammt und daß man Gott erst da begreift, wo man das Leiden ohne Empörung auf sich nimmt. Man merkte es der Rednerin an, daß sie nicht nur viel Leid gesehen, sondern auch selbst viel durchgemacht hat. Aber das ist das Erstaunliche bei den Quäkern, daß sie eine innere Heiterkeit nie verlieren. Ich war zum Abendessen auch mit Joan Frey zusammen bei Mr. William Cadbury, einem der Inhaber der großen Schokoladenfabriken in Bournville, die heute wohl die größte der Welt ist und 93% der englischen Produktion kontrolliert. Wir kamen auch auf politische Fragen: Es ist den Engländern nicht klar zu machen, warum Deutschland aus dem Völkerbund ausgetreten ist. Für sie ist Völkerbund und Englands Ruhe identisch. – Das riesige Landhaus ist sehr schön eingerichtet, aber das Essen einfach. Die Diensthofen haben Sonntag Abend frei, der Sohn serviert. Wie in jedem englischen Haushalt teilt der Vater jedem das Essen zu. --

Montag, 13. November 1933.

Abends öffentliche Diskussion in Cadbury Hall. Pfarrer Leyton Richards spricht für den Pazifismus: Wer Christus nachfolgt, darf unter keinen Umständen sich am Kriege beteiligen, auch wenn er selbst dafür

getötet wird. Sein Gegner, Pfarrer Jones, meint, wir müßten den Krieg bekämpfen. Aber eben deshalb müssen wir uns dem Völkerbund zur Verfügung stellen, wenn er durch Sanktionen Kriege verhindern will. Die Diskussion wird noch lange im College fortgesetzt.

Dienstag, 14. 11. 1933.

Nachmittags Besichtigung der Schokoladenfabrik Cadbury. Wir werden erst mit dem Autobus durch die riesige Siedlung gefahren mit ihren Spielplätzen, allein 60 Tennisplätze, ihren Parks, Wohnhäusern, Altersheimen, Schulen usw. Zur Zeit auf Lager 112000 Sack Kakao. Riesige Anlagen zur Anfertigung von Blechbüchsen und Kartons. Nach 2¹/₂stündiger Besichtigung gehen wir gleich den vielen Hunderten von Besuchern in den Teeraum, wo wir nach Belieben essen und trinken können. Beim Abschied erhält jeder Besucher eine große Schachtel Pralinen. Jährlich weit über 100000 Besucher; über 60 Personen, die lediglich Gäste herumführen. Extrazüge und Autobusse kommen aus dem ganzen Lande. Die Firma behauptet, daß das die beste Reklame ist.

Donnerstag, den 16. 11. 1933.

Ich hatte heute Nachmittag eine Einladung zum Tee bei Mr. und Mrs. Hoyland, einer Professorenfamilie; er ist zugleich unser Hausvater im Holland House. Es war ein Missionar aus Indien da, Hoylands selbst waren lange in Indien, die Frau ist aus Südafrika. Das ist das einzigartige an Woodbroke, daß die leitenden Menschen alle einen weltweiten Horizont haben. Aber das merkt man auch an den englischen Zeitungen. Sie haben alle den Blick auf das Empire gerichtet, sie denken nicht wie wir nur an das Mutterland. Der Konflikt in der Mandschurei bedroht unmittelbar englische Interessen in Shanghai und Hongkong, und jeder Engländer weiß das. –

Herrlich ist der Humor, der sich auch in den Vorlesungen zeigt. Mr. Wilson erzählte heute: Ein alter Quäker war gegen die kritische Theologie und sagte einst in einem Meeting: Ich kannte junge Leute; der eine glaubte an die Bibel und hatte sich seinen Glauben erhalten, der andere war von der Kritik angekränkelt. Da machten sie eine Fahrt übers Meer, das Schiff ging unter und der Zweifler ertrank. – Nach einiger Zeit fügte er hinzu: Ich muß allerdings, um die ganze Wahrheit zu erzählen, sagen, daß der Rechtgläubige auch dabei ertrunken ist. –

Überhaupt lachen die Engländer gern und leicht. Sie haben eine erstaunliche Fähigkeit, sich über kleine Dinge freuen zu können. Abends spielen wir oft im Common Room Gesellschaftsspiele, an denen auch die Älteren teilnehmen.

III. Sonnabend, den 18. 11. 1933.

Wir wandern um 12 los, fahren ein Stück Bahn von Kings Norton nach Blackwell und wandern dann wieder auf Heckenwegen und Weiden zu Mrs. Albrights Landhaus. Felder sieht man hier kaum, aber viel immergrüne Hecken und sehr schöne Bäume. Wir essen unsere Stullen, sitzen dann am Kamin, und Mrs. Albright zeigt uns einen Teil der vielen Aquarelle, die sie auf ihren vielen großen Reisen als Chairman des Friends Service Council gemacht hat. Der Service Council umfaßt die gesamte Tätigkeit der Quäker im Auslande, Kinderspeisungen, Schulen, Friedensarbeit usw. Bei Anbruch der Dunkelheit wandern wir wieder zurück. – Nach dem Abendbrot ist Entertainment: Erst spielen die Mädchen einschließlich der älteren Damen von 40–60 Jahren! Zwei Stücke: 1 Lustspiel und 1 Märchenspiel (in W. ist ein reicher Vorrat an Kostümen), dann kommen wir Männer vom Holland House mit allerlei ausgelassenen Sachen an die Reihe. Es war ein kindlich netter Abend. Alle Abende schließen mit dem gemeinsamen Gesang eines Chorals, dann gehen wir noch in die Ecke neben der Küche, wo ein großer Kessel mit Kakao steht. Man trinkt und plaudert noch eine Weile, wäscht dann seine Tasse ab, stellt sie in den Schrank und trennt sich. Wir sitzen dann noch im Holland House im Common Room zusammen. –

Sonntag, den 19. 11. 1933.

Vormittags in der Methodistenkirche von Selly Oak. Wenig Liturgie, dafür sechs Choräle. Beim ersten Teile des Gottesdienstes sind Kinder da, sie bekommen nach dem 3. Liede eine Ansprache und gehen nach dem 4. Liede nach Hause. Dann kommt die Predigt für die Erwachsenen, diesmal vor allem Ermahnung zur Abstinenz und zu reichlichem Geben für die Weihnachtsfeier. – Nachmittags war ich bei dem Deutschprofessor John Stevens, der früher in Gießen englischer Lektor war. Gegenüber den mehr mystischen Quäkern wie unserem Prof. Horace Alexander und Jack Hoyland stellt er mehr den praktischen Quäker dar.

Montag, den 20. 11. 1933.

Prof. Wood nimmt mich zu einer Pfarrerkonferenz mit, auf der der Labourabgeordnete René Smith über Kirche und Staat in Deutschland spricht. Gut in der Sachkenntnis, aber es ist für den Engländer unmöglich zu begreifen, was eigentlich in Deutschland geschieht.

IV. Donnerstag, den 23. 11. 1933.

Man ist hier sehr an den deutschen Dingen interessiert, aber man erfaßt unvermeidlicherweise die Außenseite. Man sieht nur den Gegensatz zur eigenen Demokratie, man empört sich über die Brutalitäten, man beklagt den Einbruch der Deutschen Christen in die Kirche. Aber man begreift nicht, aus was für Motiven das alles kommt, man will auch nicht sehen, daß die Behandlung der Inder durch die sogen. Gesellschaft sich kaum von der Behandlung der Juden in Deutschland unterscheidet.

Man merkt dem Verkehr auf der Straße an, daß B. eine Millionenstadt ist. Am erstaunlichsten ist es, mit wie wenig Verkehrsschutzleuten man auskommt. Nur ganz selten sieht man einen weißmanteligen Schutzmann die Arme bewegen. Meist wird der Verkehr durch Lampen geregelt, die automatisch die Farbe wechseln. Und an dem Hauptplatz vor dem Rathaus überläßt man überhaupt alles der Disziplin der Schofföre und des Publikums, und es geht sehr gut.

In den Straßenbahnen und Zügen ist es so gut wie selbstverständlich, daß die Herren aufstehen, wenn kein Platz mehr da ist. In der Beziehung ist der Engländer viel höflicher als der Deutsche. Man erzählte mir eine nette Geschichte: Eine dicke Frau sagt zu ihrem Nachbar: Stehen Sie doch auf, es ist so voll: Darauf er: Wenn Sie aufstehen können 3 junge Damen sitzen. Sie wütend: Wenn Sie mein Mann wären, würde ich Sie vergiften. Er ganz höflich: Wenn ich Ihr Mann wäre, würde ich es nehmen!

Freitag, den 24. 11. 1933.

Wir haben Besuch von Tagores Privatsekretär. Er erzählte von Ghandi, mit dem er lange zusammen war. Ghandi wird dieses Jahr nur auf sozialem Gebiete arbeiten. Die Hilfsmaßnahmen, die der Quäker C. F. Andrews in einem indischen Hungergebiete durchgeführt hat, haben mehr für England gewirkt als alle politischen und militärischen Maßnahmen. Wo Andrews vorbeikam, standen Hunderte schweigend auf dem Bahnhof und warfen Blumen in sein Abteil.

V. Sonntag, den 26. 11. 1933.

Nachmittags bei Dr. Migena zum Tee. Dr. Migena hat die Handschriftenabteilung der Bibliothek unter sich. Jedenfalls ist er im Auftrage von Ed. Cadbury viel im Orient gereist, und er hat eine Sammlung syrischer Handschriften mitgebracht, die ihresgleichen in der ganzen Welt nicht hat. Die Sammlung trägt deshalb mit Recht seinen Namen. In seinem Hause hat er sehr schöne Stücke mittelalterlicher syrischer Kupfer- und Messinggefäße und herrliche persische Teppiche. Er ist

aber keineswegs der Typ eines Bücherwurms, sondern ein kleiner, fröhlicher und sarkastischer Mann, der eine Norwegerin zur Frau hat. Wir gehen heimwärts zu Fuß, $\frac{1}{2}$ Stunde lang, immer dieselben kleinen Einfamilienhäuser mit Vorgarten, alle trotz der Unterschiede im Einzelnen im gleichen Stil, nur ein Teil mit, ein Teil ohne Garage. In den Ansprüchen an die Wohnung scheint der ganze englische Mittelstand gleich zu sein. Nur die ganz Reichen haben eine größere Wohnung. Hier wird nach allen Seiten viel gebaut, aber immer in der gleichen Größe.

Mittwoch, den 29. 11. 1933.

Zum Tee bei Horace Alexander. Er ist bei Ghandis letzter Verhaftung nach Indien gereist und hat seine Freilassung bewirkt. Er hat einen sehr guten Namen als politischer Schriftsteller. Die Frau ist gelähmt, fährt im Rollstuhl, aber ist geistig überaus rege, in allen Vorlesungen und Feiern zu sehen und nimmt an der Arbeit ihres Mannes intensiv teil.

Donnerstag, den 30. 11. 1933.

Bei Dr. Rendel Harris zum Tee. Er ist 82 Jahre alt, hat jetzt durch eine Operation ein Auge verloren, aber ist geistig ganz frisch und unterhielt uns fast 2 Stunden. Er hat einen glänzenden Humor. Er war ursprünglich Mathematiker, warf sich dann aber auf Griechisch und unter Harnacks Einfluß auf Kirchengeschichte. Er gab die berühmte Bega-Handschrift des N. T. heraus, war Professor in Cambridge und gleichzeitig der geistige Leiter von Woodbroke seit der Gründung 1903. Die Deutschen Christen, sagt er, haben keinen Humor. Wieviel wirksamer kämpfte Marcion gegen das A. T., wenn er sagte: Elisa holte zwei Bären aus dem Walde, die im Namen des alttestamentlichen Gottes 40 Kinder auffraßen; der neutestamentliche Gott sagt durch Jesus: Lasset die Kindlein zu mir kommen. —

Sonnabend, 2. 12. 1933.

Zum Sonnabendabend haben wir diesmal wieder ein Theaterstück. Studenten und Dozenten nebst deren Frauen spielen Shaw's Pygmalion. Es ist wie meist bei den englischen Liebhaberaufführungen: Sie lesen die Rollen ab. Aber sie spielen mit so viel Lebendigkeit und Charme. Unser Professor für A. T. als komischer Vater: Welcher von den deutschen Kollegen wäre solcher Unbefangenheit fähig? Ich bin überhaupt erstaunt über die Begabung fürs Schauspiel, namentlich wo es einen Stich ins Komische hat. Diese Selbstironie scheint den Engländern sehr zu liegen.

Eine sehr bezeichnende Eigentümlichkeit fiel mir bei Tische auf. Wenn man eine Schüssel haben will, pflegt man den Nachbarn selten direkt darum zu bitten. Man fragt: Möchten Sie nicht noch etwas But-

ter? Da muß man aufpassen; es ist nicht so sehr die Fürsorge um einen selbst wie vielmehr der höfliche Wunsch: Auch wenn Sie nichts mehr brauchen, reichen Sie es mir bitte.

Freitagabend hatten wir eine Diskussion über Freundschaft. Wir redeten lange aneinander vorbei, weil die Engländer und Amerikaner unter Friendship das Leben in Gemeinschaft verstehen. Wir haben ja im wesentlichen nur zwei Gemeinschaftsformen in Deutschland: Den Bund, auf innerer Gemeinsamkeit aufgebaut, und die auf äußerer Gemeinschaft beruhenden mehr oder weniger militärischen Vereinigungen. Die Angelsachsen legen es dagegen darauf an, daß auch eine äußerlich zusammengewürfelte Gesellschaft – wie wir es hier z. B. sind – füreinander aufgeschlossen wird, und sie haben ein Talent, das zu erreichen, und dadurch auch eine gemeinsame Wirksamkeit nach außen hin.

Sonntag, den 3. 12. 1933.

Vormittags in St. Mary's Church in Selly Oak, eine anglikanische Kirche im ritualistischen Typ, mit Chorknaben, Kreuzschlagen, gregorianischem Gesang und priesterlichen Gewändern. Im Mittelpunkt steht die Abendmahlsfeier. Die Predigt geht auf den Advent kaum ein, erwähnt ihn nur mit einem Worte, und feiert stattdessen das Andenken des Apostels Andreas, dessen Fest morgen ist.

Nachmittags mit einem Studenten weit nach draußen gefahren, auf die Lickey Hills, eine Doppelreihe bewaldeter Hügel, die an klaren Tagen wahrscheinlich einen weiten Blick gewähren.

Unser Leben hier ist durch eine Hausordnung streng geregelt. 7.15 ertönt zum 1. Male laut und lange die Alarmklingel, 7.30 zum zweiten Male für die Langschläfer. 7.55 muß alles im Speisesaal sein, vorher haben wir noch unsere Schuhe geputzt. (Wie gut, daß es so wenig regnet und daß unsere Wege so gut sind.) Wir wohnen auf vier Häuser verteilt. Die Studenten 15 gegen 45 Mädchen, im sogen. Holland House, so genannt, weil die ersten ausländischen Studenten aus Holland kamen. – Wenn die Hausdame meint, es sei lang genug gewartet, schließt sie die Türe zum Speisesaal und läßt die nächsten 5 Minuten, bis Bibellesen und stilles Gebet vorbei sind, niemanden herein. Genau so macht sie es bei den übrigen Mahlzeiten. Das Frühstück beginnt mit Obst, jetzt meist einer Apfelsine. Dann wird auf drei Tische eine Terrine mit Porridge gebracht, und wer etwas haben will, holt für sich oder seinen Nachbarn. Dann gibt es gebratenen Speck oder Rührei oder Räucherfisch oder Würstchen oder etwas ähnliches. Je nachdem, ob man Kaffee (furchtbar) oder Tee (sehr gut) will, geht man zu Miss Fowler oder der wardress, die einen großen Kessel vor sich stehen haben und austeilen. Wer

nicht satt ist, kann noch ein Stück Brot mit Butter und Marmelade essen. Für Vegetarier wird immer extra gekocht. – Nach dem Frühstück wird das Bett gemacht; Fegen und Aufwischen besorgt eine Aufwartung. Um neun Uhr ist Andacht, 25 Minuten lang. Meist sagt jemand kurz etwas, zuweilen auch ganz schweigend. Von 9.50–1 Uhr sind Vorlesungen, teils in einem Nebengebäude, teils in der George Cadbury Hall, in der die gemeinsamen Vorlesungen für alle Selly-Oak-Teilnehmer stattfinden. Aber nur Dienstags bis Freitags sind den ganzen Tag Vorlesungen. Montags ist nach der für alle Colleges gemeinsamen Andacht nur ein einstündiges Seminar, an dem vier Leute von uns teilnehmen, nachmittags gar nichts. Ebenso Freitag nachmittag und Sonnabend. Ich höre viele Vorlesungen, um mein Ohr zu schulen. – Nachmittags von 2–4 ist frei zum Spielen, die meisten spielen Tennis und Hockey. Um 4 Uhr gibts Tee im Common Room, dem Tagesraum des Hauptgebäudes. 2 Teekessel stehen auf dem Mitteltisch, jeder holt sich selbst. Auf dem Nebentisch stehen Schüsseln mit Butterbroten, die zum Tee nicht fehlen dürfen, und Gebäck. Man steht oder sitzt um den Kamin herum. Von 4.40–6.45 soll gearbeitet werden, z. T. sind Vorlesungen; um 7 Uhr gibts Abendbrot. Dann veranstalten die Jungen und die sich so fühlen im Common Room kindliche Gesellschaftsspiele, von 8–9.45 soll gearbeitet werden. Dann trifft man sich wieder im Common Room, singt gemeinsam einen Choral und läßt sich hinten in der Küchenecke noch einen Becher voll Kakao laufen. Manchmal spielen wir dann noch Billard. Um 11 Uhr muß (eigentlich!) Ruhe herrschen. Soweit ich in der Arbeitszeit nicht Briefe schreibe, lese ich englische Bücher, aber die Freizeit ist ja tatsächlich mehr, als im Plane erscheint, in Anspruch genommen durch Einladungen zum Tee usw., und auch die Fahrten in die Stadt nehmen viel Zeit in Anspruch. Die meisten kommen deswegen hier nicht zu einem intensiven Arbeiten. Allerdings wird ja auch gerade sehr viel Wert gelegt auf Geselligkeit und gegenseitiges Kennenlernen. Deshalb ist auch weder die Hausbibliothek noch die sehr gute Centralbibliothek sehr viel benutzt. Aber es sind ja überhaupt kaum Menschen hier, die ein Universitätsstudium treiben. Die meisten haben es hinter sich und absolvieren hier ihr praktisches Jahr. Oder sie bereiten sich auf einen sozialen Beruf vor. Einen sehr guten Eindruck machen die Mädchen am College of Ascension, die für die Mission vorbereitet werden. Sie sind extra ausgewählt, man kann sich nicht freiwillig dazu melden.

VI = 10. 12. 1933.

Wir hatten zwei außerordentlich reiche und schöne Tage durch den Besuch von C. F. Andrews. Er gilt als der einzige Europäer in Indien, der das volle Vertrauen des indischen Volkes besitzt. Ein sehr großer und

stattlicher Mann mit einem grauen Vollbart. Das Schönste an ihm ist der Blick, so voll Güte und Klarheit und einer inneren Freude. Er sprach uns in diesen Tagen viel von der Freude und legte das Wort zugrunde: Wenn diese Dinge (nämlich das Unheil der Endzeit) geschehen, dann erhebt euer Haupt, denn die Erlösung ist nahe. (Luc. 21, 28.) Und das merkte man aus allem, was er sagte: Hier steht nicht etwa ein Optimist, der sich seine gute Laune nicht verderben läßt, sondern ein Mann, der viel Leid und viel Unrecht gesehen hat und der durch viel Schmerz und Sorge hindurchgegangen ist, der aber durch alles nur in der Gewißheit bestärkt worden ist: Christus ist mit mir! Und diese Gewißheit gibt ihm dies fast überirdische Strahlen der Augen. – Er erzählte von Ghandis letzter Gefangenschaft und Krankheit, von seiner wunderbaren Errettung vom Tode. Ghandi will in den nächsten Jahren gar nichts mit den eigentlichen politischen Fragen zu tun haben, er widmet sich ausschließlich der Arbeit für die Gleichberechtigung der untersten Klassen, der sogen. Unberührbaren. Die Klassentrennung geht jetzt immer noch so weit, daß die Kinder der Unberührbaren nicht im Schulzimmer sitzen dürfen, sondern nur auf der Veranda und nun sehen müssen, wieviel sie vom Unterricht abbekommen. Aber es scheint, daß gegenwärtig die Wirtschaftskrise die Menschen so bedrückt, daß das wirtschaftliche Interesse überhaupt zurücktritt. Der Zusammenhang mit dem Weltmarkt hat dies Agrarland in eine furchtbare Krise geführt, der gegenüber die europäische Not noch gering ist. –

Gestern nachmittag hatten wir Old People's Party. Aus der Umgegend waren 60 alte Leute zu einer Weihnachtsfeier eingeladen. Alle Studenten und Studentinnen hatten ihre Aufgabe bei der Vorbereitung und Durchführung: Die alten Leute besuchen und persönlich einladen, die Räume alle ausschmücken, die Aufführungen vorbereiten. Von halb 3 ab stand ein Dutzend an der Straßenbahn, um die alten Leute zum Hause zu führen; hier übernahm sie ein Dutzend von uns und führte sie in die Garderoben und in den Saal, und dann hin und her von dem einen zum anderen Saale, und wieder zurück, (viele waren gebrechlich). Wir sangen und musizierten, einige spielten Theater, dann kam ein Professor als Weihnachtsmann und gab jedem persönlich ein Geschenk. – Abends war in den anderen 2 Colleges Schlußfeier. Ich war in Westhill. Im Speisesaale wurde getanzt, im Common Room waren Brettspiele aufgestellt, in einem dritten Raum wurde Theater gespielt. Die jungen Mädchen von Westhill, die als Religionslehrerinnen ausgebildet werden, hatten z. T. sehr elegante Abendkleider und keinerlei theologische Bedenken, zu tanzen. Und in Firecroft hatten sie ein Maskenfest, bei dem es sehr ausgelassen zugegangen sein soll, auch hier ohne Gewissenskonflikte. Dies ist überhaupt erfreulich: Diese Natürlichkeit, die eine echte und tiefe Religiosität nicht nur nicht ausschließt, sondern

unmittelbar mit ihr verbunden ist. Heute morgen war ich zum Meeting im Bournville Meeting House der Quäker. Sie haben Eingangslied, Schriftverlesung und Lesung von Geboten [!], aber keine Liturgie. Aussprachen nur, soweit irgend jemand etwas zu sagen hat. Mir fällt das auch im College auf, wieviel innere Zucht da ist, daß nicht einer seine persönlichen Probleme vorbringt, sondern über das redet, was die Gemeinschaft bewegt. Drei Tage war es der Tod des Kindes eines der Dozenten, was uns in den Devotionals beschäftigte.

Sonnabend, den 16. 12. 1933.

Jack Hoyland nimmt einige von uns im Wagen mit nach Cheltenham. Andere kommen nach. Neblicher Tag, feucht und kalt. Housecrofts' bei Cheltenham, wo wir arbeiten sollen, ist ein größeres Grundstück, zwei Meilen vor der Stadt. Auf dem hinteren Teile sind 10 Siedlungshäuser gebaut. Der vordere Teil, 12 acres (1 ac = etwa 4050 m²), ist seit 10 Jahren unbebaut. Im letzten Jahre versuchte Prof. Dr. Scott von der Universität Cardiff ein soziales Experiment, das wir fortsetzen wollen: Arbeit ohne Vermittlung von Geld in Reichtum zu verwandeln. Er glaubt, daß die Einzelsiedlung weniger dazu geeignet ist, weil sie den einzelnen stärker in die Privatwirtschaft einfügt. Dr. Scott beschloß, die brachliegenden 12 acres allmählich zu roden und das Land Erwerbslosen zur Verfügung zu stellen. Aber die Erwerbslosen kamen nicht. So begann er Ostern 1933 mit 30 Studenten umzugraben und Kartoffeln zu pflanzen. Als die Ferien vorüber waren, stand eine fertige Baracke, eine zweite war ohne Fenster. Ein Erwerbsloser erbot sich, das Land weiter zu betreuen; er richtete sich in der Baracke eine Schuhmacherwerkstatt ein; in den Ferien hatte ihm ein Theologiestudent, selbst ein ehemaliger Schuster, das Schustern beigebracht. Dr. Scott bot Erwerbslosen, die sich an dem Feld beteiligen wollten, an, daß ihnen die jeweiligen Arbeitsstunden gutgeschrieben werden sollten, und im Herbst sollten die Kartoffeln im Verhältnis zu den Arbeitsstunden verteilt werden. Doch sollte auch ein Austausch zwischen anderen Arbeitsleistungen sein, so z. B. kann man sich auch gegen die Gutscheine Schuhe besohlen lassen, die Haare schneiden und Kleider ausbessern lassen. Die betreffenden Handwerker können sich dann entsprechend mehr Kartoffeln erwerben. Dr. Scott hofft, allmählich alle Handwerker hineinzubekommen, er denkt außerdem daran, wenn erst alles Land urbar gemacht worden ist, die Leute in einem Gemeinschaftsheim anzusiedeln. Er glaubt, daß sich diese Idee allmählich weiterverbreiten und so einen Teil der Arbeitslosigkeit beseitigen wird. Wir waren dazu da, weiteres Land zu roden. Dr. Scott meinte, daß das Mißtrauen der Erwerbslosen dem ganzen Plane gegenüber am ehesten schwinden wird, wenn sie sehen, wie Angehörige anderer Stände sich auch dafür zur Verfügung

stellen. Der Beginn war für uns hart. Der Boden war noch 20 cm gefroren. Ich wohnte bei einer Gärtnerfamilie. Die Unterhaltung stieß im Anfang auf Schwierigkeiten, da sie stark Dialekt sprechen. –

Sonntag, den 17. 12. 1933.

Ich war eine Stunde bei Mr. West, dem Schuhmacher, in der Baracke. Er arbeitet, aber andere Glieder der Siedlung – sie sind fast alle durch die Heilsarmee zur Siedlung gekommen – waren augenblicklich dagegen, daß wir am Sonntag arbeiteten. Auch die Gemeinnützigkeit sei kein Grund, den Sonntag zu entheiligen. (Seit dem Sommer sind zwei Familien in regelmäßiger Arbeit an dem Lande beteiligt.) Sonntag wird im ganzen Lande sehr streng gehalten. So mußten wir einen Rasttag einlegen. Ich ging dann zur St. Peterskapelle zum Morning Prayer. Besuch sehr schwach. Sie gehen lieber um 6 zum Evening Prayer. Da sind, zwischen Tee und Supper, die Hausfrauen auch frei. Nachmittags hielt Dr. Scott im Y.M.C.A. einen Vortrag, um freiwillige Helfer zu finden, stieß aber auf keine Sympathie. – Zum Tee waren wir bei Captain Stevens eingeladen. Eine feine, alte Familie, beide aus Offiziersfamilien und im Empire weit herumgekommen. Söhne und Schwiegersöhne auch in Indien und Canada. Die kleine reizende Enkeltochter (10 Jahre) serviert den Tee, was eine komplizierte Geschichte ist, denn dazu gehören Weiß- und Braunbrotbutterschnitten, Keks und Marmelade, Kuchen, Honigkuchen. Abends sitze ich bei meinen Wirtsleuten.

Montag, den 18. 12. 1933.

Morgens bekomme ich, wie es in vielen Familien üblich ist, vor dem Aufstehen schon eine Tasse Tee und einen Keks. Der Boden ist aufgetaut, freilich klebrig, wir arbeiteten tüchtig. Dr. Scott meinte, es sei wohl das erste Mal, daß die Welt einen Philosophieprofessor und einen Theologieprofessor nebeneinander habe Land umgraben sehen. Es ist ein klarer, milder Tag; wir sehen, daß unser Tal von beiden Seiten von Hügeln umgeben ist. Das Tal ist ausgefüllt mit einer Anzahl kleiner Gärtnereien, die Obst und Gemüse bauen, von Blumen, vor allem Rosen und Chrysanthemen, die die eigentlichen Weihnachtsblumen sind. – Mittags bekomme ich ein Telegramm, daß ich morgen in York sein soll; so muß ich die Arbeit am Abend bereits wieder abbrechen. Wir hatten noch einen schönen Abend in dem einen Quartier. Eine junge Lehrerin, etwa 30 Jahre, half uns mit, und sie erzählte uns ihren Lebenslauf. Sie hatte voriges Jahr ihren Beruf zunächst aufgegeben und versucht, mit 1 £ monatlich auszukommen. Sie half in Siedlungen und Lagern, übernachtete auch wohl im Freien und in Asylen. Sie sah frisch und gesund aus, war sehr zufrieden mit diesem Leben in völliger und freiwilliger Armut und behauptete, noch nie so fröhlich gewesen zu sein wie in

dieser Zeit völliger innerer und äußerer Unabhängigkeit. Dann löschten wir das Licht, und beim Kaminfeuer sangen wir, jeder in seiner Sprache, deutsche, englische und welsche Lieder. –

Dienstag, den 19. 12. 1933.

Auf dem Bahnsteig warten viele Schüler des Colleges in Cheltenham. Es ist ein gutes, altes College, und die Schüler machen alle einen ausgezeichneten Eindruck. Auf den ersten Blick befremdet es einen, wie sicher diese Jugend von 13–14 Jahren bereits dreinblickt, und wie männlich die 17jährigen auftreten. Aber auf der anderen Seite bleiben ja die englischen Männer viel länger kindlich, als es bei uns der Fall ist. In Newcastle fand ich sie viel weniger gepflegt und diszipliniert. Auf der Fahrt nach Norden sah ich nichts; ein paar schwarzgeräucherte Häuser, in Sheffield dann einmal $\frac{1}{4}$ Stunde lang liebliches Hügelland, immer mit Weiden, selten Äcker, dann wieder Nebel. In York regnete es noch. Ein Auto des Erzbischofs, den ich von Lausanne her kannte, holte mich ab. Er wohnt eine Meile vor der Stadt in einem schönen mittelalterlichen Palaste; auf drei Seiten ein großer Park, dahinter der Fluß. Sein Arbeitszimmer hätte bequem die münstersche Wohnung in sich aufgenommen; noch größer der Speisesaal und das Empfangszimmer. Leider kann er mir auch keine feste Zusage geben. Da er viel zu tun hat, fährt mich sein Auto nach $\frac{1}{2}$ Stunde wieder in die Stadt zurück.

Mittwoch, den 20. 12. 1933.

Besichtigung der Stadt. – Schöne mittelalterliche Stadt mit Resten aus der Römerzeit, Mauern, Toren und Türmen aus dem Mittelalter und einer gewaltigen Kathedrale, der größten in England. In der Altstadt viele mittelalterliche, kleine Gassen. Hier noch mehr als in Birmingham fällt mir auf, wie überfüllt die Schaufenster sind. Alles, was der Mann anzubieten hat, steht im Schaufenster. Sehr viel Lebensmittel, Wäsche, Garderobe. Neu sind mir die Buchhandlungen, durch die man hindurchgeht und wo man sich die Bücher ansieht, um u. U. nach einer Weile befriedigt, aber ohne etwas gekauft zu haben, wieder hinauszugehen. Um 11 Uhr war ich im Quäker Meeting House. Es war nur noch ein alter Mann zum Meeting da, wir saßen am Gasofen $\frac{1}{2}$ Stunde schweigend zusammen. Es scheint mir unendlich wertvoll zu sein, daß ich in einer fremden Stadt so neben einem Menschen sitzen kann, den ich noch nie sah und der mir doch durch seine Gegenwart das Gefühl nimmt, allein in der Fremde zu sein. –

Als ich um 3 Uhr auf dem Bahnhof stehe, kommt plötzlich ein so dichter Nebel, daß man kaum 10 m weit sehen kann. Der Zug wird mit 70 Min. Verspätung gemeldet, schließlich kriegen wir aber einen anderen Zug, der aber auch sehr vorsichtig fährt. Mit 100 Min. Verspätung

komme ich in Newcastle an. Gesehen habe ich unterwegs nur ein paar Bahnofslichter. Mrs. Wilson empfängt mich sehr freundlich, ich bin wirklich gleich zu Hause.

Donnerstag, den 21. 12. 1933.

Vormittags fährt uns Miss Wilson im Auto südwärts vor die Stadt. Leider rutscht sie aus und hat längere Zeit Beschwerden. Nachmittags schreibe ich Briefe, und dann sitzen wir am Kamin und unterhalten uns.

Freitag, den 22. 12. 1933.

Vormittags gelesen und geschrieben. Nach Tisch in die Stadt gegangen. Wir wohnen in einem Außenbezirk auf einem Hügel im Westen der Stadt. Es geht ziemlich tief herunter bis zum Fluß. Lange Straßenzüge mit modernen Häusern gehen nach beiden Seiten ab. Das ist überhaupt eines der Kennzeichen Englands: der Serienbau. Es liegt wohl daran, daß sich nur selten jemand ein Haus nach eigenen Plänen baut. Die meisten Häuser werden von Gesellschaften gebaut und nach Wunsch vermietet oder verkauft. Nach Möglichkeit Einfamilienhäuser; selbst in den großen Städten sind die Etagenhäuser fast nur zu Geschäftszwecken oder Hotels. Am Fluß konzentriert sich der ganze Verkehr auf einen ziemlich schmalen Streifen. Riesenbrücken führen über den Fluß, drei so hoch, daß die großen Seeschiffe darunter durchfahren können, die vierte eine Drehbrücke. Die alte Burg aus der Normannenzeit und die ebenso alte Kathedrale liegen auf diesem Flußstreifen. Die Geschäfte konzentrieren sich auf 6–8 große Straßen auf der ersten Uferterrasse, daneben sind die Straßen der Banken, der Versicherungen, der Reedereien usw., jedes nach Möglichkeit in einer Spezialstraße.

Sonnabend, den 23. 12. 1933.

Vormittags im Auto westwärts. Wir sehen die Reste der Mauer und des Walles, die Hadrian gegen die Picten und Scoten anlegte. Mitten im Weideland liegen einige kleine Kohlenbergwerke, von der Arbeiterkolonie umgeben. Wir besuchten Captain Stead. Sie wohnen in einem hübschen, geräumigen, einstöckigen Hause, einem ehemaligen Kloster. Wunderbare alte Möbel und Gobelins. Es muß sich in diesem Lande doch viel mehr erhalten haben als in Deutschland. – Nachmittags mache ich einige Einkäufe in der Stadt. Man kommt heute im Stadttinneren kaum vorwärts, und ich denke, in den Warenhäusern wird schrecklich viel gestohlen. Die Aufsichtsdamen laufen ganz nervös hin und her. Die große Markthalle hat in buntem Durcheinander Stände für Fleischer, alte Möbel, alte Kleider, Blumen, Schokolade, Spielwaren, alte und neue Bücher, Fische, Obst. Auf den Straßen überall Händler mit Mistel, Stechpalme, Chrysanthemen; daneben Kinder, die Papiersäcke ver-

kaufen zum Heimtragen der Einkäufe. Aber in jedem Warenhaus haben sie auch diese Beutel. – Nach dem Tee lese ich aus einem englischen Buche vor, eine sehr gute Übung. Zum Abendbrot gibt es wie immer Schinken, zwischendurch essen wir auch von der Lammkeule, die wir am Donnerstag warm hatten. Das Radio gibt abends das Leipziger Urteil durch. Man ist sehr befriedigt, daß alle außer van der Lubbe freigesprochen sind. Und man fragt sich voller Besorgnis: Was wird nun? –

Sonntag, den 24. 12. 1933

Vormittags zum Quäkermeeting, das hier ohne Gesang und Lesungen ist. Nach Tisch geschrieben. Der Nachmittag hat die ganze Monotonie eines englischen Sonntags. Aber immer sind die Gespräche mit Mrs. Wilson erquickend und erhebend. Sie ist mit ihren 83 Jahren noch so lebendig und temperamentvoll und voller Teilnahme an allem, und eine sehr ernsthafte und tiefe Christin. Sie gehört zu den Plymouthbrethren oder Darbisten. Auf den ersten Blick mag einem dieser ungebrochene Glaube in den Wortlaut der Bibel etwas komisch vorkommen, aber dann merkt man, daß es eben nicht nur ein Wortglaube ist, sondern daß sie wirklich in der biblischen Weltsicht lebt. Abends war ich mit Mrs. Wilson zu einem Meeting der „Brüder“. Sie haben keinen Pfarrer, sondern Männer aus der Gemeinde predigen. Wir sangen sehr viel, auch die alten Christmas Carols, die wir schon in Woodbroke gesungen hatten. Die Predigt war sehr einfach, aber Ausdruck langer und tiefer religiöser Erfahrungen. Der Prediger war ein Kaufmann. – Abends hörten wir am Radio noch Weihnachtslieder, nachts wachte ich auf: Auf der Straße sang ein Chor Weihnachtslieder. Ebenso ziehen am 24. abends und am 25. morgens Musikantentrupps durch die Straßen und spielen Weihnachtslieder. Aber Weihnachtsbäume sieht man selten, mehr Zimmer mit Papiergirlanden ausgeschmückt usw. Aber der heilige Abend spielt hier überhaupt keine so entscheidende Rolle; der Haupttag ist der 25.; man schickt sich gegenseitig Glückwunschkarten und beschenkt sich viel weiter als bei uns im allgemeinen. –

Montag, den 25. 12. 1933.

Weder die Quäker noch die „Brüder“ haben heute oder morgen Gottesdienst. Die Tage gelten ihnen nur als bürgerliche Feiertage, weil sie keine biblische Grundlage haben. Wir hörten aber im Radio sehr schönen Gottesdienst von Christ-Church in Oxford. Sehr viel Gesang; es wurden heute vier Psalmen gesungen statt sonst nur einem; und eine gute Predigt. Die Predigten sind hier im allgemeinen viel einfacher, viel weniger intellektuell als bei uns. Dafür sind sie anschaulicher; sie behandeln nicht so sehr die Gedanken wie die Tatsachen der Bibel.–

Nach dem Gottesdienste kam die Post mit den Päckchen und Briefen aus Deutschland. Sonst war dem Hause nicht viel von Weihnachten anzumerken. Nur mittags kam der traditionelle Truthahn, der kalt noch viele weitere Tage zum Mittag- und Abendessen erscheinen wird. Nachmittags war im Radio ein interessantes Programm: erst kamen Berichte von den verschiedenen Weihnachtsfeiern rings im Lande, dann wurden die Glückwünsche an die Dominions und Kolonien von dem Mutterlande weitergegeben, von Irland zu den Bermuda-Inseln, nach Canada, Neu-Seeland, Indien, Kapstadt, und von da kamen die Glückwünsche wieder zurück. Man hörte ganz deutlich. Sie erzählten, wie weit sie bereits mit der Feier waren, was für Wetter, ob Tag oder Nacht. Es war ganz aufregend, in $\frac{1}{4}$ Stunde den Gang der Berichte und Glückwünsche um die ganze Erde zu verfolgen. Dann sprach der König, der sich das alles mitangehört hatte, seinen Dank und seine Glückwünsche für die Gesamtheit der britischen Staaten aus. Zum Schluß wurde die Nationalhymne gespielt, die hier wirklich ein Choral ist: Das „God save the King“ ist nicht nur eine Redensart. Sie steht ja auch in jedem Gesangbuch.–

Dienstag, den 26. 12. 1933.

Mittags Autofahrt Tyne-aufwärts. Das linke Ufer ist felsig, bewaldet, und hat an den Hängen schöne Landsitze. Der Wald oder die Wäldchen, denn große Wälder gibt es in England fast gar nicht, sind auch im Winter durch die vielen immergrünen Sträucher und das Efeu sehr abwechslungsreich. – Nachmittags durch die westlichen Vororte. Die Friedhöfe haben fast lauter stehende Grabsteine, keine Kreuze oder Denkmäler. Kaum daß mal ein Bibelspruch sich findet. Meist nur: To the memory of N. N. beloved husband usw. – Auf vielen Gräbern liegen künstliche Kränze wie in Frankreich. Aber immer nur einer auf jedem Grab, auch gegen Nebel und Staub geschützt durch eine Glasglocke. Zu Weihnachten sind viele Gräber geschmückt mit Blumen (Chrysanthemen) und immergrünen Kränzen. Viele Kränze sind mit einem Briefe versehen, denn Freunde und Bekannte der Verstorbenen drücken auf diese Weise zu Weihnachten ihre Verbundenheit aus. (Ein letzter Rest der Opferfeiern, die in heidnischer Zeit jedes Jahr an den Gräbern stattfanden.)

Die riesigen Arbeiterviertel, die sich im Westen vom Tyne heraufziehen, sind in ihrer Eintönigkeit von außen her trostlos. Aber lauter – wenn auch kleinste – Einfamilienwohnungen, und innen ganz gemütlich. Nirgends sah ich so viel schmutzige und verwahrloste Kinder wie in Newcastle, ein Proletariat, wie wir es kaum kennen. Die meisten auch erstaunlich klein, aber zierlich und gut gebaut. Große Familien scheinen auch hier selten zu sein.

VII. Newcastle.

Vom 30. 12. nachmittags bis 2. 1. 1934 vormittags war ich Gast von Gilbert Richardson, einem Junggesellen und Freunde der Wilsons. Er hat mit seinem Bruder eine Hutfabrik, aber sein eigentliches Interesse ist Religionsgeschichte, alte Sprachen und Dichtung. Für Malerei wie scheinbar für alle anschauliche Kunst hat er kein Organ, in der Wohnung hängt kein Bild. Er gehört noch zu den Quäkern, hat aber keinen engen Zusammenhang mit ihnen. Er tut viel Gutes, aber seine religiösen Überzeugungen sind mehr bei einem philosophischen Monotheismus als beim Christentum. Am 30. nachmittags sahen wir uns die alte Normannenburg an, die 6 Jahre nach der Eroberung des Landes (1072) als eine Zwingburg an die Stelle des Römerlagers gesetzt war, auf dem Steilufer über dem Flusse, die Brücke sowie die uralte Straße von Nord nach Südengland beherrschend. Der alte, massive Bau, ein grober, würfelförmiger Klotz, hat die Jahrhunderte ungebrochen und unverändert überstanden. Er ist wohl das beste Beispiel mittelalterlichen, normannischen Burgbaues. Im alten Torhaus sind die römischen Altertümer untergebracht. Newcastle war in alter Zeit der Mittelpunkt der römischen Befestigungswerke gegen die nördlich wohnenden Picten und Scoten. Eine gewaltige Mauer, die Hadriansmauer, fälschlich Hadrianswall genannt (wall heißt Mauer im Englischen), ging von der Tyne westwärts bis an die Irische See. An vielen Stellen sind die Lagerüberreste noch erhalten, ebenso sind die Mauer und die Gräben und die Landstraße noch auf weite Strecken zu sehen. In den bewohnteren Gegenden hat man allerdings Mauer und Lager als Steinbrüche benutzt. Gefunden hat man zahlreiche Altäre, darunter viele des vom Orient herkommenden Mithraskultes, darunter auch mancher einheimischer Gottheiten. So wird ein Waldgott Cocidius viel verehrt, ein Brunnenheiligtum muß großen Zulauf gefunden haben, denn in dem Brunnen fand man viele tausend Münzen, die Heilung- oder Hilfsuchende hineingeworfen hatten, daneben auch viele andere Weihgaben, wie kleine Figuren, Gefäße u. a. m. Aber alles beweist in der Unbeholfenheit der Inschriften wie in den unvollkommenen Formen der Statuen, wie weit man hier von den Kulturzentren entfernt war. Nichts von der großen Kunst der Kaiserzeit ist hier zu merken. —

Der 31. Dezember war ein sonniger Tag. Wir fahren zu dem 10 Meilen entfernten Tynemouth ans Meer. Das linke Ufer ist steil, an der Flußmündung liegt das alte Kastell, das das alte Kloster umschließt. Die Ruinen der alten Kirche sind ein schönes Beispiel des sogen. frühenglischen (hochgotischen) Stiles, der am ehesten in seiner Strenge an Notre Dame de Paris erinnert. Trotz der Sonne war es neblig, die Sirene des

Leuchtturms hupte in regelmäßigen Abständen. Das Meer war still, und nur selten rollte eine große Welle gegen den langen Pier.

Nachmittags hörte ich im Radio die verschiedenen kontinentalen Sylvestergottesdienste. Die Deutschen gaben mir wenig, so ging ich abends zu der Westgate Hall, wo die Wesleyan Mission (methodistische Volksmission) ein Peopleservice hatte. Sehr viel Lieder wie immer bei den Methodisten. Hauptthema der Lieder: Freude, daß wir erlöst sind. Die Mitteilungen ausführlich, sehr viel persönliche Mitteilungen über die Verstorbenen des Kreises und über erwartete Gastprediger. Die eigentliche Predigt kraftvoll: Das Evangelium kann das Leben nicht leichter machen, aber darauf kommt es auch nicht an. Wohl aber gibt es uns die Kraft, den Schwierigkeiten des Lebens standzuhalten. – Das Publikum: kleines Bürgertum und Arbeiter. Viel Männer, viel junge Leute. Von der Sylvesternacht merkten wir nicht viel. Nur das Heulen der Schiffssirenen um Mitternacht. Aber die Nacht spielt überhaupt nicht die Rolle, die sie allmählich von Berlin und Amerika her in Deutschland bekommen hat.

1. Januar 1934.

Regnerischer Tag. Wir fahren mit der Bahn nach Durham. Als wir aussteigen, bietet sich durch den Nebel ein überwältigender Ausblick: Auf dem gegenüberliegenden Ufer, fast ganz vom Flusse umflossen, zieht sich enggebaut die Stadt hinaus, überragt von der gewaltigen Normannenburg und der riesigen Kathedrale. Durham zählt zu den schönsten Stücken des englischen Mittelalters. Das Plateau ist einheitlicher als York, wo das Mittelalter in einzelnen Stücken über das ganze Land verstreut ist. Um die Kathedrale ist viel freier Platz; der Platz ist rings von mittelalterlichen Gebäuden umgeben, in denen der Dean, das Kapitel und die Sänger der Kathedrale wohnen. Die Burg auf der einen Seite des Platzes birgt heute die Universität. Aber alles hat seine mittelalterliche Ursprünglichkeit behalten. In der Burgküche kochen sie heute noch für die Studenten und benutzen noch zum Zubereiten die alten mächtigen Tische. – Burg und Kathedrale sind Zeichen der normannischen Eroberung. Die Kathedrale ist in großer Einheitlichkeit im normannisch-romanischen Stile gebaut, soviel ich weiß, die größte romanische Kirche, über 500 Fuß lang (150 m). Das Dach des Mittelschiffes ist sehr hoch; 2 Fensterreihen übereinander. Die gewaltigen Säulen von mehr als 2 m Durchmesser wirken zierlich. Ein besonderes Schmuckstück ist die ostwärts vorgebaute Marienkapelle, die so zierliche Doppelsäulen hatte, daß man sie im letzten Jahrhundert stützen mußte. In der Bibliothek sind Schätze aus der angelsächsischen Zeit: Alte Kreuze, Handschriften, Schmuckstücke. Man sieht, wie sich hier Germanisches und Irisches gemischt haben. –

4. 1. 1934.

Ich sah mir das Innere der alten Burg in Newcastle an. Im Erdgeschoss ist die Kapelle, im zierlichsten normannischen Stile erbaut; daneben der Waschraum, ein düsterer Raum, von einer mächtigen Mittelsäule getragen. Dann kommt ein Mittelgeschoß, das um den Wachraum [!] herumgebaut ist, und eine Menge kleinerer Räume, die wohl für die Offiziere bestimmt waren. Der ganze obere Teil des Gebäudes ist von einem sehr hohen Raume gebildet, der vielleicht Tagesraum war. Die Hauptsache aber sind die von außen ihn umgebenden zwei Stockwerke von Gängen und Schießscharten, so eingerichtet, daß man auch den eingedrungenen Feind noch von oben her bekämpfen konnte. Die Plattform der Burg ist von Zinnen umgeben.

Am 5. 1. 1934 waren wir noch einmal am Meere. Es war ein ganz klarer Tag. Die Küste ist von der Tynemündung 8–9 Meilen weiter nordwärts bebaut. Unterhalb des Steilufers zieht sich ein breiter Sandstrand hin, augenblicklich ein herrlicher Spaziergang an den heranrollenden Wogen entlang. –

VI [!]= 26. Februar 1934.

Reise nach Cambridge. Kalter Tag mit Nordostwind. Cambridge liegt in einer Ebene mit viel Wasser und großen Wiesen. Der Fluß umfließt die Stadt im Halbkreis. Keinerlei Industrie. Die Universität ist alles. Überall in den Straßen laufen die Studenten herum. Trotz der Kälte ohne Mantel, höchstens mit einem Schal. Gewisse Dinge werden hier in England, dem Lande der freien Persönlichkeiten, rasch allgemeiner Typ. Alle Studenten tragen graue Flanellhosen und irgendein dunkelbraunes Jacket, dazu meist einen Pullover. Andere Farben sieht man kaum. Oder die vielen hundert Fahrräder der Studenten und Professoren haben alle vorn den runden Korb, in dem Kolleghefte und andere Bücher untergebracht werden. Mein Fahrrad würde hier direkt auffallen, so alt und schwarz sind die meisten. Die Graduierten tragen alle mit einer nachlässigen Grazie den leichten schwarzseidenen Talar mit Halbärmeln, wenn sie zum Kolleg gehen, auch sonst meistens. Die alten Kollegs aus dem 14.–17. Jh. liegen alle mit der einen Seite zum Fluß, auf der anderen ziehen sich breite, parkartige Wiesen hin; die Kollegs sind meistens durch eine Brücke mit dem Park verbunden. Aber abends werden die Türen zugemacht. Im allgemeinen hat alles um 9 zuhause zu sein. Die alten Kollegs haben 60–200 Plätze. Trinity 700! Die Gebäude liegen wie im Kloster um einen, manchmal um 2–3 Höfe herum. Jedes hat sein eigenes Refektorium, meist sehr hohe Räume, Hall genannt, seine eigene Kapelle (Kings Chapel ist, soviel ich weiß, die größte Kirche in Cambridge) und wenigstens eine eigene Lecture Hall, die z. T. gleichzeitig Bibliothek ist. Die Lederstühle sind richtige Lehn-

stühle, mit dem Namen des Stifters obenan, und Schildern der Inhaber unten drunter.

Ich wohne in Ridley Hall, einem College der Church of England. Es wohnen hier 25 Leute, nur Graduierte. Sie haben fast alle ihren akademischen Grad in einer anderen Fakultät gemacht, nur zwei oder drei haben von Anfang an Theologie studiert. Sie sehen durchweg recht gut aus, reifer als unsere durchschnittlichen Studenten und sicher, ohne irgendwie verkrampft oder anmaßend zu sein. Griechisch können sie etwas, wohl nicht ganz soviel wie beim kleinen Graecum, Hebräisch im allgemeinen gar nicht. Die ganze Art des Theologiestudiums hier ist anders. Der Prinzipal von Ridley Hall, Gibson, ist ein ehemaliger Missionar, der wegen seiner organisatorischen Befähigung die Leitung des College bekam, und der nun Dogmatik und Ethik liest. Seine Art ist sehr eindrucksvoll: Es ist eine lebendige, auf Erfahrung aufgebaute Dogmatik, die alles beiseite läßt, was nur wissenschaftliches Interesse hat. Natürlich haben sie auch unter den Theologen einige „Gelehrte“. Aber die Mehrzahl soll mehr von der religiösen Erfahrung aus reden. Sie lesen alle gern und viel die Bücher der anderen. Sie legen keinen Wert darauf, originell zu sein. Dafür aber machen sie unmittelbaren Eindruck auf die Studenten.

Nachmittags waren wir in Chess und (?) hall, einem kleineren College der Independentisten zu einer Sitzung der Ministers' Fellowship, einer Vereinigung von Geistlichen und Theologen aller Denominationen. Professor Merrill sprach über den geschichtlichen Jesus in den Briefen des N. T. Sie machen hier in Cambridge viele Versuche, die verschiedenen Denominationen zu einem engeren Zusammenarbeiten und gegenseitigen Verstehen zu bringen. Andererseits sind hier die Denominationen gar nicht dogmatisch geschieden wie bei uns. Die Unterschiede gehen durch alle hindurch, sie betreffen die Auffassung von der Kirche und die Stellung zur Bibelkritik. Aber ein Mann wie der Presbyterianer Oman hat seine theologischen Schüler überall.

Zum Tee war ich im Wessex-(oder Wesley) House, einem methodistischen College. Es ist ein ganz neuer Bau, aber sie bauen alles gotisch. Das gehört zum Stil eines Cambridge-College. Man betont die Gemeinsamkeit mit den alten Colleges. Ich sprach zu den Studenten über die kirchliche Lage in Deutschland; wir hatten eine sehr lebhafte Aussprache. Sie begehen hier gewöhnlich zwei Fehler: sie sehen die Lage einfacher als sie ist, und sie suchen sie als eine rein politische Angelegenheit zu verstehen.

Um halb 7 war ich zum Evening Prayer in der Kapelle von Ridley Hall; es war besonders schön, weil mehrere Gesangs- und Orgelsoli eingefügt waren. Jeden Morgen um 7,15 und Abend um 6,30 ist Andacht in der Kapelle. Morgens ist nach der Andacht bis um 8 Uhr Schweigen.

Dienstag, den 27. Februar 1934.

Vormittags streifte ich durch die Stadt und sah mir die verschiedenen Colleges an. Zum Tee hatte ich eine Einladung zu Dr. Oman vom Westminster House, einem Presbyterianer College. Oman ist Schotte, hat in Deutschland studiert und kennt deutsche Theologie sehr gut. Er hatte keine besonders freundliche Meinung von Barth. Das hätten sie alles bereits in den presbyterianischen (calvinistischen) Kirchen Englands. Aber wir hätten nun in Deutschland einmal diese Neigung, immer wieder neue theologische Schulen zu gründen. Dann kam er auf Politik zu sprechen. Wie die meisten Engländer kann er die deutsche Politik nicht verstehen. In akademischen Kreisen stößt man immer wieder auf drei Einwände: 1. Der Antisemitismus der deutschen Regierung (auch bei Leuten, die wie Oman gar nicht besonders judenfreundlich sind). 2. Die Unterdrückung der persönlichen Meinung und Initiative, während England gerade darauf aufgebaut ist, daß der Einzelne sich frei verantwortlich fühlt fürs Ganze, und 3. die Arbeitslosenfrage, (wobei die Engländer aber auch nicht wissen, wie sie gelöst werden soll).

Die Engländer haben ja in einer bewundernswerten Weise Achtung vor dem Gemeinwohl und Freiheit vereinigt. Man findet Leute baden an Plätzen, wo es ausdrücklich verboten ist. Aber das Verbot bedeutet nur: Wenn jemand Schaden anrichtet, hat der Eigentümer das *Recht*, Ersatz zu fordern. Oder „Verbotener Durchgang“ bedeutet nur „Kein öffentlicher Weg“.

Oman sprach dann über Cambridge, das mehr als Oxford den britischen und nüchternen Geist entwickelt habe. Theologie sucht, mit den exakten Wissenschaften zusammenzugehen. Auf der anderen Seite haben die exakten Wissenschaften eine Tendenz zu vereinheitlichender Zusammenschau. In Oman begegnete mir am stärksten der exklusive Geist von Cambridge. Sie fühlen sich sehr hoch über allen anderen. Meine Hoffnung, gerade an Oman eine Unterstützung meiner Pläne zu finden, wurde völlig enttäuscht.

Abends hielt ich vor den Studenten von Ridley Hall und ein paar Gästen eine Vorlesung über den geschichtlichen und soziologischen Hintergrund der kirchlichen Lage in Deutschland.

28. Februar 1934.

Vormittags im Fitzwilliam Museum. Es ist von den üblichen Provinz-museen unterschieden durch die große Anzahl älterer ausländischer Bilder. So bietet es einen ganz anderen Anblick. Die Engländer scheinen in der Malerei einseitig die Landschaft bevorzugt zu haben, im 19. Jh. kam dann noch das Porträt hinzu. Aber den Menschen in der Kunst haben erst die Präraffaeliten entdeckt, und auch die mehr die

Seele als den Menschen in seiner Ganzheit. Sie haben alle eine Scheu vor dem Körper. Ist es die englische Scheu, den anderen sein Innerstes sehen zu lassen, was den Künstler dazu treibt, seine Gefühle durch die Darstellung einer Landschaft zu verbergen? Oder ist es der Einfluß des Puritanismus, der dem Körper mißtraute? Im 18. Jh. begegnen einzelne Porzellangruppen, die unter französischem Einfluß nackte Kinder und sogar fast nackte Göttinnen und Götter darstellen. Aber das hört ganz plötzlich wieder auf.

Nachmittags war ich in den Seminaren von Prof. Barkitt und Prof. Bethune-Baker. Die Seminare sind etwas ganz anderes als unsere, weil nur sehr wenige Studenten da sind, dafür aber z. B. bei Barkitt vier andere Professoren und Gelehrte. Sie lasen gemeinsam die Apostelgeschichte und machten geschichtliche und philologische kritische Bemerkungen darüber. Es ist das Ideal wissenschaftlicher Zusammenarbeit. Bei Baker war es nicht ganz so. Das lag wohl mit an Baker. Barkitt ist trotz seines Alters von stärkster Lebendigkeit, Baker ist sehr gedämpft. Er ist Systematiker. Er setzte mir seine Prinzipien auseinander. Die Kirche von England setzt nach seiner Meinung nicht die Reformation, sondern die katholische Kirche voraus. Aufgabe der Systematik ist, das Alte lebendig zu machen, aber auch kritisch zu durchleuchten und sich mit der modernen Wissenschaft auseinanderzusetzen. Ich kann verstehen, daß sie keine Dogmatik haben, da sie kein eigenes Prinzip haben, auf dem ihre Kirche als eine Kirche aufgebaut ist. Zum Abendessen war ich von Sir Edwin Hoshyns, einem *N.T.*ler, nach Corpus Christi College eingeladen. Corpus ist eins von den kleineren Colleges, nur 120 Studenten, aber offenbar viel reicher als der Durchschnitt. Jedenfalls hatten wir an der Toptable ein üppiges Dinner: Legierte Suppe, gebratene Fischchen, Beefsteak. Apfelmus mit Sahne, dazu Sherry. Dann im Nebenraum Obst. Portwein, Kaffee. Hoshyns hat Barths Römerbrief übersetzt und ist sehr auf dem Laufenden über deutsche Theologie. Er sieht die Kompliziertheit der deutschen Verhältnisse und hütet sich, sich von seinen eigenen politischen Wünschen bei der Beurteilung leiten zu lassen. Er meint, was ich auch meine, daß der Barth der Kommentare, nicht aber der Barth der „Dogmatik“ auf England Einfluß haben werde. Er ist die stärkste Persönlichkeit, die ich bisher in der englischen Theologie gesehen habe. Erstaunt ist man ja immer wieder über die Formlosigkeit oder wohl genauer über die Mannigfaltigkeit der Formen im gesellschaftlichen Leben. Nach dem Essen saß ich noch allein mit H. in seinem großen Arbeitszimmer (jeder Professor hat sein Arbeitszimmer im College, nicht im Hause). Er lag lang in seinem Sessel, die Beine auf das Geländer des Kamins gelegt. Dann machte er die Weste von oben bis unten auf (der unterste Knopf ist immer offen, das ist englischer Stil). In meiner Vorlesung legte sich ein

Student lang auf die Bank. Das stört nicht. Bei Einladungen setzt man sich auf den Teppich, wenn wenig Stühle vorhanden sind. Zum Bilderbetrachten kann man sich auf den Teppich knien, statt sich mühsam darüber zu beugen, u. s. w.

Die Tischgebete sind in den Colleges noch lateinisch und haben sich seit dem Mittelalter wohl nicht geändert. Cambridge bringt einem diese Seite an England, den ungebrochenen Zusammenhang mit dem Mittelalter, deutlich zum Bewußtsein. Kein Wunder, daß die andere (liberale) Seite im Engländer in den modernen Universitäten wie Manchester, London, Bristol, Newcastle u. s. w. diesen Zusammenhang völlig vernachlässigt. Aber auch da zeigt sich die Macht der Tradition: Auch die modernen Universitäten sind gotisch gebaut. Nur in dem völligen Verzicht auf Theologie wird der Protest deutlich.

Die Engländer, die für eine Zusammenarbeit mit Deutschland gewirkt haben, sind in einer schwierigen Lage. Nahezu all die Leute, mit denen sie in Fühlung waren, sind ausgeschaltet heute. Die Naiven hoffen, daß sich das in Kürze wieder ändern werde. Die Tieferblickenden fragen sich: Wird es nun möglich sein, mit der anderen Seite Fühlung zu bekommen? Bisher hatte man die Erfahrung gemacht, daß sie sich sträubten. Vielleicht ist das für die Engländer eine gute Erfahrung: Sie lernen begreifen, wie schwer internationale Zusammenarbeit ist.

4. März 1934.

Mittags im Manor House bei Mrs. George Cadbury, der Witwe eines der älteren Inhaber der Schokoladenfabrik. Sie heißt nicht mit Unrecht „Die Königin von Selly Oak“. Eine große, rüstige Erscheinung trotz ihrer mehr als 70 Jahre, die Haare à la Königin Alexandra sehr hoch frisiert. Man merkt ihr an, daß sie von Jugend an eine führende Rolle gespielt hat. Sie war in Meiningen ein paar Jahre in der Schule, wuchs in der Hofgesellschaft auf, kam dann viel in der Welt herum. Sie ist heute noch in Fühlung mit Gertrud Bäumer und anderen Deutschen, die in internationalen Verbänden führend waren. Hier in England hat sie vor allem in den Werken der Frauen- und Kinderwohlfahrt eine leitende Stelle. Augenblicklich kümmert sie sich sehr um die deutschen Flüchtlinge. Schon bei einem kurzen Gespräch mit ihr fühlt man, wie hier praktischer Sinn und Helferwille in der glücklichsten Weise zusammenwirken. Sie ist eine Meisterin der Gespräche. Sie weiß mit einer ganzen Gesellschaft sich zu unterhalten, immer so, daß sie beim Nächsten das Thema wieder aufnimmt und zu seinen Interessen hinwendet. Ich glaube, es ist wahr, daß sie in der Lage ist, sich ebensogut mit Arbeitern und mit Dienstboten wie mit Königen zu unterhalten, weil sie eben niemals „Konversation“ macht.

Manor House ist ein riesiger Besitz am Rande von Selly Oak. Sechs- oder siebenmal im Jahre ist der Park sonntags allgemein zugänglich. Es beginnt im Frühling, wenn die Narzissen überall aus dem Rasen herauskommen und geht bis zum November, wo die Chrysanthemen im Gewächshaus blühen. Auch hier das Quäkerprinzip: Reich sein ist kein Verbrechen, aber Reichtum muß sich den anderen mitteilen.

5. 3. 1934.

Dr. Pevsner aus Göttingen hält in der Universität einen Vortrag über „Englische Kunst, wie sie ein Ausländer sieht“. Er gibt eine sehr gute Auswahl von Bildern. Er zeigt, wie Holbein und van Dyck in England bald ganz anders malen als auf dem Kontinent: viel konventioneller, ohne Hintergründe. Er macht an Reynolds die Mischung von „Reverence und Nonchalance“ im Verhalten Frauen gegenüber deutlich. Turner und Blake beweisen, daß der Drang zum Außerordentlichen sich nur in Traum und Vision zu gestalten wagt. Kox zeigt die Anstrengung, tägliches Leben symbolisch zu durchdringen. Die ungeheure Scheu des Engländers, Gefühle zu zeigen (sehr bezeichnend nennt er den Expressionismus Post-Impressionismus), ist der Grund, daß nur Landschaft und Porträt in der Malerei wirklich vertreten sind. Pevsner soll vom 1. April für ein Jahr Studien über den Zusammenhang von Kunstschule und praktischem Leben, spez. Industrie, machen. Im Kunstgewerbe vor allem ist der Einfluß von Ruskin und William sehr deutlich zu spüren: Zurück zum Handwerklichen! Das geht soweit, daß sie in den Schulen mit Zwiebelchalen und Flechten usw. die selbstgesponnene Wolle selbst einfärben. Schulen und Wirtshäuser werden mit Vorliebe im altenglischen Stil gebaut. Freilich habe ich oft das Gefühl, als wenn diese Tendenz auf Kosten eines wirklich künstlerischen Gefühls geht. Aber die Frauen und Mädchen sind sehr eifrig im Handarbeiten. In Vorträgen und Diskussionen sieht man sie stricken, sticken und häkeln. Verschiedene unserer Studenten haben schon einen Pullover bekommen.

Sehr bezeichnend auch, was man zu Pevsner sagte: In England pflegt man nicht einen Mann für eine Stelle zu suchen; sondern: wenn ein Mann mit Fähigkeiten da ist, schafft man für ihn eine Stelle.²⁶

²⁶ Nikolaus Bernhard Leon Pevsner (Leipzig 1902 – London 1983) ist der einzige deutsche Emigrant, dessen Name in den hier vorliegenden Tagebüchern auftaucht. Möglicherweise kannten sich die beiden bereits aus Göttingen, wo Pevsner von 1929–33 Privatdozent für Kunstgeschichte und Architektur war. Er hat die ihm gegenüber geäußerte, von Piper überlieferte Anstellungsmaxime in vorbildlicher Weise erfüllt. Sir Nikolaus Pevsner ist der Initiator und Hauptautor eines englischen Architekturinventars geworden. Für „The Buildings of England“ (1951–72, 47 Bände) hat das „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“ von Georg Dehio als Vorbild gedient. In der für ihn an der Universität Birmingham

6. 3. 1934

Erste Vorlesung in Hadsworth College. Die englischen Studenten pflegen ihre Begeisterung mehr mit den Händen als mit den Füßen auszudrücken. Sie trommelten mit Fäusten auf den Tischen herum, warfen dann plötzlich die Arme dreimal in die Luft, schrien dreimal irgend ein „Heil“ und ließen sie dann donnernd wieder fallen. Sehr beliebt ist, vor den Vorlesungen zu singen, wenn der Lecturer nicht gleich kommt. Während der Vorlesung ist die Haltung sehr ungezwungen. In Ridley Hall lag während meiner ganzen Vorlesung einer auf der Bank, andere Kollegen erzählen, daß sie die Beine auf der Bank liegen haben, bis sie plötzlich etwas ganz Besonderes interessiert und sie sich Notizen machen.

In der nachfolgenden Unterhaltung in Handsworth wird immer wieder nach den evangelischen Kirchen in Deutschland gefragt. Überall die bange Sorge, daß der Protestantismus seine Sendung verleugnet. Kittels Schrift zur Judenfrage wird um so schmerzlicher empfunden, als Kittel sich hier eines besonderen Ansehens erfreute.

Das Amerikanische Tagebuch 1937

Princeton, den 31. 10. 1937.

Gestern war das erste der von der Universität veranstalteten Konzerte. Wir haben einen sehr musikalischen Winter mit einem sehr guten Programm vor uns. Gestern spielte das New Yorker Symphonieorchester unter Barbirolli. Ich wurde sehr an ähnliche Veranstaltungen in Göttingen erinnert: das Publikum war sehr stark akademisch mit dem ganzen leicht blasierten Selbstbewußtsein der Universitätsleute; auch die verhältnismäßig seltene Schönheit unter den Frauen berührte heimatlich. Aber man sah allerdings mehr elegante Abendkleider und Pelzmäntel als in Göttingen. Bei solchen Gelegenheiten wird deutlich, wie sehr Princeton Universitätsstadt und sonst nichts ist. Neben den 400 Universitätsdozenten wohnten noch etwa 100 reiche Familien hier, z. T. Geschäftsleute, die in Philadelphia oder New York ihr Geschäft haben, aber die Stille und Schönheit und Exklusivität von Princeton lieben. Hinzu kommt dann noch als eine Besonderheit von Princeton sein presbyterianisch-puritanischer Charakter. Es herrscht ein Geist stren-

bald nach der Begegnung mit Piper beginnenden Arbeit ist er zum Pionier der Industriedenkmalpflege geworden und hat damit wiederum Rückwirkungen auf Deutschland ausgeübt, wo der heutige Schutz der frühen Industriegebäude im Ruhrgebiet seinen Ideen viel zu verdanken hat. Vgl. Meyers großes Universal-Lexikon, Bd. 10, Mannheim/Wien/Zürich 1984, S. 583; Who's Who in the World 1974/75², S. 780; International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945; Volume II/Part 2, München 1983, Sp. 900–901.

ger Rechtlichkeit hier, aber man spürt hier auch, was Tröltsch die „innerweltliche Askese“ des Calvinismus genannt hat. Vor allem ist das in den Kreisen des Seminars zu merken. Man ist sehr unglücklich, daß in der Stadt jetzt die Gastwirtschaften am Sonntag nachmittag alkoholische Getränke verkaufen können. Der Lehrkörper und die meisten Studenten sind Vollabstinenten. Selbst beim Abendmahl gibt es Traubenmost, keinen Wein. Man war sehr enttäuscht, daß der große holländische Theologe Kuyper, der vor dem Kriege hier war, in alle Gastwirtschaften ging, um die Weine auszuprobieren. Die Studenten sind in ihrem ganzen Wesen sehr viel gesetzter als irgendwo in Großbritannien. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie so ausgelassen sein können wie englische Studenten und sie lieben zwar auch, Witze zu erzählen, aber es fehlt ihnen der natürliche Humor, der es dem Engländer ermöglicht, auch sich selbst ständig zu ironisieren.

Die Arbeit im Seminar ist nun im vollen Gange. Die Studenten müssen jedes Jahr eine bestimmte Anzahl von Vorlesungsstunden nachweisen, wenn ihnen die Zeit angerechnet werden soll. Z. T. sind das Pflichtvorlesungen, die für den betreffenden Jahrgang vorgeschrieben sind, z. T. sogenannte Electives, die sie sich auswählen können und die eine Art Verbindung von Seminar und Vorlesung sind. Vorige Woche habe ich die erste meiner monatlichen Prüfungen abgehalten und hatte dann das Vergnügen, fast 60 Arbeiten durchzusehen. Es stellte sich heraus, daß meine Beurteilung fast genau mit der vom vorigen Jahre sich deckte. Ich habe mir dann die schwächsten Leute einzeln vorgenommen, und mit ihnen noch einmal alles durchgesprochen. Das ist eine mühselige Arbeit, aber man interessiert sie dann wenigstens für systematische Theologie. Ich habe herausbekommen, daß die beste Vorlesungsmethode hier darin besteht, zuweilen zu fragen, auch während der Vorlesung Einzelfragen zu beantworten, und nach jedem größeren Abschnitt eine gemeinsame Diskussion zu haben. Aber nach jeder Stunde habe ich immer eine Gruppe um mich, die die ganze Pause hindurch Fragen stellt und Einwände macht. Ich bin in der Beziehung wirklich froh zu sehen, wie rege und allgemein die Anteilnahme der Studenten ist.

Vorgesehen ist eigentlich, daß aller Unterricht im Anschluß an bestimmte Lehrbücher erfolgen soll, damit der Student die Sachen daheim gründlich durcharbeiten kann. Aber ich finde das in meinem Falle nicht leicht. Das bisher benutzte Buch für Dogmatik stammt aus den siebziger Jahren. Es ist nicht schlecht, aber die ganzen neueren Fragestellungen sind natürlich darin gar nicht behandelt.

Außerlich ist das Leben hier sehr ereignislos. Von der Umgegend haben wir bisher kaum etwas gesehen. Vor ein paar Wochen war ich in einem Dorfe südwestlich von Princeton, in der Ebene, die sich von hier

nach dem Meere zu erstreckt. Die presbyterianische Gemeinde hat viermal im Jahre im Gemeindehause ein Essen für einen wohlthätigen Zweck. Dafür müssen all die in dem betreffenden Vierteljahre Geborenen einen Dollar oder den Gegenwert in Lebensmitteln stiften. Der Ertrag des Essens wird dann für kirchliche Zwecke verwandt. Um die Sache anziehender zu machen, hatten sie mich gebeten zu sprechen. Es war nett und interessant. Der amerikanische Farmer hier im Osten ist kultivierter als der Bauer bei uns, wenn es ihm auch wirtschaftlich nicht besser geht. Er hat größere Sicherheit im Benehmen und ist wohl auch aufgeschlossener. Einen Sonntagnachmittag fuhr uns ein Kollege ein Stück nach Westen und Südwesten. Es ist eine wellige Landschaft mit verhältnismäßig viel Wald, der damals ganz besonders herrlich war. Es wachsen hier so vielerlei Bäume, und jede Sorte hat ihr besonderes Gelb oder Rot oder Braun im Herbst. Wir fuhrten dicht bei Lindberghs Besetzung vorbei und sahen die Stelle, wo das Baby gefunden worden war. Sie ist jetzt eine Art Nationalwallfahrtsort geworden. Die kleinen Städte bestehen meist aus einer Hauptstraße mit dichten grünen Bäumen. Man sieht, daß die Sommer hier sehr heiß sein müssen. Die Häuser, meist Holzhäuser, haben alle große Veranden. Sie liegen meist in einem Garten, der ohne Zaun an die Straße reicht.

Bei Lambertsville erreichten wir den Delaware, der hier zwischen Hügeln dahinfließt und an das mittlere Maintal erinnert. Aber auf der Straße bildeten die Autos buchstäblich Schlange, und an Straßenkreuzungen dauerte es oft lange, bis man weiter konnte. Die Gegend ist geschichtlich berühmt. Zu einem Zeitpunkt, wo die Lage der Amerikaner verzweifelt zu sein schien, verließ Washington mit seinen Truppen unerwartet das Winterlager, setzte unter großen Schwierigkeiten über den angeschwollenen Delaware und überfiel bei Morgengrauen die hessischen, in englischem Dienste stehenden Truppen in Trenton, einer Stadt 10 km südlich von hier. Die Hessen hatten gerade gut und reichlich Weihnachten gefeiert, und Washington erbeutete in reichem Maße Munition und Schuhwerk für seine Truppen.

Für viele Menschen sind die jeden Sonnabend hier stattfindenden Fußballwettspiele ein wichtiges Ereignis. Gestern, als Havard gegen Princeton spielte, waren über 40 000 Menschen hier. Bis an den Rand der Stadt waren die Straßen voll von Autos; auf dem Bahnhof reichten sich die Extrazüge, und überall sah man die Menschen schon lange vorher mit den Farben oder Symbolen einer der beiden Universitäten herumlaufen. Gero ist sehr interessiert, denn er verkauft mit den Studenten zusammen Programme und verdient sich so jede Woche einen Dollar oder so extra, und außerdem kriegt er eine Freikarte.

Ich gewinne allmählich mit der Universität Fühlung: es sind eine Reihe öffentliche Vorlesungen, wir haben außerdem das Recht, die

Bibliothek zu benutzen, und Dr. Mackay,²⁹ der Präsident unseres Seminary, hat eine kleine Gruppe von Dozenten der beiden Institute gebildet, die monatlich einmal zu zwanglosen Zusammenkünften sich treffen. Im übrigen besteht mein Leben wesentlich in Arbeiten und Fühlungnahme mit unseren eigenen Studenten und Dozenten: ein ruhiges, aber inhaltreiches Leben.

Das Seminar macht zur Zeit eine kritische Periode durch. Es hat für eine sehr lange Zeit als Hort einer sehr konservativen reformierten Theologie gegolten. Und Charles Hodge, der große Systematiker im vorigen Jahrhundert, hat eine dicke dreibändige Dogmatik geschrieben, die heute noch den Vorlesungen zugrunde gelegt wird und die von vielen als der Inbegriff der Rechtgläubigkeit angesehen wird. Nach dem Kriege kam es in Princeton zu einem Lehrkonflikt. Einer der Professoren, Dr. Machen, wurde schließlich aus der Kirche ausgeschlossen und bildete mit einem Teil der Gemeinden und Pfarrer eine neue Kirche. Ihr Hauptstreitpunkt ist Prämilleniarismus. Sie lehren, daß Christus zweimal wiederkehren wird auf die Erde: einmal, um sein tausendjähriges Reich zu gründen, und ein zweites Mal hinterher zum Weltgerichte. Nicht als ob man Dr. Machen das Recht bestritten hätte, solche Auffassungen zu hegen, aber man wehrte sich dagegen, daß er diese eine Lehre einseitig in den Mittelpunkt stellte. Andererseits hat der Fundamentalismus, d. h. die Richtung, die an die göttliche Inspiration jedes einzelnen Bibelwortes glaubt, einige ihrer Gründer in Princeton gehabt. Der neue Präsident, Dr. Mackay, der selbst ein Schüler des Seminars ist, steht aber sehr stark unter Barths Einfluß, und sein Wunsch ist, die neuere europäische Theologie in Princeton zur Geltung zu bringen. Sein Programm ist: bibeltreu, aber nicht buchstabentreu; und evangelistisch, d. h. mit allem Nachdruck auf die Heilsbedeutung Jesu Christi, nicht nur Verkündigung eines korrekten theologischen Systems. In gewissen Kreisen hat aber nun die Berufung des neuen Professors für religiöse Erziehung, D. Homrighausen, böses Blut gemacht. Verschiedene kleinere kirchliche Blätter greifen ihn wegen seiner Stellung zur Bibel scharf an und beschuldigen Princeton, es werde seiner Tradition untreu. Das ist ein ziemlich ernster Fall, weil Princeton nicht nur zahlenmäßig eines der vier größten Seminare ist, sondern auch theologisch immer nach der rechten Seite hin führend gewesen ist, während die andern drei, Harvard, Yale und Union New York, alle mehr oder weniger nach links hin orientiert sind.

Ich selbst habe bisher keinen Anstoß erregt, finde mich aber zuweilen in einer schwierigen Lage. Ich finde, daß gerade, wenn man die Bibel ganz ernst nimmt, vieles von dem „System“ Dr. Hodges sich nicht nur

²⁷ Vgl. RGG³ – Band IV, Sp. 572.

als eine Veränderung gegenüber der hier bindenden Westminster Confession erweist, sondern auch als eine Verknöcherung gegenüber der Bibel. Wahrscheinlich stehen da noch Auseinandersetzungen bevor. Der Präsident fühlt, daß er die Verpflichtung hat, der Kirche die neuen Gedanken zugänglich zu machen, daß es nicht genügt, die Tradition einfach zu wiederholen, sondern daß es nötig ist, sie zu den Fragen der Gegenwart in Beziehung zu setzen. Denn wie die Dinge gegenwärtig liegen, haben die Pfarrer zwei Theologien, eine offizielle, von der sie aber in Predigt und Unterricht keinen Gebrauch machen, und eine wildgewachsene eklektische, die sie sich aus allen möglichen Büchern zusammengelesen haben und die sie für ihre Predigten benutzen. Ich bin ja in einer ganz besonders schwierigen Lage: ist mein Protestantismus, der im Wesentlichen vom Luthertum her bestimmt ist, so weit, daß er auch für eine reformierte Kirche doch das Entscheidende enthält? Ich kann mich nicht damit abfinden, daß ich nur als Gast hier bin. Dadurch, daß die Professur für Systematische Theologie zur Zeit verwaist ist, hat meine Tätigkeit mit einem Male eine größere Wichtigkeit bekommen, als ich selbst ahnte, als ich die Einladung hierher annahm.

Die Zusammenarbeit mit den Studenten entwickelt sich erfreulich. Sie fragen während der Stunden, was ihnen unklar oder zweifelhaft ist, oder worüber sie anderer Meinung sind, und nach den Stunden, ja selbst im Badezimmer, gehen die Fragen und Diskussionen an. Das geschieht immer in einem Geiste der Kameradschaft und des Vertrauens; es hat sich bisher keiner gezeigt, der darauf aus gewesen wäre, mir durchaus etwas am Zeuge zu pflücken, wie das in Göttingen und Münster doch immer wieder vorkam. Methodisch finde ich die Hauptschwierigkeit immer noch darin, den Stoff auf der einen Seite so gedrängt darzustellen, daß die Studenten die wesentlichen Punkte klar in Sicht bekommen, und andererseits so konkret und anschaulich zu sein, daß sie davor bewahrt bleiben, Sätze auswendig zu lernen, und für oder gegen theoretische Sätze zu streiten. Dem Studenten liegt, von seinem kleinen Lebensausschnitt abgesehen, die Lebenswirklichkeit an sich ja noch ferne; er ist viel mehr darauf aus, über rein theoretische Fragen Auskunft zu erhalten als die konkreten Fragen des Lebens zu lösen. Ich bekomme zum Beispiel immer wieder Fragen über den Zustand des Menschen nach dem Tode oder ob Gott wirklich im voraus weiß, was der Mensch in seiner Freiheit tun wird, u. ähnlich.

23. November 1937.

Die Vorlesungen sind nun etwa zwei Monate im Gange, und ich sehe nun allmählich, wie die Arbeit hier verläuft und was für Möglichkeiten ich habe. In den Dogmatikvorlesungen hat es sich immer mehr als

unmöglich herausgestellt, das ganze vorgesehene und vorgeschriebene Pensum durchzunehmen. Die Studenten fragen und diskutieren während der Stunden so viel, daß wir mit dem Stoffe nur langsam vorankommen. Dafür lernen sie aber theologisch denken und die praktische Bedeutung der theologischen Probleme erkennen. Natürlich bleibt auch weiterhin die Frage, werden sie sich den traditionellen Besitz der reformierten Kirche so aneignen, daß er künftig die Grundlage ihres theologischen Denkens sein wird, oder werden sie weiterhin rein eklektisch sich hier und da und dort etwas aneignen? Ich tue jedenfalls alles, um sie auf die zentralen Probleme hinzuweisen. Die beiden andern Vorlesungen (Römerbrief und Lehre von der Sünde) sind mehr eine Art Seminar; die meisten Studenten sind auch schon Graduates und arbeiten für den höchsten Grad (M. D. Master of Divinity). Ich erfuhr übrigens, daß hier in Amerika jede Hochschule, die ein Stiftungsvermögen von mindestens anderthalb Millionen Dollar hat, das Recht erhält, akademische Grade zu verleihen, ganz gleich, wie hoch oder niedrig das intellektuelle Niveau ist. Das erklärt, weshalb man zuweilen Leute mit einem Dokortitel trifft, die nicht die entsprechende Bildung haben. Aber die alten Stiftungsuniversitäten und die größeren Staatsuniversitäten bemühen sich, das Niveau hoch zu halten.

Neben der akademischen Tätigkeit hier habe ich bereits andere Arbeit gehabt. Gleich zu Semesterbeginn hatte ich den ersten der Vorträge, die regelmäßig an Dienstag-Abenden im Seminar, die Studenten und die Freunde des Seminars gehalten werden. Dann kam eine Einladung nach Allantown, einer kleinen Landstadt in der Nähe, auf einem Gemeindeabend zu sprechen. Die Frauengruppe der Missionsvereinigung – meist Professorenfrauen – bat mich auch um einen Vortrag. Dann kam einer in unserm kleinen Professorenkränzchen. Auf einer Tagung für die Student Volunteer Movement hier abhielt [sic!] (eine Vereinigung der Studenten, die Missionare werden wollen), hatte ich einen der Vorträge, über religiöse Jugendbewegungen Europas. Am 11. November war ich in Auburn, im Nordwesten des Staates New York, nahe bei Buffalo, und sprach auf der Interseminary Konferenz. Das ist eine Tagung von Vertretern der verschiedenen theologischen Colleges. Dreiundzwanzig Anstalten hatten 130 Vertreter geschickt, die z. T. über 500 km weit gereist waren. Ich selbst lernte bei der Gelegenheit zum ersten Male die amerikanischen Schlafwagen kennen, die für die weiten Entfernungen hierzulande das idealste Reisemittel sind. Um $\frac{1}{2}$ 11 legte ich mich in New York zu Bett, und um $\frac{1}{2}$ 7 weckte mich der schwarze Porter. Ich kam gerade rechtzeitig zum Frühstück zu meinen Bekannten aus Auburn. Die Stadt selbst ist ein kleines Nest mit einer breiten Hauptstraße voll Geschäften, einem großen Gefängnis, dem presbyterianischen Seminary, das einst berühmt war und sehr schöne Gebäude

hat, aber jetzt auf 30 Studenten zurückgegangen ist, und einer bekannten Dieselmotorenfabrik.

Mein Thema lautete: Was ist der Mensch? Ich unterschied vier Auffassungen. 1. Die positivistische oder eudämonistische, die den Menschen restlos der übrigen Natur eingliedert, eben damit aber auch behauptet, daß der Mensch als Mensch nichts Besonderes ist. Doch dagegen lehnt sich die menschliche Selbstachtung auf. 2. Die idealistische Auffassung scheint diese Schwierigkeit zu beheben. Der Mensch wird hier als etwas Besonderes angesehen, weil er Geist oder Vernunft hat. Aber dieser Humanismus ist gleichfalls unbefriedigend. Er ist entweder aristokratisch, betrachtet damit aber die Mehrzahl der Mitmenschen als Untermenschen – ich dachte gerade an ein neues Manifest von Thomas Mann, das auf dieser Grundlage Europa heilen will und sich trotz des exklusiven Aristokratismus sogar sozialistisch nennt! – oder aber man sieht den Sinn des Lebens nur im Fortschritt der Menschheit als ganzes. Dagegen empört sich aber das Persönlichkeitsbewußtsein des einzelnen. Es hilft uns nichts, daß man sagt, der Einzelne, das Volk oder die Gruppe ist alles. Wenn mein Leben als Einzelner keinen Sinn hat, kann ich auf die Dauer auch im Wohlergehen der Gesamtheit keinen Sinn sehen. Es verstößt gegen das jedem angeborene Bewußtsein der Menschenwürde, daß wir nur Werkzeuge für einen höheren Zweck sein sollen. 3. Die skeptische Auffassung bestreitet, daß man einen Sinn im Menschenleben hat. Man weist auf die seltsamen Widersprüche im Menschen hin: daß er das Gute will, aber andererseits auch an Gemeinheit und Verbrechen ein gewisses Wohlergehen hat; daß er sich freut, etwas schaffen zu können, sich aber ebenso gerne seine Macht dadurch beweist, daß er etwas zerstört: daß er nicht ohne andere Menschen leben kann, und daß doch menschliches Gemeinschaftsleben immer auch Quelle der Feindschaft ist usw. Wenn menschliches Leben einen Sinn hat, dann, so sagen diese Skeptiker, kann man jedenfalls nichts von ihm wissen, weil alles, was der Mensch tut, dauernd im Selbstwiderspruch geschieht. 4. Das Christentum sagt dem gegenüber, daß in all diesen Auffassungen ein Wahrheitselement ist, daß sie aber alle nur auf äußere Tatsachen ohne tiefere Kenntnis der menschlichen Natur aufgebaut sind. Ja, der Mensch ist widerspruchsvoll, noch in einem viel tieferen Sinne, als der Skeptiker meint. Sein Leben und seine eigentliche Bestimmung sind einander entgegengesetzt. Er ist dazu bestimmt, das Kind Gottes zu sein und macht sich statt dessen von den Verhältnissen dieser Welt abhängig. Aber als Christen sprechen wir nicht bloß von dem Zwiespalt, wir wissen auch um seine Überwindung. In Christus leben wir bereits ein Leben oberhalb der Notwendigkeit, die uns früher gebunden hatte. Der Idealist meint, es ginge um einen Konflikt zwischen Leib und Geist. Wir wissen, daß der eigentliche Kampf

darum geht, ob wir die Daseinsbedingungen dieser Welt als absolute Gegebenheiten annehmen wollen, oder ob wir glauben, daß Jesus Christus über sie alle Macht hat; ob wir uns von der Sorge um die „Notwendigkeiten des Lebens“ gefangen nehmen lassen wollen, oder ob wir am ersten nach dem Reiche Gottes trachten wollen, weil uns dann *alles* andere zufallen wird.

In Jesus Christus allein erhält das Leben einen Sinn: innerhalb der Kirche arbeitet die Menschheit für ein absolutes und objektives Ziel, und es ist ein Wirken, in dem jeder von uns seine Aufgabe hat, weil Gott jeden von uns persönlich berufen hat.

Mir lag in diesem Vortrag daran zu zeigen, daß das christliche Menschenverständnis nichts Abstraktes ist. Es berücksichtigt all die Tatsachen, die die Philosophen und Naturwissenschaftler und Soziologen ihrem Menschenbilde zugrunde legen. Aber während jene sich gegenseitig widersprechen und keine Grundlage finden, auf der sie sich verständigen können, zeigt die Bibel, wie weit jeder von ihnen recht hat und wo er unberechtigterweise die Grenzen überschreitet, die seinem Erkennen gezogen sind.

An den Vortrag schloß sich eine lebhaftere Aussprache. Ein einziger Student widersprach grundsätzlich. Er sähe nicht ein, weshalb der Mensch mehr sein sollte als Tier oder Pflanze. Aber diese kosmische Mystik, die seinem Einwande zugrunde lag, wurde allgemein abgelehnt.

Den 2. Vortrag hielt Professor John C. Bennet von Auburn Seminary. Während Princeton den rechten Flügel in der presbyterianischen Kirche vertritt, steht Auburn ganz auf dem linken. Die sog. Auburn Confession im Jahre 1921 (wenn ich nicht irre) löste als Gegenbewegung den Fundamentalismus aus. Bennet hatte über das Wesen der Gesellschaft zu sprechen. Er sprach über die sozialen Übel der Gegenwart und warnte die Kirche davor, sich in eine antibolschewistische Front einzureihen. Aber positiv hatte er erstaunlich wenig zu sagen.

Am Nachmittag hörten wir Munel (?) Leicester, die gerade aus England hier ist. Sie sprach über ihre Arbeit in Ostlondon. Sie ist aus sehr reicher Familie, und als sie über ihr Geld verfügen konnte, sagte sie sich, daß es nicht genug sei, es einfach zu verschenken. So gründete sie King's Hall in Ostlondon, einen sozialen Mittelpunkt – vergleichbar etwa Siegmund-Schultzes Werk im Nordosten von Berlin: eine Verbindung von neuem Gemeinschaftsleben und evangelisatorischer Tätigkeit. Es war sehr eindrucksvoll, wie sie erzählte, wie sie nach dem Kriege das Kinderhilfswerk für Deutschland ins Leben riefen. Der Anstoß dazu ging von den Arbeiterfrauen in Ostlondon aus, deren Männer und Söhne aus dem besetzten Rheinland berichteten, wie trostlos die Lage in Deutschland sei. Staatsmänner, Politiker, Kirchenführer, die Presse: sie alle

weigerten sich, etwas zu tun. Da machten diese Arbeiterfrauen von sich aus einen Umzug durch London mit Schildern, die die Tatsachen berichteten. Sie zogen vor die Ministerien und das Parlament. Dieser Umzug brachte einen Umschwung der öffentlichen Meinung hervor. Es war ein eindrucksvoller Beweis, wie die Liebe Christi über Kriegsgeist und Vorurteile triumphiert und auch ein Beweis dafür, wie viel näher die Armen und Elenden dem Reiche Gottes sind als die Mächtigen und Besitzenden.

Der letzte Redner war Prof. Müller, ein geborener Deutscher, Professor im Baptist Seminary in Philadelphia. Ich kannte ihn von Oxford her. Er berichtete vor allem über die Oxford Konferenz. Ich konnte dann noch einiges über Edinburgh hinzufügen.

Die Konferenz bestätigte mir, daß unsere Studenten in Princeton keine Ausnahme sind. Wenn vielleicht noch vor 10 Jahren aller Nachdruck auf praktische Fragen gelegt worden war, so macht sich jetzt allgemein ein Bedürfnis nach größerer theoretischer Klarheit und nach Theologie bemerkbar.

Von Auburn fuhr ich noch am selben Abend im Schlafwagen nach New York zurück. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, mir die Stadt anzusehen. Aber es war einer der scheußlichsten Tage des ganzen Herbstes. Als ich am Südennde des Broadway aus der Untergrundbahn herauskam, empfing mich ein wolkenbruchartiger Regen, und der Wind wehte ganz toll zwischen den Wolkenkratzern, deren Spitzen im Nebel verschwanden. Ich hatte gerade Gelegenheit, dem Hut einer Dame eine Weile nachzurrennen. Dann kehrte ich reumütig in die Untergrundbahn zurück und begab mich nach dem Metropolitan Museum, einem der größten Kunstmuseen der Welt. Sie haben vielleicht nicht so viele Sachen wie der Louvre oder das British Museum. Aber dafür ist alles so geräumig aufgestellt, daß man jedes Kunstwerk wirklich für sich genießen kann.

Donnerstag, den 25. November, ist Thanksgivings Day, einer der wichtigsten amerikanischen Feiertage. Er wurde 1621 (wenn ich nicht irre) zum ersten Mal von den Pilgervätern gehalten, die mit der Mayflower gekommen waren und die trotz einer sehr knappen Ernte glaubten, allen Grund zu haben, Gott zu danken. Allmählich kam der Tag in Vergessenheit, Abraham Lincoln führte ihn 1863 im Civil War wieder ein; auch da wieder zu einem Zeitpunkt, wo politisch die Dinge für die Nordstaaten nicht sehr gut standen, und auch hier wieder in erster Linie als religiösen Feiertag, zum Danke dafür, daß Gott so weit geholfen hatte. Seitdem ordnet jedes Jahr der Präsident durch eine Verordnung einen Thanksgivings Day an. Die religiösen Feiern sind sehr in den Hintergrund getreten, es ist jetzt vor allem eine Familienfeier. Viele dehnen ihn von Donnerstag über das ganze Weekend aus, soweit die

Entfernungen es erlauben, kommen alle Familienglieder zusammen. Im Mittelpunkt der Feier steht ein großes Essen, bei dem Truthahn die Hauptrolle spielt. Wer irgendeinen Fremden kennt, der nicht nach Hause kann, lädt ihn dazu ein (wir erhielten drei Einladungen!), und in den großen Städten veranstaltet man besondere große Feiern für „unprivileged children“.

Wir hörten zwei Predigten, eine am Thanksgivings Day selbst vom Präsidenten unseres Seminars. Er predigte über das Wort: „Ich danke Gott durch Jesus Christus“. Er warnte vor der Gefahr des Pharisäismus. Die Vereinigten Staaten seien in Gefahr zu meinen, daß sie besser als andere Länder seien, weil es ihnen verhältnismäßig gut gehe. In Wirklichkeit sei es eine Gnade Gottes. Die zweite Predigt am darauffolgenden Sonntag wies auf den Ursprung der Sitte hin und betonte, wie sehr wir zu lernen hätten, Gott auch in Trübsal zu danken.

Ich selbst habe am 20. November hier zum ersten Male gepredigt an einem unserer regelmäßigen Seminargottesdienste. Ich sprach über das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Ich bin aufgrund des Zusammenhanges zu der Erkenntnis gekommen, daß er uns bezeichnet, die Mitglieder der Kirche, denen es selbstverständlich ist, daß sie zu Gott gehören. Aber eben deshalb kommt es uns selten voll zum Bewußtsein, wie groß Gottes Liebe zu uns ist. Wir sind keineswegs so vollkommen, daß wir auf Grund unserer Leistungen irgend welchen Grund hätten, der Ewigkeit ruhig entgegenzusehen. Wir sind so selbstsicher, daß wir denken, die Kirche sei für uns da. Aber Gott hat sie ins Leben gerufen, um die Verlorenen zu retten. Eine Kirche, die nicht Evangelisation und Mission als ihre Aufgaben ansieht, beweist eben damit ihre Undankbarkeit gegen Gott.

Von den Vorträgen, die regelmäßig hier gehalten werden, war einer über Brasilien ganz besonders interessant. Die evangelische Bewegung in Brasilien ist von einem hier in Princeton ausgebildeten Pfarrer ins Leben gerufen worden. Sie hat vor allem die gebildeten Kreise des Volkes erfaßt, während die niederen Schichten noch an dem halbheidnischen Katholizismus festhalten. Der Vortragende – Sohn eines der ersten Bekehrten – die ganze Arbeit ist erst 60 Jahre alt – erwähnte, daß sie jetzt auch z. T. die Arbeit unter den ehemaligen deutschen Protestanten in Brasilien übernehmen müssen, da die dritte und vierte Generation im allgemeinen nicht mehr deutsch versteht. Die Dinge liegen hier ähnlich wie in England, und man fragt sich, ob dieses Deutschtum sich noch lange wird halten können, da die privaten deutschen Schulen im allgemeinen sehr kümmerlich sind, während die brasilianische Regierung viel für gute Schulen zu tun scheint.

Besonders am Herzen liegen uns hier Korea, Japan und China, da immer Studenten aus diesen Ländern hier studieren und viele der

hiesigen Studenten nach jenen Ländern als Missionare gegangen sind. Ich habe einen der Japaner hier, einen Mann in mittleren Jahren, der das Gefühl hat, daß er noch etwas tun muß, um mit der Bibel mehr vertraut zu werden. Er ist von sehr hoher Kultur, guter Bildung und ausgezeichneten Manieren. Er wird nie zu mir kommen, ohne mir zu sagen, wie glücklich er ist, einen so ausgezeichneten Lehrer zu haben.

Die Koreaner wirken daneben unbeholfen, sie stammen wohl auch meist aus bäuerlichen Familien. Das Hauptproblem in Korea und Japan ist die Schreinfrage. Seit der offiziellen Einführung des Kaiserkultes in Japan muß in allen Schulen täglich eine Zeremonie abgehalten werden, die nur als Ahnenkultus gedeutet werden kann. Ein Teil der christlichen Schulen Japans ist daraufhin freiwillig geschlossen worden, und in Korea steht es bevor. Offenbar wird das von der japanischen Regierung nicht ungerne gesehen. Man empfindet das Christentum als Import und als unvereinbar mit nationaler Eigenart. In Korea kommt hinzu, daß man die Koreaner auf einer niederen Bildungsstufe halten will und daß die wenigen, die zugelassen werden, auf japanischen Schulen studieren sollen. Man fürchtet, daß die Besetzung eines Teiles von China auch auf die Tätigkeit der Missionare unheilvollen Einfluß haben wird. Das Christentum in China ist von zwei Seiten bedroht: auf der einen Seite von den Japanern, und auf der anderen Seite von dem chinesischen Militär. Die jüngeren Offiziere sind in Deutschland ausgebildet oder haben Deutsche zum Ausbilden, und sie sind sehr von den Erfolgen des Nationalsozialismus beeindruckt. Sie meinen, der Nationalsozialismus vertrete den Gedanken einer Nationalreligion im Gegensatz zum Christentum, und so ist die große nationale Reformbewegung in China gleichfalls christentumfeindlich.

Wir haben hier im Seminar einen kleinen Kreis, der regelmäßig einmal in der Woche zusammenkommt, um die Lage auf einem Missionsfelde oder in einer Kirche zu besprechen und dann dafür zu beten. Es hat manches von der Silent Fellowship in Woodbroke an sich, aber es ist hier ohne alle Romantik und Sentimentalität. Wir haben ja hier durch die ausländischen Studenten und im Ferienheim wohnenden Missionare immer Fühlung mit allen Teilen der Kirche.

Der westfälische DC-Bischof Bruno Adler

Manche der in der Bekennenden Kirche Westfalens führend tätig gewesenen Persönlichkeiten sind im Schrifttum verhältnismäßig eingehend behandelt. Es dürfte auch nicht sehr schwierig sein, in den Archiven ergänzende weitere Belege zu finden. Anders ist die Lage auf der Gegenseite, bei den Deutschen Christen. Die bei ihnen einflußreich gewesenen Kräfte sind, was verständlich ist, bisher kaum einer Spurensuche unterzogen worden. Auch fließen die Quellen zur Geschichte der Deutschen Christen in Westfalen sehr viel dünner und lassen sich oft nur sehr zögerlich erschließen. Das trifft auch bei der hier in Umrissen versuchten ersten Darstellung von Leben und Wirken des 1933/34 amtierenden, in Westfalen ersten und bisher einzigen evangelischen Bischofs Bruno Adler zu.

Bruno Adler, am 4. Januar 1896 in Itzehoe geboren, war Nachkomme einer mitteldeutschen Bauernfamilie. Als Sohn eines Militärzahlmeisters machte der spätere Bischof die Ortsveränderungen infolge dienstlicher Versetzungen des Vaters mit, bis dieser 1906 in Minden dauernd ansässig wurde. Hier fand der Gymnasiast Bruno Adler seine geistliche Heimat im Schülerbibelkreis, den er einige Jahre leitete. Mit Kriegsausbruch im August 1914 legte er in Minden das Abitur ab und rückte als Kriegsfreiwilliger ins Heer ein. Als im Oktober 1919 aus britischer Kriegsgefangenschaft entlassener Offizier begann er Ende 1919 sein dreijähriges Theologiestudium, daß ihn nach Münster und Göttingen führte. Nach dem Lehrvikariat, wieder in Minden, und der Tätigkeit als Hilfsgeistlicher in verschiedenen westfälischen Gemeinden übernahm Pfarrer Adler im Oktober 1925 die Gemeinde Weslarn in der Soester Börde.¹ Er war seiner Gemeinde ein volkstümlicher, freundlicher Seelsorger und konnte des Vertrauens seiner Gemeindeglieder sicher sein. Impulse für seine geistliche Tätigkeit erhielt der Student Adler in der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV). Von den Schülerbibelkreisen herkommend, dürfte diese Einmündung in den Glaubensstil der DCSV eine gradlinige Fortsetzung in der persönlichen Frömmigkeit Adlers gewesen sein. Darüber hinaus beteiligte er sich noch an einem privaten kleinen Bibelstundenkreis in Münster, wo er weitere Anregung suchte und fand. So ist verständlich, daß der spätere

¹ F. W. Bauks: Die ev. Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westf. Kirchengesch., Bd. 4), Bielefeld 1980, S. 3, Nr. 32; und A. Clarenbach, Der erste ev. Bischof Westfalens, in: Westf. Pfarrerblatt, 33. Jhg. (1933), Nr. 11, S. 93 f.

Pfarrer Adler den Mittelpunkt seines Dienstes in Predigt und Seelsorge sah. Fern jeder intellektualistisch gefärbten Verkündigung predigte er einfach und schlicht mit deutlicher Herausstellung der christlichen Heilstatsachen. Noch die „Ansprache“ bei seiner Einführung als Bischof läßt diese kirchlich-orthodoxen Frömmigkeitsstrukturen deutlich erkennen. Allerdings hat die letztgenannte Rede einen zweiten Grundansatz, nämlich das starke Eintreten für den Führer und das Dritte Reich.

Diese zweite Linie im kirchlichen Handeln Adlers läßt sich zurückverfolgen bis zum Beginn der Studentenzeit. Bereits im schon erwähnten Münsteraner privaten Bibelkreis nahm er Stellung gegen das Judentum wie in manchen persönlichen Gesprächen auch gegen das Freimaurerwesen. Das Sachwissen bezog er aus der ihm zugänglichen Spezialliteratur, die er eifrig studierte. Ein damaliger naher Freund erkannte, wie Adlers Phantasie durch diese Hetzschriften vergiftet wurde.² Seine dezidiert deutsch-völkischen Ansichten machten es Adler unmöglich, nach Abschluß des Studiums in den Altfreundekreis der DCSV überzutreten, da dieser Verband von Adler abgelehnte internationale Beziehungen förderte.³

Es lag nahe, politisch Gleichgesinnte zu suchen und sich ihnen anzuschließen. Angeblich schon seit 1922 wählte der Theologe Adler die Partei Hitlers bzw. ihre politischen Vorläufer, wurde aber erst 1931 eingeschriebenes Parteimitglied.⁴ Spätestens in dieser Zeit wies der Weslarner Pfarrer gern im zwischenmenschlichen Gespräch auf Anlaß und Ziele der Bewegung Hitlers hin, sprach darüber aber auch in den amtlichen Pfarrkonferenzen seines Kirchenkreises.⁵ Über seine öffentliche Propagandatätigkeit hat Adler selbst berichtet, wie er „in der Zeit des Kampfes als Redner in hunderten von Versammlungen Schulter an Schulter mit der SA (Sturmabteilung der Hitlerbewegung. D. Verf.) für den Sieg des Führers gekämpft habe. Ich weiß es nicht anders, als daß ich als erster Geistlicher in Westfalen öffentlich im Braunhemd gesprochen habe.“ Der weitere Hinweis Adlers, daß er sich von jeher der SA in besonderer Weise gesinnungsmäßig verbunden gefühlt habe, darf vielleicht so gedeutet werden, daß er als Kriegsteilnehmer und Sohn eines Militärangehörigen dem militärisch straffen Auftreten der SA und der

² Mündl. Mitteilungen von Pfr. i. R. W. Jansen in Welver-Einecke.

³ A. Clarenbach (wie Anm. 1). Eine Zugehörigkeit Adlers zur 1920 gegründeten „Deutsch-völkischen Studentengruppe“ in Münster läßt sich nicht nachweisen (Mitteilung des Universitätsarchivs Münster). Über diese Gruppe: B. Vieten, *Medizinstudenten in Münster. Universität, Studentenschaft und Medizin 1905–1945* (Pahl-Rugenstein, Hochschulschriften 87), Köln 1982, S. 135 ff.

⁴ A. Clarenbach (wie Anm. 1), S. 94.

⁵ Mündl. Mitteilung W. Jansens (wie Anm. 2).

dort gepflegten Kameradschaft Sympathien abgewonnen hatte. Auf Führungspositionen in Partei und SA hatte Adler es lange Zeit offensichtlich nicht abgesehen; das geistliche Amt mochte ihm in diesem Punkt noch Zurückhaltung auferlegen. Erst als Bischof suchte er um einen höheren SA-Rang nach, um seinen Repräsentationspflichten zeitgemäß entsprechen zu können. Er schreibt am 15. 3. 1934 an den westfälischen SA-Obergruppenführer: „Es würde meine Arbeit und Stellung in der Kirche und in der Partei sehr fördern, wenn ich die Berechtigung hätte, bei entsprechenden Gelegenheiten eine SA-Uniform zu tragen. Ich erlaube mir daher die Bitte, mir einen meiner Stellung in der Kirche entsprechenden SA-Rang zu verleihen.“⁶

Überzeugt davon, daß der Nationalsozialismus der Kirche wertvolle Anstöße vermitteln könnte, trat Adler unter die Gründer der „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ und wurde Vertrauter des späteren Reichsbischofs Ludwig Müller. In der weiteren kirchlichen Öffentlichkeit trat Adler erstmals Ende 1931 hervor mit einem Aufruf zur Sammlung der dem Nationalsozialismus nahestehenden westfälischen Pfarrer. Dazu bewog ihn sein Amt als „Fachberater für Kirche und Theologie beim Gau Westfalen-Süd der NSDAP“.⁷ Weitere Spuren eines gemeinsamen Vorgehens dieser kirchenpolitischen Gruppe fehlen im kirchlichen Schrifttum Westfalens bis zum Frühjahr 1933. Adler war inzwischen im Dezember 1932 Provinzleiter der Deutschen Christen in Westfalen geworden⁸, ohne daß zunächst größere Erfolge oder öffentliche Kundgebungen bzw. Verlautbarungen festzustellen sind. Schon hier tritt ein Zug in der Persönlichkeit Adlers in Erscheinung, den es für die weitere Entwicklung in Westfalen zu beachten gilt, nämlich der Verzicht auf ausgesprochene Publizität und Selbstdarstellung. Er war ein zurückhaltender und eher stiller Mann, dem Anlage zu politischem Taktieren und durchschlagender öffentlicher Wirksamkeit weitgehend fehlten.⁹ Seine sehr ehrgeizige Frau förderte die politischen Ambitionen ihres Gatten mit Ausdauer.¹⁰

Am 21. April 1933, nach der ersten DC-Reichstagung, lud Adler fünf westfälische Pfarrer zur Beratung ein. Die Besprechung führte aber zu keinem eindeutigen Planungsschema. Einigkeit über die Bejahung des Dritten Reiches und eine Kirchenreform konnte erst hergestellt werden in einer weiteren, von Generalsuperintendent Weirich und Oberkonsi-

⁶ Widerstand und Verfolgung in Dortmund 1933–1945, hsg. vom Stadtarchiv Dortmund, Dortmund 1981², S. 251.

⁷ Westf. Pfarrerblatt, 31. Jhg. (1931), S. 131.

⁸ W. Niemöller: Westf. Kirche im Kampf, Bielefeld 1970, S. 14.

⁹ Tagebuch des cand. theol. Ulrich Dicke aus Münster (im Besitz der Familie), Eintragungen zum 7. 7. 1933 u. 22. 9. 1933.

¹⁰ Mündl. Mitteilung W. Jansens (wie Anm. 2).

storialrat Hymmen einberufenen Zusammenkunft am 27. April 1933. Die Folge war ein öffentlicher Aufruf.¹¹ Nach weiteren, hier nicht im einzelnen darzustellenden Vorgängen im Reich und in Westfalen beriefen der preußische Kirchensenat und der altpreußische Landesbischof Müller am 5. Oktober 1933 eine Reihe von Provinzialbischöfen, u. a. Adler für das sogenannte Bistum Münster, d. i. die Kirchenprovinz Westfalen.¹²

Adler war schon vorher zur Tätigkeit im Konsistorium abgeordnet worden¹³, hatte also in die Arbeitsweise dieser Behörde bereits Einblick nehmen können. Im Kirchlichen Amtsblatt findet sich sein am 31. Oktober 1933 verfaßtes Grußwort, das – bezeichnend für den politisch tätigen Adler – mit einem Dank an den Führer Adolf Hitler für die Befreiung von den Mächten des Niedergangs beginnt und der Zusage, er begehre als erster evangelischer Bischof in Westfalen nicht geistliche oder weltliche Macht, sondern nichts weiter als den Dienst als Hirte und das heilige Recht der Fürbitte für Gemeinden, Kirche und Volk. Der Aufruf schließt mit der Bitte an den Herrn der Kirche, ihr Einmütigkeit und Glaubenskraft wie zum Erwachen unseres deutschen Volkes eine Erweckung des Christenvolkes durch den Heiligen Geist zu schenken.¹⁴

Dieses Grußwort bestätigt deutlich, was zur theologischen und kirchenpolitischen Haltung Adlers bereits vorgetragen wurde. In einem milden Pietismus aufgewachsen, folgte Adler während des Studiums der in Westfalen herkömmlich dogmatisch nicht zu strengen, aber orthodoxen Lehrrichtung. Begabung für ausgesprochen wissenschaftliche Theologie ist bei ihm nicht zu spüren und es scheint, daß sein theologisches Marschgepäck eher etwas leicht war. Wir entnehmen das einer gelegentlichen Bemerkung des zur Bekennenden Kirche gehörenden Münsteraner Theologieprofessors Georg Grützmaker, der einst zu den Examinatoren Adlers gehört hatte, und später einen durchgefallenen Kandidaten voll hintergründigen Humors damit zu trösten versuchte, daß das nicht bestandene erste theologische Examen die erste Stufe zum Bischofsamt sei.¹⁵ Tatsächlich hat der Bischof Adler das theologische Referat im Konsistorium wie die innere Leitung der Kirchenprovinz offensichtlich seinem Vertreter, dem Probst Lic. Dr. Martin Sie-

¹¹ W. Niemöller: Aus dem Leben eines Bekenntnis Pfarrers, Bielefeld 1961, S. 18; K. Meier: Der ev. Kirchenkampf, Bd. 1, Göttingen 1976, S. 30; W. Niemöller: Chronik des Kirchenkampfes in der Kirchenprovinz Westfalen, Bielefeld 1962, S. 6.

¹² J. Gauger: Chronik der Kirchenwirren 1. Teil, in: Gotthard-Brife hrsg. von J. Gauger, Elberfeld 1934, S. 100; K. Meier (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 111.

¹³ Wie Anm. 1.

¹⁴ Kirchl. Amtsblatt der Kirchenprovinz Westfalen 1933, Nr. 23, S. 167.

¹⁵ Mündl. Mitteilung des bei dem Gespräch anwesenden W. Jansen (wie Anm. 2).

bold überlassen. In Verfassungsfragen stand ihm der ebenfalls ins Konsistorium eingetretene DC-Pfarrer Ernst Krause zur Seite, der verantwortlich gewesen sein dürfte für die „Gedanken zum Neubau der Kirchenordnung. Vorgelegt im Auftrage der ‚Deutschen Christen‘ Westfalens“¹⁶, die auch in der Kirche dem konsequenten Führerprinzip Eingang verschaffen sollten.

Die Gegensätze, die sich nun in der Kirchenprovinz auftraten, gehören nicht in diesen biographischen Abriß. Die zuletzt nur noch mühsam aufrechterhaltene synodale Gemeinsamkeit brach mit der Provinzialsynode am 16. März 1934 und der sich unmittelbar anschließenden ersten westfälischen Bekenntnissynode auseinander. Die Bekenntnissynode übernahm die geistliche Leitung, gestützt von der überwiegenden Mehrheit der westfälischen Kirchengemeinden. Jetzt erreichte die Welle von Pfarrerdisziplinierungen und die Auflösung bekenntnistreuer Leitungsorgane von Kirchenkreisen und Kirchengemeinden ihren Höhepunkt. Die Einführung des 38 Jahre jungen Bischofs Adler, monatelang wegen fortgesetzter Gegenmaßnahmen verschoben, wurde am 11. November 1934 durchgesetzt. Doch schon 10 Tage später änderte sich die kirchliche Situation grundlegend. Die Unrechtmäßigkeit und Verfassungswidrigkeit vieler Maßnahmen des Jahres 1934 im Raum der Deutschen Evangelischen Kirche waren öffentlich anerkannt worden. Der frühere Rechtszustand wurde auch in Westfalen wiederhergestellt. Präses Koch übernahm am 22. November 1934 die geistliche Leitung der Kirchenprovinz. Die Tätigkeit der DC-Amtsträger im Konsistorium war beendet.¹⁷

Adler behielt zunächst seine münsterische Dienstwohnung bei und stand den DC-Kreisen persönlich zur Verfügung. In seinen kirchenpolitischen Anschauungen zunehmend radikaler werdend, schloß er sich der Thüringer Richtung der DC an. 1936 bekam er die Verwaltung der Dompfarrstelle in Brandenburg kommissarisch übertragen und verzog aus Westfalen. Bei Kriegsausbruch 1939 trat er als Reserveoffizier noch einmal in das Heer ein. Nach dem Kriege bestand keine Möglichkeit zur Rückkehr in den kirchlichen Dienst. Adler starb am 18. November 1954 in Minden.¹⁸

¹⁶ Abgedruckt in: H. Steinberg (Hrsg.), Verhandlungen der 33. Westf. Provinzialsynode ... vom 13. bis einschl. 16. 12. 1933, Bielefeld 1978, S. 145 ff.

¹⁷ W. Niemoeller (wie Anm. 10), S. 19 f.

¹⁸ Wie Anm. 1; nach K. Meier: Der ev. Kirchenkampf, Bd. 2, Göttingen 1976, S. 412, Anm., gehörte Adler zum Thüringer DC-Führerkreis.

*Predigt des Bischofs Adler bei seiner Einführung im Gottesdienst
in der Apostelkirche zu Münster am 11. November 1934*

(aus: Evangelium im Dritten Reich. Evangelisches Gemeindeblatt für
Westfalen, 18. November 1934).

Predigttext: Hebr. 13,8: Jesus Christus, gestern und heute und
derselbige auch in Ewigkeit.

Liebe Gemeinde!

Mit dem Dank für das hohe und schwere Amt verbinde ich heute das
Bewußtsein von der Last der Verantwortung.

Das Amt in Westfalen mit seinem reichen kirchlichen Leben und
seinen rund drei Millionen Evangelischen aus eigener Kraft überneh-
men, kann selbst in ruhigen Zeiten kein Mensch! In dieser Zeit der
Verwirrung in der Kirche wäre es Vermessenheit, sündhaft! Ich habe
nicht auf die Glückwünsche gesehen und nicht auf die Ablehnung, nicht
auf die Ehre und nicht auf die Last, nicht auf das Drängen der Freunde
und nicht auf das eigene Sehnen nach Ruhe. Ich habe gesehen auf
meinen Heiland, und die Worte Zinzendorffs sind in mir lebendig gewor-
den:

Wir wolln es gerne wagen
in unsern Tagen, der Ruhe abzusagen
die's Tun vergißt;
wir wolln nach Arbeit fragen, wo welche ist,
nicht an dem Dienst verzagen
und unsere Steine tragen zum Baugerüst!

Dabei soll die Losung sein: Jesus Christus, gestern, heute, morgen
wie wir

gestern gezehrt haben von seiner Liebe,
heute stehen in seinem Glauben,
morgen bauen auf seine Hoffnung.

Gestern! Ein Rückblick tut Not an solchen Tagen. Wenn wir auf die
Geschichte unserer westfälischen Kirche zurückschauen, müssen wir
danken für all die erfahrene Heilandsliebe, für die Erweisungen der
Gnade Gottes, für Kraft und Geist, für Erweckung und Bewahrung. Und
in diesen Tagen besonders danken wir für das uns vor 400 Jahren ge-
schenkte Wort Gottes deutsch! Wie viel haben wir alle unserer Kirche
und ihrem Dienst zu verdanken! Vergebung, Trost, Seligkeit, Hei-
landsgnade!

Hab Lob und Ehre, Preis und Dank für die
bisherige Treue,
die Du, o Gott, uns lebenslang bewiesen
tätlich neue.

In dieser großen Zeit, da wir eben wieder bewußt als Deutsche auch in der Kirche vor unserm Gott stehen, wird unser Dank und Jubel über das gesegnete Gestern doppelt! Gott hat unser Volk errettet aus Nacht zum Licht und uns einen Führer gegeben, ein Erwachen der besten Kräfte aus Blut und Boden und Geschichte. Er hat uns ein neues Reich geschenkt und eine Volksgemeinschaft, in der höchstes Staatsgesetz ist: Einer trage des andern Last!

Jesus gestern! Und wenn ihr von eurem Bischof ein persönliches Zeugnis haben wollt, – es lautet nicht anders, als daß ich aus der Gnade dieses Herrn allein lebe und als deutscher Kämpfer und vor meinem Gott begnadeter Sünder zu leben und zu sterben bereit bin!

In diesem Sinne auch: Jesus heute!

Im Glauben an ihn stehen wir hier! Wir leben in einer Zeit, die wieder glauben kann! Die Jahre nach dem Zusammenbruch waren deshalb so furchtbar, weil die Menschen glaubenlos waren. Jetzt dürfen wir hoffen, daß aus dem Gläubigwerden eines Volkes auch der einige Glaube an Christus wieder Boden und offene Herzen findet, wenn nur die Gläubigen ihre Pflicht tun. Wenn nur die Hüter des Evangeliums die Zeichen der Zeit verstehen. Wenn die Kirche nur einig und dienstbereit ist.

Ja vielmehr, wir wollen nichts anderes, als den Heiland diesem unserm Volk bringen. Nichts ist wichtiger, als Jesus heute! Und die Kirche und ihre Männer werden einst gefragt: Hast du so gedient, daß deine Nächsten den Heiland gesehen und erlebt haben.

Und so gehen wir in das Morgen mit seiner Hoffnung! Unser Volk ringt um seinen Platz am Leben, um seine Zukunft. Unser Führer will dies Volk auf Felsengrund stellen. Das Volk sieht auf Christenheit.

Auch die Kirche ringt um Einigkeit im Geist. Beide brauchen inneren und äußeren Frieden. Das steht nur in Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Derselbe! Wir vergehen. Er bleibt der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er ist unser Friede.

Er bleibt der Erbarmer: Kommt her alle, die ihr mühselig und beladen seid. Er bleibt der Tröster in Leid und Tod, der gute Hirte, der den rechten Weg zeigt, der Kämpfer, der voran geht, der Heiland, der alle Schuld auf sich nimmt.

Volk und Staat werden unterbaut durch einen rechten Dienst der Kirche. Kirche wird gebaut, nicht durch Menschen Laufen und Mühen, sondern nur auf den Eckstein, den die Bauleute verworfen haben! Es streit't für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren. Wir rufen es weit hinein ins deutsche Volk: Fragst du, wer er ist? Er heißt Jesus Christus, gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit.

Amen.

Heinrich Kleinemeyer Pfarrer und Bürgermeister zu Schwerte

Auf der vielbefahrenen Ruhrbrücke der Stadt Schwerte befindet sich eine Gedenktafel, die angesichts des hohen „Verkehrsaufkommens“ leider nur wenig Beachtung finden kann. Die Inschrift dieser Tafel lautet:

„Friedensbrücke-Kleinemeyer
An Stelle der am 13. April 1945 gesprengten
Ruhrbrücke wurde durch den Bürger-
meister Pfarrer Heinrich Kleinemeyer mit
Unterstützung der Militärregierung
diese Brücke von der Provinz Westfalen,
Landesbauamt Hagen, errichtet. Am 12. Juni
1946 wurde sie dem Verkehr übergeben“¹.

Wer war der Mann, nach dem die Schwerter Ruhrbrücke benannt (oder doch mitbenannt) worden ist²?

Heinrich Friedrich Wilhelm Kleinemeyer³ stammte aus Ostwestfalen. Er wurde am 10. Juni 1898 in Spradow bei Bünde geboren. Seine Eltern waren die Eheleute Heinrich August Kleinemeyer und Anna Marie Luise Wilhelmine geb. Meier. Der Vater war Landwirt.

Heinrich Kleinemeyer besuchte die Volksschule seines Heimatortes, und zwar „bis zum vollendeten neunten Lebensjahre“; anschließend wechselte er über zum Realgymnasium in Bünde.

Am 16. März 1913 wurde er in Bünde von Pfarrer Friedrich Heim⁴ konfirmiert. Wenige Monate später, nämlich im September desselben

¹ Nicht wiedergegeben sind die hochgestellten Punkte, mit denen auf der Gedenktafel Wortzwischenräume gefüllt sind; die Satzzeichen in der 6. und 7. Zeile sind dagegen eingefügt worden.

² Für die hier vorliegende Arbeit wurden folgende ungedruckte Quellen benutzt: Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen, 2, Nr. 5374; 2 (neu), Schwerte 1; 2 (neu), Schwerte 1 H; 2 (neu), Schwerte 2a; 2 (neu), Schwerte 8; 2 (neu), Schwerte 10; 3, Nr. 18; Pers.-Akten Kleinemeyer (noch nicht signiert); Stadtverwaltung Schwerte, Beschlußbuch der Ratsvertretung der Stadt Schwerte (Ruhr), Protokolle vom 19. Dezember 1945 bis 4. Dezember 1952.

³ Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 4), Bielefeld 1980, Nr. 3197.

⁴ Friedrich Heim (1861–1935), von 1888 bis 1894 Hilfsprediger in der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Bünde, von 1894 bis 1933 Pfarrer dieser Gemeinde. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 2443.

Jahres, starb sein Vater; und im Mai 1915 verlor er auch seine Mutter. Nun lebte er auf dem elterlichen Hof mit seinem „einzigem, älteren Bruder zusammen“.

Nachdem der Bruder zum Heeresdienst eingezogen worden war, hatte Heinrich Kleinemeyer „auch für die Bewirtschaftung des elterlichen Hofes – mit fremden Leuten da allein lebend – aufzukommen“. Wegen dieses Sachverhaltes wurde er auch nicht gemeinsam mit seinen Altersgenossen zum Heeresdienst einberufen.

Im Juni 1917 legte er in Bünde die Notreifepfung ab. Die doppelte Beanspruchung durch die Schule einerseits und den elterlichen Hof andererseits fand damit ihr Ende. Anfang 1918 wurde er dann doch noch eingezogen. Vom April bis zum Juni 1918 befand er sich wegen einer schweren Erkrankung in einem Lazarett. Während der letzten Monate des Ersten Weltkrieges war er an „der elsässischen Front“ eingesetzt.

Nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst konnte er nicht sofort an ein Studium denken; „durch die wirtschaftlichen Verhältnisse zu Hause“ war er genötigt, den Beginn der Berufsausbildung hinauszuschieben. Die Wartezeit war indes für ihn nicht verloren; er schrieb später darüber: „Diese nach gewöhnlich(er) menschlicher Rechnung verlorenen Monate . . . sind für mich überaus bedeutungsvoll geworden; denn in dieser Zeit vollzog sich der Umschwung in mir, daß ich den seit den Tertianerjahren unentwegt festgehaltenen Gedanken, meine Laufbahn als Bergbaubeflissener zu beginnen, aufgab, obwohl die Meldung beim Oberbergamt erfolgt war, und Theologe wurde.“

Im Herbstzwischensemester 1919 nahm Heinrich Kleinemeyer das Studium der Theologie auf, und zwar an der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg. Er blieb für fünf Semester in Halle; seine Lehrer waren vor allem: Ernst von Dobschütz⁵, Paul Feine⁶, Johannes Ficker⁷, Hermann Gunkel⁸, Gustav Hölscher⁹, Ferdinand Kattenbusch¹⁰, Friedrich Loofs¹¹, Wilhelm Lütgert¹² und Julius Schniewind¹³.

⁵ Ernst von Dobschütz (1870–1934), von 1913 an ordentlicher Professor für Neues Testament in Halle.

⁶ Paul Feine (1859–1933), von 1910 an ordentlicher Professor für Neues Testament in Halle.

⁷ Johannes Ficker (1861–1944), von 1919 an ordentlicher Professor für Kirchengeschichte in Halle.

⁸ Hermann Gunkel (1862–1932), von 1920 an ordentlicher Professor für Altes Testament in Halle.

⁹ Gustav Hölscher (1877–1955), von 1915 bis 1920 außerordentlicher Professor für Altes Testament in Halle.

¹⁰ Ferdinand Kattenbusch (1851–1935), von 1906 an ordentlicher Professor für Systematische Theologie in Halle.

¹¹ Friedrich Loofs (1858–1928), von 1888 an ordentlicher Professor für Kirchengeschichte in Halle.

¹² Wilhelm Lütgert (1867–1938), von 1912 bis 1929 ordentlicher Professor für Systematische Theologie in Halle.

Das Wintersemester 1921/22 und das Sommersemester 1922 verbrachte Kleinemeyer an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Seine Lehrer waren hier: Karl Bauer¹⁴, Georg Grützmacher¹⁵, Otto Schmitz¹⁶, Theodor Simon¹⁷, Julius Smend¹⁸ und Georg Wehrung¹⁹.

Im Rückblick auf sein Studium schrieb Heinrich Kleinemeyer im September 1922: „Während meines Studiums bin ich stets bestrebt gewesen, mich mit allen Fragen und Problemen der gesamten Theologie und auch der Philosophie auseinanderzusetzen und mich keiner Fragestellung bewußt zu verschließen, in der festen Überzeugung, daß Wahrheit und lauterer Christentum zwei kongruente Größen sind und Gott ein ehrliches Suchen und Streben nicht zuschanden werden läßt. Meine Arbeiten auf eine besondere Disziplin vornehmlich zu konzentrieren, habe ich mit Willen und Absicht vermieden, obwohl oder richtiger weil ich mir bewußt bin, daß die Dogmatik und Weltanschauung bei mir im Vordergrund steht und für diese bei allen Arbeiten, alt- wie neutestamentlichen und historischen, etwas abfällt.“

Im Frühjahr 1923 legte Heinrich Kleinemeyer beim Evangelischen Konsistorium in Münster die Erste Theologische Prüfung ab. Er bestand sie mit der Gesamtnote „im ganzen gut“.

In der Zeit vom 1. Mai 1923 bis zum 30. April 1924 war er als Lehrvikar in der Evangelisch-Lutherischen Münster-Kirchengemeinde zu Herford tätig, und zwar bei Pfarrer Wilhelm Meinhold²⁰. Hier konnte er nun die ersten praktischen Erfahrungen sammeln.

Am Ende seines Vikariatsjahres schrieb er: „Mit einer Höchstschätzung der theologischen Wissenschaft begann ich mein Lehrjahr, und mit der Überzeugung, daß der Maßstab für ihren Wert nicht in ihr selber, sondern in der Brauchbarkeit für die Gemeindegemeinschaft liegt, scheidet sich von hier.“

¹³ Julius Schniewind (1883–1948), ab 1914 Privatdozent und von 1921 bis 1927 außerordentlicher Professor für Neues Testament in Halle.

¹⁴ Karl Bauer (1874–1939), ab 1919 Privatdozent und von 1925 an außerordentlicher Professor für Kirchengeschichte in Münster.

¹⁵ Georg Grützmacher (1866–1939), von 1914 an ordentlicher Professor für Kirchengeschichte in Münster.

¹⁶ Otto Schmitz (1883–1957), von 1916 bis zu seiner Zwangspensionierung im Jahre 1934 ordentlicher Professor für Neues Testament in Münster. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 5536.

¹⁷ Theodor Simon (1860–1925), von 1911 an beauftragter Dozent für Religionswissenschaft in Münster (mit Titel „Professor“ ab 1914). – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 5881.

¹⁸ Julius Smend (1857–1930), von 1914 an ordentlicher Professor für Praktische Theologie in Münster. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 5918.

¹⁹ Georg Wehrung (1880–1959), von 1920 bis 1927 ordentlicher Professor für Systematische Theologie in Münster.

²⁰ Wilhelm Meinhold (1885–1961), von 1921 bis 1953 Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Münster-Kirchengemeinde zu Herford. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 4070.

Meinhold beurteilte Kleinemeyer und dessen Dienst recht positiv; in dem ausführlichen „Vikariatsbericht“, der für das Konsistorium bestimmt war, schrieb er u. a.: „Seine Predigten hat Herr Kleinemeyer sorgfältig und mit großem Fleiß ausgearbeitet. Besonderer Wert wurde auf die exegetische Ausschöpfung des Textes und klare Disponierung der Gedanken gelegt. An poetischem Schwung der Sprache und sehr anschaulichem Bildermaterial fehlt es ihm nicht. Er würde als Kanzelredner Bedeutendes leisten können, wenn sein Vortrag noch besser würde. Seine tiefen und dabei leicht faßlichen Predigten wurden dankbar aufgenommen. Ich habe viel Anerkennendes darüber aus Gemeindegemeinden gehört. – Weniger Befriedigung als an seiner Predigtstätigkeit empfand Kl(einemeyer) anfänglich im kirchlichen Unterricht und bei den seelsorgerlichen Hausbesuchen. Vielleicht wurde das Gefühl der Befangenheit des Anfängers noch infolge der Beaufsichtigung verstärkt. Ich hielt es daher für richtig, ihm im zweiten Halbjahr der Ausbildung größere Selbständigkeit einzuräumen . . . – Nach Rücksprache mit einigen treuen Christen wurden dem Vikar deren Häuser geöffnet. Er hat dort gern und fleißig seine Besuche gemacht und auch regelmäßige Bibelbesprechstunden gehalten, die ihm selber ebensoviel wie seinen Zuhörern und den übrigen Beteiligten gegeben haben. Diese Stunden trugen wesentlich zur Klärung seiner theologischen Grundeinstellung bei, obschon bei ihm als Ravensberger Kind stets tiefes Verständnis für den schlichten Bibelglauben seiner Mutter vorhanden war. – . . . Sein dienstliches und außerdienstliches Verhalten war in jeder Beziehung einwandfrei. Er ist meiner Familie und mir stets ein lieber und angenehmer Hausgenosse gewesen . . . – Nach allem habe ich die Überzeugung gewonnen, daß Herr Kleinemeyer ein treuer und brauchbarer Diener Christi zu werden verspricht. Als gründlicher Denker, der Probleme methodisch zu durchdringen weiß, philosophisch tüchtig geschult und mit einer guten Allgemeinbildung ausgerüstet, würde er besonders in eine geistig anspruchsvolle Gemeinde passen. Sein stark ausgeprägtes soziales Empfinden empfiehlt ihn für das Industrie-Gebiet.“

Im Oktober 1924 unterzog sich Heinrich Kleinemeyer beim Evangelischen Konsistorium in Münster der Zweiten Theologischen Prüfung; er bestand sie mit dem Prädikat „recht gut“.

Zum 1. November 1924 wurde er als Hilfsprediger in die Evangelische Kirchengemeinde Hilchenbach entsandt. Hier mußte er ein nicht eben geringes Arbeitspensum bewältigen: Im Wechsel mit dem Pfarrer der Gemeinde, Otto Stein²¹, hatte er die Gottesdienste zu halten; für drei Bibelstunden pro Woche, den Katechumenenunterricht und die

²¹ Otto Stein (1879–1951), von 1911 bis 1926 Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Hilchenbach. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 6049.

Arbeit des Jungmännervereins war er zuständig; überdies waren ihm mehrere Dörfer als Seelsorgebezirk zugewiesen.

Am 18. Januar 1925 wurde Heinrich Kleinemeyer in Hilchenbach von Superintendent Heinrich Hubbert²² ordiniert. Zuvor hatte er seine Stellungnahme zu Schrift und Bekenntnis eingereicht. Darin hatte er ausgeführt: „1. Die Heilige Schrift ist mir die untrügliche Quelle der Wahrheit, aus der der Glaube, soweit er Lehre ist, allein seinen Inhalt nehmen kann und unter die die Schrift gefangenzuführen ist (2. Kor. 10,5). – 2. Die Bekenntnisse haben für mich keine selbständige Bedeutung, sondern haben sich in ihrer Wahrheit vor der Schrift auszuweisen. Die weitgehende Übereinstimmung – besonders der (Confessio) Augustana – mit der Schrift in allen grundlegenden Glaubenswahrheiten läßt sich nicht leugnen, aber auch nicht eine Abweichung in Einzelheiten. Darum kann ich im Absatz 2 des Ordinationsgelübdes²³ die Worte ‚bezeugt in den drei christlichen Hauptsymbolen . . . und den Bekenntnisschriften unserer Kirche‘ nur so auffassen, daß darin nicht die völlige Übereinstimmung, sondern nur das Enthalten-Sein ausgedrückt ist.“

Kleinemeyer arbeitete gern in Hilchenbach. Aber das oft nicht problemlose Verhältnis zwischen den Siegerländer Gemeinschaften und der Landeskirche machte auch ihm zu schaffen. Dieser Umstand war wohl einer der Hauptgründe dafür, daß er am 1. Mai 1925 mit der erklärten Absicht an Generalsuperintendent D. Wilhelm Zoellner²⁴ schrieb, „die Möglichkeit einer Versetzung vorzutragen“. Er führte dabei u. a. aus: „Ich betrachte meine Hilfspredigerzeit noch, obwohl ich ein glänzendes Vikariat gehabt habe, als Lehr- und Wanderzeit. Das kann sie aber für mich nur sein, wenn ich in den verschiedenen Gemeindeverhältnissen wirken kann. Also: ich möchte meine Hilfspredigerzeit nicht gern an einer Stelle verbringen und bitte Herrn Generalsuperintendenten, mir Gelegenheit zu geben, auch noch an einer anderen Stelle arbeiten zu können. In meiner jetzigen Hilfspredigerstelle fühle ich mich sehr wohl, bis auf die Einschränkung, daß das Siegerland und das Ravensberger Land – ich stamme aus Spradow bei Bünde aus einer alten lutherischen Familie – zwei völlig heterogene Größen sind, und aus dieser Verschiedenheit sind mir bisher nicht geringe innere Schwierigkeiten erwachsen.“

²² Heinrich Hubbert (1858–1931), von 1921 bis 1930 Superintendent der Kreisgemeinde Siegen. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 2836.

²³ Vgl.: Agende für die Evangelische Landeskirche, Zweiter Teil, Kirchliche Handlungen, Berlin 1895, S. 91.

²⁴ Wilhelm Zoellner (1860–1937), von 1905 bis 1930 Generalsuperintendent der Kirchenprovinz Westfalen. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 7181; Werner Philipps, Wilhelm Zoellner – Mann der Kirche in Kaiserreich, Republik und Drittem Reich (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 6), Bielefeld 1985.

Zum 1. Juni 1925 wurde Heinrich Kleinemeyer in die Evangelische Altstadt-Kirchengemeinde Bielefeld entsandt, und zwar zur „Unterstützung“ des Pfarrers Theodor von Sicard²⁵. Dieser hatte sich von seinen gemeindlichen Aufgaben freistellen lassen, um in Bielefeld ein kirchliches Jugend- und Wohlfahrtsamt einrichten zu können. Kleinmeyers Tätigkeit „bestand in den sonntäglichen Gottesdiensten und (den) Gemeindebesuchen, dem Konfirmanden- und Katechumenenunterricht und den Amtshandlungen“; sie endete am 31. Dezember 1925, weil Pfarrer von Sicard in den Gemeindedienst zurückkehrte.

„Vom 1. Januar 1926 ab“ wurde dem Hilfsprediger Heinrich Kleinemeyer „die Verwaltung des Seelsorgebezirks ‚Auf dem Höchsten‘“ übertragen. Dieser Bezirk lag an der Grenze zwischen Dortmund und Schwerte und war der Evangelischen Kirchengemeinde Schwerte zugeordnet²⁶.

Daß Kleinemeyer sich nun auf ein kirchenrechtlich diffiziles Gelände zu begeben hatte, erfuhr er selbst spätestens aus der ihm zugestellten Versetzungsverfügung. Er wurde darin nämlich u. a. aufgefordert, sich nach seiner Ankunft den Vorsitzenden von drei verschiedenen Presbyterien vorzustellen!

Was stand dahinter? Zur besseren Versorgung der Evangelischen, die auf dem Höchsten wohnten und die entweder zur Kirchengemeinde Schwerte oder aber zu einer der beiden Wellinghofener Parochien gehörten, war der Seelsorgebezirk Ende 1925 gebildet worden. Dabei waren die betroffenen Wellinghofener Gemeindeglieder jedoch nicht nach Schwerte umgepfarrt worden²⁷.

Heinrich Kleinemeyer nahm die schwierige Arbeit in dem neuen Seelsorgebezirk entschlossen in Angriff. Am 2. Dezember 1926, also elf Monate nach seinem Dienstantritt, berichtete er über seine Tätigkeit: „Es galt, aus den hier aneinandergrenzenden Teilen von den drei Kirchengemeinden Schwerte, Wellinghofen I²⁸ und II²⁹ einen neuen ‚Seelsorgebezirk‘ . . . zu bilden. – Meine Tätigkeit im letzten Jahr ist identisch mit der Entwicklung der neuen Gemeinde Höchsten . . . – Die

²⁵ Theodor von Sicard (1885–1968), von 1923 bis 1950 Pfarrer der Evangelischen Altstadt-Kirchengemeinde Bielefeld. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 5848.

²⁶ Zum 1. April 1957 wurde eine selbständige Kirchengemeinde für den Bezirk Auf dem Höchsten errichtet. Diese wurde am 1. Januar 1971 mit der Evangelischen Kirchengemeinde Syburg vereinigt zur Evangelischen Kirchengemeinde Syburg-Auf dem Höchsten.

²⁷ Vgl.: Ernst Brinkmann, Die evangelische Kirche im Dortmunder Raum in der Zeit von 1815 bis 1945 (Geschichte Dortmunds im 19. und 20. Jahrhundert, Band 2), Dortmund 1979, S. 39f.

²⁸ Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Wellinghofen (auch „Größere evangelische Kirchengemeinde Wellinghofen“ genannt).

²⁹ Evangelisch-reformierte Kirchengemeinde Wellinghofen (auch „Kleine[re] evangelische Kirchengemeinde Wellinghofen“ genannt).

Gründung der Gemeinde war nur der Wunsch eines überaus geringen Bruchteiles der Bevölkerung, sie war vielmehr verfügt worden infolge des Vordringens des Katholizismus und der Dissidenten und wegen der Entfernung von den Muttergemeinden. So leisteten die auf dem Höchsten wohnenden Glieder der Kirchengemeinde Wellinghofen II geschlossenen und starken Widerstand. Die Mehrheit stand abwartend beiseite, wer die Oberhand behalten würde . . . – Der Kirchenbesuch hob sich schnell, so daß schon längst der uns zur Verfügung stehende Raum in der hiesigen Kleinkinderschule zu klein ist. An kirchlichen Vereinen bestehen eine Ev(angelische) Frauenhilfe von 276, ein Ev(angelischer) Jungmädchenverein von 52 und ein Ev(angelischer) gemischter Chor, auch Kirchenchor genannt, von 45 Mitgliedern. Mehrfach bin ich schon aus Kreisen junger Männer gebeten worden, einen Ev(angelischen) Jungmännerverein zu gründen; aber die Verwirklichung ist unmöglich, solange wir nur auf den einen uns zur Verfügung stehenden Raum angewiesen sind. – . . . Anfang November ist es mir gelungen, einen günstigen Bauplatz zu kaufen.“

Kleinemeyer schloß seinen Bericht mit folgender Mitteilung ab: „Da ich seit meinen Studentenjahren keinen Urlaub gehabt hatte, mußte ich im Frühjahr auf Anordnung des Arztes einen sechswöchigen Erholungsurlaub nehmen.“ Diese Mitteilung nahm sich beinahe harmlos aus angesichts der Tatsache, daß der Arzt im April „einen völligen Zusammenbruch des Nervensystems“ diagnostiziert und dafür „Überanstrengung“ verantwortlich gemacht hatte. Da Kleinemeyer in den folgenden Jahren an einer schweren Herzkrankheit litt, wird man fragen müssen, ob dieser „Zusammenbruch“ nicht schon ein erstes Anzeichen jener Krankheit war.

Kleinemeyer arbeitete fleißig und zielstrebig weiter. Am Ende des zweiten Jahres seiner Tätigkeit im Seelsorgebezirk „Auf dem Höchsten“ konnte er nach Münster berichten: „Nach den ursprünglichen Wirren und Kämpfen hat allmählich das Gemeindeleben den normalen Verlauf genommen. Wir dürfen jetzt sagen, eine eifrige Gemeinde zu haben . . . Daß die Gemeinde von einem gewissen Eifer beseelt ist, läßt sich deutlich erkennen aus dem, was sie für ihren Kirchbau tut; es sei nur eine Einzelheit, das letzte Ereignis, herausgegriffen: ein Ortsteil, genannt Stuchtey, bewohnt von 13 oder 14 ev(angelischen) Familien, nur Bergleute und Hüttenarbeiter und ein Berginvalide, der jetzt einen kleinen Milchhandel betreibt, bringt siebenhundert Reichsmark auf. – Die Hauptarbeit des letzten Jahres war und ist gerichtet auf den Bau einer Kirche. Ende dieses Jahres steht sie im äußeren Rohbau fertig. Mitte des nächsten Jahres hoffen wir sie fertiggestellt zu haben.“

Die gute Arbeit, die Heinrich Kleinemeyer in dem Seelsorgebezirk „Auf dem Höchsten“ leistete, wurde natürlich von den Leitungsorga-

nen der Kirchengemeinde Schwerte sorgfältig registriert. So war es eigentlich auch nicht verwunderlich, daß dem jungen Hilfsprediger gute Chancen eingeräumt wurden, als es um die Wiederbesetzung der vakant gewordenen 2. Pfarrstelle dieser Gemeinde ging.

Am 2. April 1928 wurde von der Größeren Gemeindevertretung der Kirchengemeinde Schwerte der neue Inhaber der 2. Pfarrstelle gewählt. Von den 64 stimmberechtigten Mitgliedern der Gemeindevertretung waren 55 zur Wahlhandlung erschienen. Ein weiteres Mitglied gab seine Stimme „durch Vollmacht“ ab. Kleinemeyer erhielt alle 56 abgegebenen Stimmen.

Freilich: seinen Dienst in Schwerte konnte er noch nicht antreten. Auf ausdrücklichen Wunsch von Generalsuperintendent D. Zoellner sollte er noch bis zur Fertigstellung der Kirche an seiner bisherigen Wirkungsstätte bleiben.

Die Einweihung der Kirche auf dem Höchsten fand am 21. Oktober 1928 statt³⁰.

Am 9. November 1928 wandte sich nun die Kirchengemeinde Schwerte schriftlich an das Evangelische Konsistorium in Münster: „Das Presbyterium bittet... dringend, doch baldmöglichst einen Nachfolger für Pastor Kleinemeyer auf den Höchsten zu entsenden, damit dieser nunmehr endlich sein Pfarramt in Schwerte antreten kann. Die evangelische Gemeinde Schwerte hat auf die Zusage des Herrn Generalsuperintendenten hin, daß Pastor Kleinemeyer nach Vollendung des Kirchbaues in Höchsten für Schwerte frei sein werde und daß bis dahin ständig ein ordinierter Hilfsprediger in Schwerte sein werde, bisher 8 Monate geduldig gewartet, obwohl ihr nur für 2 Monate ein ordinierter Hilfsprediger, für die übrige Zeit aber ein noch nicht ordinierter Kandidat zur Aushilfe überwiesen worden ist. Nachdem nun aber die Kirche auf dem Höchsten bereits seit 3 Wochen eingeweiht ist, ohne daß die Nachfolgerfrage geregelt ist, greift in allen Kreisen unserer Gemeinde eine starke Mißstimmung und Unzufriedenheit Platz... Das Presbyterium hält es für seine Pflicht, dem Konsistorium von dieser Mißstimmung der Gemeinde Kenntnis zu geben; es bittet ernst und dringend, Herrn Pastor Kleinemeyer nunmehr unverzüglich freizugeben, damit spätestens Anfang Dezember seine Einführung in Schwerte erfolgen kann. Eine Hinauszögerung seines Amtsantritts über Weihnachten hinaus würde bei der derzeitigen Überlastung der Pfarrer und angesichts der besonders arbeitsreichen Weihnachtszeit eine schwere, unerträgliche Schädigung unseres Gemeindelebens bedeuten.“

Zum 1. Januar 1929 konnte Heinrich Kleinemeyer endlich seinen neuen Dienst antreten. Die gottesdienstliche Einführung in das Pfarr-

³⁰ Vgl.: Ernst Brinkmann, Die evangelische Kirche, S. 48.

amt fand „aus Zweckmäßigkeitgründen“ bereits am 30. Dezember 1928 statt; sie wurde von Superintendent D. Justus Winkelmann³¹ vorgenommen; die Schwerter Pfarrer Wilhelm Florin³² und Paul Ohlig³³ assistierten dabei. Kleinemeyer selbst predigte über das für eine „Antrittsansprache“ eher ungewöhnliche Bibelwort 2. Tim. 2,3: „Leide mit als ein guter Streiter Jesu Christi.“

Heinrich Kleinemeyer ging mit ganzer Kraft an seine neue Aufgabe. Er arbeitete intensiv in allen Bereichen seines Pfarramtes. Vor allem als Prediger war er in Schwerte bald sehr geschätzt. Aber er hatte nun auch Funktionen zu übernehmen, die außerhalb des eigentlichen pfarramtlichen Dienstes lagen. Im Hinblick auf die zur Kirchengemeinde Schwerte gehörenden Ortschaften Geisecke und Lichtendorf kam schon rasch eine solche Funktion auf ihn zu: Im April 1929 trat er mit Genehmigung der Arnberger Bezirksregierung in den „Schulvorstand Geisecke-Lichtendorf“ ein. Und einige Zeit danach hatte er auch eine besondere Verantwortung für das Evangelische Krankenhaus in Schwerte zu übernehmen. Von dieser Funktion, die er sehr ernst nahm, schrieb er einige Jahre später: „Ich bin Vorsitzender des Krankenhauskuratoriums. Seit 1930 betreibe ich die Sanierung des Krankenhauses.“

Ein Ereignis, das für Heinrich Kleinmeyers weiteres Leben von besonderer Bedeutung war, fiel in die Anfangszeit seiner Tätigkeit als Pfarrer. Am 6. Juni 1929 heiratete er Margarete Ostermann aus Schwerte³⁴.

Die Zeit der Massenarbeitslosigkeit in Deutschland brachte für Kleinmeyers Gemeindegemeinschaft viele Probleme. Aber die eigentliche Bewährungsprobe sollte für ihn erst nach der sogenannten „Machtergreifung“ durch die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 kommen.

Das Jahr 1933 brachte für ihn zunächst eine zusätzliche Aufgabe: Am 31. Mai wurde er zum Synodalassessor der Kreisgemeinde Iserlohn gewählt (also zum stellvertretenden Superintendenten und Mitglied des Kreissynodalvorstandes dieser Kreisgemeinde), und am 21. Juni wurde die Wahl vom Kirchensenat der Evangelischen Kirche der alt-preußischen Union bestätigt.

In dem bald einsetzenden Kirchenkampf war Kleinmeyers Stellung eindeutig: er gehörte zum Pfarrernotbund und zur Bekennenden Kirche. Für ihn folgten nun harte Auseinandersetzungen und Konfron-

³¹ Justus Winkelmann (1861–1946), von 1913 bis 1933 Superintendent der Kreisgemeinde Iserlohn. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 7004.

³² Wilhelm Florin (1894–1944), von 1922 bis 1929 Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Schwerte. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 1725.

³³ Paul Ohlig (1881–1956), von 1911 bis 1946 Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Schwerte. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 4593.

³⁴ Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor.

tationen. Der Kirchenkampf wurde also für ihn zur bedrängenden Wirklichkeit. Und es sollte sich dabei zeigen, daß die weitere Geschichte seines Lebens besonders eng mit der seiner Gemeinde verbunden war.

Das Hauptproblem für Heinrich Kleinemeyer und seine gleichgesinnten Amtsbrüder Heinrich Millard³⁵ und Paul Ohlig bestand in der Zusammensetzung des Presbyteriums. Zu den Kirchenwahlen am 23. Juli 1933 war in Schwerte eine „Einheitsliste“ aufgestellt worden, „damit der Gemeinde kirchenpolitische Kämpfe, die sie bisher nicht“ kennengelernt hatte, „auch weiterhin erspart“ bleiben sollten. Die Propaganda der Deutschen Christen, die nach Kleinemeyers, Millards und Ohligs Überzeugung „von außen her in die Gemeinde hineingetragen“ worden war, hatte erst kurz nach der Wahl eingesetzt³⁶. Und offenbar aufgrund dieser Propaganda hatten sich dann fast alle Presbyter³⁷ und ein Gemeindepfarrer, nämlich Friedrich Hagemann³⁸, den Deutschen Christen angeschlossen.

Wie das so „ausgerichtete“ Presbyterium dachte und argumentierte, machte eine in der Sitzung am 2. Oktober 1933 verabschiedete „Erklärung“ deutlich. Darin hieß es: „Die ‚Glaubensbewegung Deutsche Christen‘ hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Kirchenvolk in die machtvolle Bewegung hineinzustellen, die das deutsche Volk unter Führung seines Volkskanzlers Adolf Hitler ergriffen hat. Sie ist davon durchdrungen, daß die evgl. Kirche dazu berufen ist, sich rückhaltlos in den Dienst einer umfassenden Volksgemeinschaft auf dem Boden evgl. Glaubens zu stellen. – Die unterzeichneten Presbyter bekennen einmütig ihre Zugehörigkeit zur ‚Glaubensbewegung Deutsche Christen‘ und haben den ernststen Vorsatz, mit ganzer Kraft im Geiste der Bewegung ihrer Kirche und Gemeinde zu dienen. – Sie begrüßen es freudig, daß sich Herr Pastor Hagemann der Glaubensbewegung angeschlossen hat . . . – Sie geben . . . der Erwartung Ausdruck, daß diejenigen Pfarrer, die ihren Beitritt zur ‚Glaubensbewegung Deutsche Christen‘ noch nicht vollzogen haben, sich ausdrücklich zu einer aufrichtigen Gemeinschaftsarbeit bereit erklären. Sie erwarten insbesondere, daß alle Pfarrer sowohl in ihren Predigten wie in der sonstigen seelsorgerlichen Arbeit in der Gemeinde jede Stellungnahme zur ‚Glaubensbewegung Deutsche Christen‘ unterlassen, die geeignet sein könnte, die Gemein-

³⁵ Heinrich Millard (1892–1969), von 1929 bis 1961 Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Schwerte. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 4175.

³⁶ Zur Gründung der Schwerter Ortsgruppe der Deutschen Christen vgl.: Bericht der Schwerter Zeitung vom 31. Juli 1933, – abgedruckt in: Schwerte unterm Hakenkreuz, Eine Studie zur Erforschung des nationalsozialistischen Alltags in einer Kleinstadt, Herausgeber: Stadt Schwerte, Schwerte 1983, S. 92.

³⁷ Ein Presbyter hatte sich nicht den Deutschen Christen angeschlossen.

³⁸ Friedrich Hagemann (1900–1987), von 1930 bis 1934 Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Schwerte. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 2237.

schaftsarbeit zu stören oder gar Beunruhigung und Verwirrung in die Gemeinde zu tragen.“

Für Heinrich Kleinemeyer und seine beiden Kollegen Millard und Ohlig war der Konflikt mit dem Presbyterium also geradezu „vorprogrammiert“.

Ein Stein des Anstoßes war für das Presbyterium die Gestaltung der in Schwerte zu redigierenden Seite des gemeindlichen Sonntagsblattes, das von der Rheinisch-Westfälischen Sonntagsblatt-Vereinigung herausgebracht wurde. Kleinemeyer war der Schriftleiter für diese Seite, und die Art, wie er hier seiner Aufgabe gerecht zu werden versuchte, gefiel den deutsch-christlichen Mitgliedern des Presbyteriums gar nicht. In der Sitzung am 9. März 1934 brachten sie einen Beschluß durch, in dem es hieß: „Das Presbyterium fordert Herrn Pfarrer Kleinemeyer auf, sein Amt als Schriftleiter des Sonntagsblattes zur Verfügung zu stellen, da (er) dem wiederholten Wunsche seitens des Presbyteriums, die kirchenpolitischen Nachrichten im Sonntagsblatt mit ihrer einseitigen Tendenz in der Richtung des Pfarrernotbundes zu unterlassen, nicht nachgekommen ist und durch diese Nachrichten die Ruhe und Ordnung in der Gemeinde gefährdet erscheint.“

War es ein bloßer Zufall, daß sich nun auch der Schwerter Bürgermeister „als Ortspolizeibehörde“ mit dem Sonntagsblatt zu beschäftigen hatte? Am 20. März 1934 schrieb Bürgermeister Dr. Karl Guttman³⁹ an Pfarrer Kleinemeyer: „Das Sonntagsblatt für die Evang. Gemeinde Schwerte a-d-Ruhr hat einen ständigen Abschnitt ‚Aus Kirche und Gemeinde‘, für den Sie nach dem am Schluß des Sonntagsblattes vermerkten Angaben verantwortlich sind. Die Nummern 4, 7 und 10 enthalten Artikel, die geeignet sind, den durch persönliche Initiative des Führers wegen seiner schädlichen Folgen endlich zum Verstummen gebrachten Kampf in der Kirche erneut zu entfachen. Auch enthalten die Artikel eine eindeutige Kritik an staatlichen Urteilen über den Pfarrernotbund, die auf Grund sorgfältig gesammelten Materials gefällt wurden. Es wird versucht, die auf der Berliner Besprechung gegebene Einigkeitserklärung aller Bischöfe⁴⁰ zu bagatellisieren und herabzusetzen. Durch diese beanstandeten Artikel ist in der Gemeinde erhebliche Unruhe hervorgerufen worden. – Im Auftrage des Herrn Landrats des Landkreises Iserlohn verwarne ich hiermit das Sonntagsblatt auf das schärfste. Für den Wiederholungsfall ist die sofortige Beschlagnahme in Aussicht genommen.“

³⁹ Karl Guttman (1886–1984), Jurist, von 1932 bis zu seiner Zwangspensionierung im Jahre 1934 Bürgermeister von Schwerte. – Vgl.: Schwerte unterm Hakenkreuz, S. 4ff.

⁴⁰ Gemeint ist offenbar der Empfang der Kirchenführer bei Hitler am 25. Januar 1934.

Es blieb nicht bei dieser Drohung! Am 5. April 1934 erschien in Kleinmeyers Wohnung ein Polizeibeamter, um die neueste Ausgabe des Sonntagblattes zu beschlagnahmen. Die „Beschlagnahme konnte nur deswegen nicht erfolgen, weil die Austragung durch die Post schon erfolgt war“.

Als in Schwerte bekannt wurde, daß Pfarrer Hagemann Ende Oktober 1934 in den Dienst einer anderen Gemeinde treten würde, betrieb das Presbyterium energisch die Wahl des deutsch-christlichen Hilfspredigers M.⁴¹ zum Inhaber der freiwerdenden Pfarrstelle. Auf eine förmliche Probepredigt wurde verzichtet, obwohl M. der Gemeinde kaum bekannt war.

Zu der Wahlhandlung⁴², die am 15. Oktober 1934 stattfand, erschienen nur 30 von insgesamt 64 Wahlberechtigten. Auch wenn einige weitere Wahlberechtigte „durch Vollmacht“ vertreten waren, so war die Größere Gemeindevertretung, das Wahlorgan, doch nicht beschlußfähig. Geleitet wurde die Wahlhandlung nicht – wie in der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung vorgesehen – von dem Superintendenten oder seinem Stellvertreter, sondern von einem Mitglied des Konsistoriums. „Der Stellvertreter des erkrankten Superintendenten“, also Synodalassessor Kleinmeyer, hatte zwar „die Vertretung für sich in Anspruch genommen“, aber gleichwohl geschah dieser Verstoß gegen die Ordnung; das Konsistorium betrachtete Kleinmeyer nämlich als „verhindert“, weil er am 11. Oktober 1934 nicht zur Ableistung des Diensteides in Münster erschienen war.

Der Hilfsprediger M. wurde natürlich gewählt. Die Reaktion auf diese Wahl machte indes deutlich, daß Kleinmeyer, Millard und Ohlig vielen Gemeindegliedern das Anliegen der Bekennenden Kirche bereits nahegebracht hatten und daß die deutsch-christlichen Presbyter den Rückhalt in der Gemeinde weitgehend verloren hatten.

Am 9. November 1934 fand eine Gemeinde- und Bekenntnisversammlung statt, die eine an das Presbyterium adressierte Entschließung verabschiedete. In dieser Entschließung hieß es: „Die am heutigen Abend versammelten 2000 Evangelischen der Kirchengemeinde Schwerte klagen das hiesige Presbyterium an: Das Presbyterium hat ohne Unterlaß eine kirchenpolitische Partei und ein kirchliches Regiment gutgeheißen und unterstützt, welches nur zerstörend und verwüstend in der Kirche gewirkt und welches die elementarsten Grundsätze christlichen Glaubens und Geistes mit Füßen getreten

⁴¹ Der Name des Hilfspredigers ist vom Verfasser abgekürzt worden.

⁴² Vgl.: Die Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz vom 6. November 1923, mit Erläuterungen von H(einrich) Noetel, nebst Ergänzungsbestimmungen im Anhang, Dortmund 1928, S. 127 ff.

hat. – Das Presbyterium hat wider alle Ordnung und wider alles Recht eine Pfarrwahl getätigt, welche beweist, daß das Presbyterium nicht mehr gewillt ist, die Kirchenordnung zu hüten und gelten zu lassen, sondern nur darauf aus ist, die Parteiherrschaft der bedeutungslosen Gruppe der ‚Deutschen Christen‘ über der ganzen Gemeinde aufzurichten. – Das Presbyterium hat den inneren Zusammenhang mit der Gemeinde völlig verloren, da es nicht sehen und hören will, welches die wahre Einstellung der Gemeinde ist, und so tut, als sei die Gemeinde für das Presbyterium da und nicht das Presbyterium für die Gemeinde. – Diesem Presbyterium erklären wir, daß es kein Vertrauen in der Gemeinde hat und daß seine Beschlüsse und Maßnahmen keine Anerkennung mehr finden und daß die Gemeinde erwartet, daß das Presbyterium unverzüglich zurücktritt. Sollte das Presbyterium sich weigern, so ist umgehend ein Gemeindebruderrat oder Bekenntnispresbyterium zu bilden, das die Leitung der Gemeinde übernimmt.“

Am 16. November 1934 wurde M. vom Konsistorium als Hilfsprediger in die Schwerter Gemeinde eingewiesen. Einer Intervention von Pfarrer Kleinemeyer war es zu verdanken, daß die entsprechende Verfügung schon am 27. November, unmittelbar vor dem von M. beabsichtigten Dienstantritt in Schwerte, rückgängig gemacht wurde. Aber auch als Pfarrer kam M. nicht nach Schwerte: Am 5. März 1935 befand das Konsistorium im Hinblick auf die gegen die Pfarrwahl eingelegten Einsprüche: „Die Nachprüfung der Wahlvorgänge veranlaßt uns, der Wahl die Bestätigung zu versagen.“ Und am 24. August 1935 wies der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin eine Beschwerde gegen diese Entscheidung des Konsistoriums „als unbegründet“ zurück.

Die Lage der deutsch-christlichen Presbyter hatte sich mittlerweile erheblich verschlechtert. Der Superintendent der Kreisgemeinde Iserlohn, Gustav Niemeier⁴³, hatte nämlich – beraten durch seinen Stellvertreter Kleinemeyer – eine einschneidende Entscheidung getroffen: Er hatte die Presbyter am 24. November 1934 vorläufig von ihren Ämtern beurlaubt⁴⁴.

Der Protest der Presbyter gegen die Entscheidung des Superintenden-ten führte nicht zu dem gewünschten Ziel. Ihrem Wortführer wurde am 5. März 1935 vom Konsistorium in Münster folgendes mitgeteilt: „Zu

⁴³ Gustav Niemeier (1874–1952), von 1933 bis 1947 Superintendent der Kreisgemeinde Iserlohn. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 4495.

⁴⁴ Der seit dem 2. November 1934 als Presbyteriumsvorsitzender amtierende Pfarrer Ohlig hatte die Entlassung der Presbyter durch den Kreissynodalvorstand beantragt. Ein entsprechender Beschluß wäre aber nach Lage der Dinge wohl nicht zu erreichen gewesen. Eine Beurlaubung von Presbytern, wie sie Superintendent Niemeier ausgesprochen hatte, war allerdings in der Kirchenordnung nicht ausdrücklich vorgesehen. (Vgl.: Die Kirchenordnung, S. 83.85.154ff.)

der von dem Herrn Superintendenten . . . ausgesprochenen Beurlaubung von Presbytern stellen wir fest, daß eine solche . . . kirchenordnungsmäßig nicht vorgesehen ist. Wir müssen aber zum Ausdruck bringen, daß das Einschreiten des Herrn Superintendenten als eine Notmaßnahme verständlich wird, wenn man bedenkt, daß das Presbyterium in der Pfarrwahlangelegenheit, nach uns vorliegenden Berichten offenbar aber auch in anderen Fällen, eine Haltung an den Tag gelegt hat, die mit seinen kirchenordnungsmäßigen Pflichten nicht in Einklang zu bringen ist . . . (Es) hat sich uns der Eindruck zunehmend verstärkt, daß die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in der Kirchengemeinde Schwerte die Neubildung der kirchlichen Körperschaften zur Voraussetzung hat. Deshalb müssen wir es Ihnen und den übrigen Mitgliedern der kirchlichen Körperschaften zur pflichtgemäßen Prüfung anheimgeben, ob Sie nicht durch einen Verzicht auf Ihre Ämter den Weg zu Neuwahlen freimachen wollen.“

Daß die Beurlaubung der Presbyter von Heinrich Kleinemeyer und seinen Schwerter Amtsbrüdern ganz ernst genommen und auch im gottesdienstlichen Bereich beachtet wurde, belegt sehr deutlich ein Schreiben, das einer der Beurlaubten am 25. April 1935 an den Rechtsausschuß der Kirchenprovinz Westfalen richtete. Er schrieb: „Auf Veranlassung der Pfarrer Kleinemeyer, Millard und Ohlig sind wir Palmsonntag d. J. gewaltsam an der Ausübung unseres Kirchenamtes gehindert worden. Kollektenteller und Klingelbeutel hatten einen uns unbekanntes Platz erhalten, die Presbyterbank war besetzt und das Schild, das sie kenntlich machte, entfernt. Pastor Kleinemeyer, dem wir vor Beginn des Gottesdienstes unsere Feststellungen mitteilten und dem wir die Frage vorlegten, ob er uns in der Ausübung unseres Amtes behilflich sein wollte, verhielt sich völlig ablehnend. – Mit dem Kirchengottesdienst sind seit diesem Tage durch die Pfarrer ‚bekenntnistreue‘ Mitglieder der Größeren Gemeindevertretung beauftragt worden.“

Am 24. August 1935 bestellte die Finanzabteilung beim Evangelischen Konsistorium in Münster den Synodalrechner der Kreisgemeinde Iserlohn, Stadtkämmerer i. R. Albert Lamfried⁴⁵, zu ihrem Bevollmächtigten für die Kirchengemeinde Schwerte. „Hinsichtlich der Vermögens- und Kirchensteuerverwaltung der Kirchengemeinde“ standen ihm damit „die gesetzlichen Rechte und Pflichten des Presbyteriums“ zu. Das Konsistorium hatte das Verfahren zuvor mit Pfarrer Kleinemeyer abgesprochen. Dieser hatte auch den „Personalvorschlag“ gemacht⁴⁶.

⁴⁵ Albert Lamfried (1874–1945), Verwaltungsbeamter, von 1935 bis 1936 Finanzbevollmächtigter für die Evangelische Kirchengemeinde Schwerte.

⁴⁶ Lamfried, der nicht in Schwerte wohnte, wurde im Herbst 1936 als Finanzbevollmächtigter

Nun gab es also einen „Bevollmächtigten“ in der Kirchengemeinde Schwerte. Und das Konsistorium war der Meinung: „Damit erledigt sich die Beurlaubung des Presbyteriums von selbst.“ Der Evangelische Oberkirchenrat aber, an den sich der Wortführer der Beurlaubten auch gewandt hatte, erklärte sich am 12. September 1935 „mit diesem Vorgehen einverstanden“.

Heinrich Kleinemeyer hatte hier also im vorhinein einer Lösung zugestimmt, die von Vertretern der Bekennenden Kirche außerhalb Schwertes nun womöglich beargwöhnt wurde. Sein Einverständnis war indes sicher nicht nur durch die konkrete Situation seiner Gemeinde bedingt; es war vielmehr auch und vor allem von seinem Rechtsempfinden und seiner eher zurückhaltenden Einstellung gegenüber dem kirchlichen „Notrecht“⁴⁷ bestimmt. Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen in der eigenen Gemeinde, nämlich eben am 9. November 1934, hatte er an den stellvertretenden Vorsitzenden des Provinzialbruderrates, Pfarrer Karl Lücking⁴⁸, geschrieben: „Wenn das Notrecht nicht zu willkürlichem Handeln führen soll, muß die Succession des Rechtes bis an die Grenze des Möglichen gewahrt bleiben, d. h. es muß unsere rhein(isch)-westf(älische) Kirchenordnung so lange befolgt werden, wie es eben geht, und erst, wenn das Recht in Not gerät, kann das Notrecht der Ausführungsbestimmungen zur Anwendung gelangen . . . Ich wehre mich gegen eine Notrechtspsychose, die der Willkür Tür und Tor öffnet. Unser Notrecht hat nicht zu tun mit dem Revolutionsrecht der D(eutschen) C(hristen) . . . – Ich bitte Sie dringend, lieber Bruder Lücking, halten Sie Ihre Augen offen, daß sich in die Bekenntnisfront nicht ein Crypto-D-C-Geist einschleicht, denn Notrecht und Revolutionsrecht können gar schnell ineinander überfließen.“

Heinrich Kleinemeyer stand nach wie vor entschlossen bei der Bekennenden Kirche. In der Kreisgemeinde Iserlohn gehörte er dem Bruderrat an. Und in der Kirchengemeinde Schwerte förderte er nach Kräften den Aufbau der „Bekenntnisgemeinde“, die schon bald knapp

abgelöst durch einen „bevollmächtigten Finanzausschuß“. Dieser Ausschuß wurde von der Finanzabteilung beim Evangelischen Konsistorium in Münster nach Absprache mit den Pfarrern Kleinemeyer und Ohlig gebildet; ihm gehörten Ohlig und vier weitere Schwerte Gemeindeglieder an. 1939 wurde dann anstelle des Ausschusses wieder ein Finanzbevollmächtigter eingesetzt.

⁴⁷ Vgl.: Bernd Hey, Die Kirchenprovinz Westfalen 1933–1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 2), Bielefeld 1974, S. 84 ff.

⁴⁸ Karl Lücking (1893–1976), von 1934 bis zu seiner Ausweisung aus Westfalen im Jahre 1938 stellvertretender Vorsitzender (und Leiter der Geschäftsstelle) des Westfälischen Provinzialbruderrates. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 3865; Ernst Brinkmann, Karl Lücking, 1893–1976, Eine biographische Skizze, – in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Band 70, Bielefeld 1977, S. 179 ff.

4000 Mitglieder zählte⁴⁹. Große Sorge bereitete ihm die Möglichkeit eines erneuten Hochkeimens der deutsch-christlichen Bewegung. Hier war nach seiner Überzeugung der Kampf noch nicht völlig ausgestanden. Und mit dieser Überzeugung sollte er – jedenfalls für den Schwerter Bereich – recht behalten.

In den ersten Monaten des Kirchenkampfes hatte Kleinemeyer auch und gerade in Schwerte erfahren, welche massive Hilfe die Deutschen Christen von der NSDAP erfahren hatten⁵⁰. Als nun im Juni 1935 in der Schwerter Zeitung ein von den Deutschen Christen lancierter Bericht über eine bevorstehende Besuchsreise des Reichsbischofs Ludwig Müller⁵¹ und deren politischem Hintergrund erschien, wandte er sich schriftlich an das Reichsministerium des Innern und die Reichsleitung der NSDAP, Abteilung für den kulturellen Frieden. Er schrieb: „Wir erlauben uns hierdurch höf(lich) anzufragen, ob es den Tatsachen entspricht, daß Reichsbischof Müller ‚*im Auftrage des Führers*‘ solche Reisen durchs Land unternimmt und Vorträge hält. – Sollten die Reisen und Vorträge nicht im Auftrage unseres Herrn Führers geschehen, so gestatten wir uns die Bitte, Sorge tragen zu wollen, daß fürderhin ein Mißbrauch des Namens unseres Herrn Führers und damit eine Irreführung des Volkes unterbleibt. Es hat wahrlich schon viel Erbitterung in den Gemeinden erzeugt, daß immer wieder die gebrochene Sache der ‚Deutschen Christen‘ mit dem Namen unserer höchsten Führer im Staat zu ein wenig neuem Leben erweckt werden soll.“

Hinsichtlich der Bedeutung der Besuchsreise Ludwig Müllers konnte Kleinemeyer schon bald beruhigt sein. In der Antwort auf eine Rückfrage der Reichsleitung schrieb er am 28. Juni 1935: „Eine gewisse Antwort auf meine Anfrage . . . ist uns schon gegeben worden durch die tatsächlichen Ereignisse: Dem Reichsbischof wurde von der Staatspolizei das Reden in einer öffentlichen Versammlung auf der ‚Alexanderhöhe‘ in Iserlohn verboten.“

Im Hinblick auf die Deutschen Christen in Schwerte konnte Kleinemeyer freilich nicht beruhigt sein. Sie existierten noch. 1936 gab es in Schwerte etwa 500 eingeschriebene Mitglieder und darüber hinaus einen nicht ganz kleinen Kreis von Sympathisanten. Deutsch-christliche Gottesdienste fanden samstags abends im evangelischen Gemein-

⁴⁹ Die Evangelische Kirchengemeinde Schwerte hatte damals 15500 Gemeindeglieder.

⁵⁰ Zur Unterstützung der Deutschen Christen durch die NSDAP vgl.: Berichte der Schwerter Zeitung vom 20. Juli 1933 und 30. November 1933, – abgedruckt in: Schwerte unterm Hakenkreuz, S. 128.138.

⁵¹ Ludwig Müller (1883–1945), von 1933 an Reichsbischof, seit 1935 entmachteter. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 4331; Ernst Brinkmann, Ludwig Müllers Lebensjahre in Westfalen, – in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Band 76, Lengerich 1983, S. 192 ff.



Heinrich Kleinemeyer

dehaus statt. Und der Wunsch nach deutsch-christlichen Sonntagsgottesdiensten und Gruppenveranstaltungen tauchte immer wieder auf. Zwei Schwerter Gemeindeglieder richteten Ende 1935 bzw. Anfang 1936 entsprechende Bitten sogar an den Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten, Hanns Kerrl⁵².

Am 27. März 1936 wandten sich die beurlaubten Schwerter Presbyter an den Provinzialkirchenausschuß⁵³; sie baten, ihre Beurlaubung aufzuheben und die Wahl des Hilfspredigers M. zum Pfarrer der Kirchengemeinde Schwerte zu bestätigen. Diese beiden Bitten blieben indes unerfüllt.

Im Frühjahr 1937 wurden die Auseinandersetzungen mit den Deutschen Christen in Schwerte wieder heftiger. Der vom Konsistorium nach Hennen entsandte Hilfsprediger P.⁵⁴ kümmerte sich auch um die Deutschen Christen im Bereich der Schwerter Gemeinde. „Durch diese illegale Tätigkeit“, so berichteten Kleinemeyer, Millard und Ohlig später dem Konsistorium, „wurde(n) die Ordnung und der Frieden in der Gemeinde dauernd gestört, und der Gemeinde bemächtigte sich eine nicht geringe Erregung.“

Am 21. Oktober 1937 wandte sich die „Gemeindeguppe Schwerte“ der Deutschen Christen an die „Geistliche Leitung der Kirchenprovinz Westfalen, Pfarrer Fiebig“⁵⁵. Die Gemeindeguppe trug in ihrem Schreiben, das zur Weiterleitung an das Evangelische Konsistorium bestimmt war, zwei Wünsche vor; sie bat nämlich um die Wiedereinsetzung des „rechtmäßigen, aus den Kirchenwahlen von 1933 hervorgegangenen“ Presbyteriums der Kirchengemeinde Schwerte und um die Versetzung des Hilfspredigers P. in diese Gemeinde. Während der ersten Bitte der Erfolg versagt blieb, kam das Konsistorium der zweiten nach.

Am 19. November 1937 wurde der Hilfsprediger P. nach Schwerte versetzt. Der dort seit anderthalb Jahren tätige Prädikant Helmut Wilhelmsmeyer⁵⁶, der zur Bekennenden Kirche gehörte, wurde gleichzeitig abberufen⁵⁷. Nun „steigerte sich die Erregung in der Gemeinde aufs höchste“.

⁵² Hanns Kerrl (1887–1941), nationalsozialistischer Politiker, von 1935 an Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten.

⁵³ Vgl.: Bernd Hey, a. a. O., S. 115 ff.

⁵⁴ Der Name des Hilfspredigers ist vom Verfasser abgekürzt worden.

⁵⁵ Walter Fiebig (1893–1984), von 1936 bis 1945 im Rahmen der doppelten „Geistlichen Leitung der Kirchenprovinz Westfalen“ zuständig für die deutsch-christlichen Pfarrer und Gemeinden. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 1655; Bernd Hey, a. a. O., S. 125 ff.

⁵⁶ Helmut Wilhelmsmeyer (1906–1980), von 1937 bis 1939 Prädikant in der Evangelischen Kirchengemeinde Schwerte, von 1946 bis 1955 Pfarrer dieser Gemeinde. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 6962.

⁵⁷ Wilhelmsmeyer wurde wenige Tage nach seiner Abberufung erneut in die Kirchengemeinde

Bei einer Besprechung der Angelegenheit im Konsistorium wurde den Vertretern der Gemeinde gesagt, „man könne gegen die Einweisung des Hilfspredigers . . . von dort aus nichts tun; der einzige Weg wäre der, daß sich die Gemeinde selbst gegen die Wirksamkeit“ des Mannes wehre.

Daraufhin luden Kleinemeyer, Millard und Ohlig die Mitglieder der Bekenntnisgemeinde schriftlich zu einem „Bekenntnisgottesdienst“ ein, der am 25. November 1937 stattfinden sollte. An der Vervielfältigung und Verteilung der Einladung waren zwei Mitarbeiter des Jungmännerwerks beteiligt, nämlich Karl Bornmann⁵⁸ und Helmut Eichholz⁵⁹.

Am Nachmittag des 24. November fanden bei den drei Pfarrern und ihren beiden Helfern polizeiliche Haussuchungen statt, die indes „nichts Besonderes zutage förderte(n)“. Im Anschluß an die Haussuchungen wurden die fünf Männer verhaftet⁶⁰.

Der für den 25. November 1937 angesetzte Bekenntnisgottesdienst wurde von der Geheimen Staatspolizei verboten. Über die Reaktion der Gemeinde berichteten Kleinemeyer, Millard und Ohlig einige Monate später dem Konsistorium: „Wie groß die innerste Erregung und Empörung der Gemeinde über die in engstem Anschluß an die Einweisung des deutsch-christlichen Hilfspredigers erfolgte Verhaftung der Pfarrer und Gemeindeglieder war, zeigte sich am Abend des 25. November, an dem der Bekenntnisgottesdienst stattfinden sollte. Mehr als 2000 Menschen versammelten sich auf dem Marktplatz vor den verschlossenen Türen der Kirche und verlangten Einlaß. Die gesamte Schwerter Polizei mußte aufgeboten werden, um die Menge der erregten Menschen zum Verlassen des Marktplatzes zu bewegen. Nur der sicheren Ruhe und Disziplin der Gemeindeglieder ist es zu verdanken, daß Zusammenstöße verhütet wurden.“

Kleinemeyer, Millard und Ohlig blieben siebzehn Tage in Haft. Bornmann und Eichholz wurden drei Tage früher entlassen⁶¹.

In der Zeit der Auseinandersetzungen um den deutsch-christlichen Hilfsprediger P. machten sich bei Kleinemeyer erhebliche gesundheitliche Beschwerden bemerkbar. Am 11. Januar 1938 stellte der behandelnde Arzt einen hochgradigen Erschöpfungszustand und eine Herzneurose fest. „Zur Vermeidung einer längeren Arbeitsunfähigkeit“

meinde Schwerte eingewiesen, nachdem inzwischen die Pfarrer Kleinemeyer, Millard und Ohlig verhaftet worden waren.

⁵⁸ Karl Bornmann (*1912), Kirchengemeindebeamter.

⁵⁹ Helmut Eichholz (*1914), kaufmännischer Angestellter, dann Steuerberater.

⁶⁰ Vgl.: Wilhelm Niemöller, Chronik des Kirchenkampfes in Westfalen, Bielefeld 1962, S. 37.

⁶¹ Mitteilung von Herrn Helmut Eichholz.

hielt der Arzt „einen Erholungsaufenthalt von etwa 4–6 Wochen für dringend notwendig“.

Was sollte Kleinemeyer tun? Konnte er angesichts seiner vielfältigen Aufgaben und Verpflichtungen die Gemeinde verlassen? Am 12. Januar 1938 wandte er sich schriftlich an den kommissarischen Präsidenten des Konsistoriums in Münster, Dr. Gerhard Thümmel⁶². Er führte u. a. aus: „Ich erlaube mir die höflichste Anfrage, was geschehen soll. Kurz entschlossen in Urlaub zu fahren, erscheint mir wie eine Unmöglichkeit . . . – Heute wollte ich . . . nur von diesem Tatbestand Kenntnis geben: Ich kann nur das Allernotwendigste tun und schlepe mich von Tag zu Tag durch. Wie lange ich es so durchhalte, weiß ich nicht; eine schwerere Erkrankung macht auch mein bestes Vorhaben zuschanden.“

Die Antwort aus Münster ließ nicht lange auf sich warten. Das Konsistorium erteilte Kleinemeyer – „mit den besten Wünschen für . . . (seine) baldige Genesung“ – den vom Arzt „als notwendig bezeichneten Urlaub von 6 Wochen“. Überdies teilte ihm die Behörde mit: „Bei voller Würdigung der Gewissenhaftigkeit, aus der heraus Sie einen Urlaub glauben ablehnen zu müssen, halten wir es doch nicht nur in Ihrem eigenen Interesse, sondern auch im Interesse der Kirchengemeinde und insbesondere Ihres Pfarrbezirkes für dringend erforderlich, daß Sie den vom Arzte vorgeschriebenen Erholungsurlaub antreten.“

Pastor P. war nun also Hilfsprediger in Schwerte. Im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit kam es immer wieder zu Mißhelligkeiten und Auseinandersetzungen.

Die Festlegung des Predigtplans für ihn war ohne Beteiligung des Konsistoriums offensichtlich nicht möglich. Ein grundsätzlicher Vorschlag, der von Kleinemeyer gemacht worden war, wurde von der Behörde akzeptiert und der endgültigen Regelung zugrunde gelegt.

Am 15. Februar 1938 fragte P. beim Konsistorium an, „wie weit die Arbeiten . . . zur ehrenvollen Wiedereinsetzung des . . . Presbyteriums gediehen“ seien. Und am 5. Mai 1938 hielten fünf der suspendierten Presbyter eine „Presbyteriumssitzung“ ab, bei der einer von ihnen als „provisorischer Vorsitzender“ fungierte. Mit der als „Sitzung“ deklatierten Zusammenkunft versuchten die Beteiligten, sich in eine Rechtsstreitigkeit zwischen der Kirchengemeinde und dem Hilfspredi-

⁶² Gerhard Thümmel (1895–1971), von 1936 bis 1938 Oberkonsistorialrat beim Evangelischen Konsistorium in Münster und kommissarischer Konsistorialpräsident, von 1938 bis 1948 Konsistorialpräsident, von 1949 bis 1965 juristischer Vizepräsident des Landeskirchenamtes der Evangelischen Kirche von Westfalen. – Vgl.: Gerhard Thümmel, 40 Jahre kirchlicher Verwaltung (1925–1965), dargestellt an der Arbeit im Dienst der evangelischen Kirche, Aus dem Nachlaß herausgegeben von Hans Steinberg (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 7), Bielefeld 1987.

ger P. einzuschalten, in der es um die Frage der Benutzung des Gemeindehauses ging.

In diesem Rechtsstreit wurde am 10. Mai 1938 vor dem Amtsgericht Schwerte ein Vergleich geschlossen. Im Hinblick auf die nun anstehende Neuverteilung der Räume forderte Kleinemeyer energisch sein Recht. Am 14. Mai schrieb er an seinen Amtsbruder Ohlig: „Als ordentlicher Pfarrer der Gemeinde habe ich nicht hinter Herrn P. . . zurückzutreten . . . – In diesem Jahr unterrichte ich Woche für Woche 140 Kinder. Die Schar stellt in unserer Gemeinde die bei weitem größte Unterrichtsgruppe dar. Aus Gründen des Rechtes und der Billigkeit erhebe ich damit die Forderung auf einen ordentlichen Unterrichtsraum.“ Seine Forderung wiederholte Kleinemeyer am 24. Mai in einem Schreiben an das Konsistorium in Münster.

Am 11. Juni 1938 setzte dann das Konsistorium eine Benutzungsordnung für das Gemeindehaus fest.

Am 13. August 1938 gab es einen erneuten Versuch, das suspendierte Presbyterium zu „reaktivieren“. Diesmal verlangten sieben deutschchristliche Presbyter die Einberufung des Leitungsorgans „binnen 8 Tagen“. Nach dem Ablauf der damit gesetzten Frist wandten sich P. und ein Presbyter „beschwerdeführend“ an das Konsistorium, und zwar unter dem (geschriebenen) Briefkopf „Presbyterium der Ev. Gemeinde zu Schwerte“. Eine Durchschrift ihrer Beschwerde sandten sie an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin, bei dem sie vor dem 13. August schon Rat gesucht hatten. Indes: das Presbyterium wurde nicht restituiert.

Heinrich Kleinemeyer behielt bei all diesen Mißhelligkeiten und Auseinandersetzungen die eigentliche Gemeindegemeinschaft fest im Auge. Der Verbreitung des Sonntagsblattes wendete er nun eine noch stärkere Aufmerksamkeit zu, als er es bisher ohnehin schon getan hatte. Am 5. August 1938 schrieb er an das Konsistorium: „In einigen Teilen unserer Gemeinde haben wir es jetzt schon erreicht, daß auf 9 Seelen ein Sonntagsblatt kommt; in der *ganzen* Gemeinde hoffen wir im nächsten Winter dahin zu kommen, daß auf 10 Seelen ein Gemeinde-Wochenblatt kommt.“ In Schwerte gab es inzwischen 1200 Bezieher des Blattes.

Um die Jahreswende 1938/39 zeichnete sich für die Schwerter Gemeinde eine Auseinandersetzung mit dem Konsistorium in Münster ab. Am 28. Dezember 1938 ließ die Kirchenbehörde nämlich wissen, daß sie die seit dem Ausscheiden von Pfarrer Hagemann vakante Pfarrstelle „von Aufsichts wegen“ besetzen wolle, „da das Presbyterium beschlußunfähig“ sei, und daß als künftiger Inhaber dieser Stelle der Hilfsprediger V.⁶³ in Aussicht genommen sei. Der Vorsitzende des

⁶³ Der Name des Hilfspredigers ist vom Verfasser abgekürzt worden.

Presbyteriums wurde aufgefordert, dafür zu sorgen, daß in den Hauptgottesdiensten am 1. und 8. Januar 1939 die behördliche Kancelabkündigung mit den Terminen für die Probepredigt und für eventuelle „Einwendungen von Gemeindegliedern“ zur Kenntnis gebracht würde.

Pastor V. war Deutscher Christ. Das Konsistorium meinte, ihn auf dem eingeschlagenen Wege nach Schwerte bringen zu dürfen. Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin hatte nämlich das Recht der münsterischen Behörde, die vakante Pfarrstelle zu besetzen, ausdrücklich anerkannt, und außerdem hatte er der Besetzung mit einem Deutschen Christen zugestimmt.

In Schwerte geschah alles so, wie es das Konsistorium angeordnet hatte. Freilich: Kleinemeyer hatte im Sonntagsblatt nachdrücklich auf den Einspruchsternin hingewiesen. Und so erlebten die beiden Vertreter der Behörde, die am 23. Januar zur Entgegennahme von „Einwendungen“ nach Schwerte kamen, eine große Überraschung: „Der Termin mußte wegen des großen Andrangs in 3 überfüllten Räumen . . . abgehalten werden“ (nämlich in den beiden Kirchen der Gemeinde sowie im Gemeindehaus); und 2154 Gemeindeglieder legten Einspruch gegen die beabsichtigte Stellenbesetzung ein⁶⁴. Am 25. Januar sandte Kleinemeyer noch 495 weitere Einsprüche nach Münster. Insgesamt hatten also mehr als 2600 Gemeindeglieder von ihrem in der Kirchenordnung verankerten Recht⁶⁵ der Mitsprache bei der Pfarrstellenbesetzung Gebrauch gemacht.

In der Sitzung des Konsistoriums am 25. Januar 1939 wurden die Einsprüche erörtert. (Die von Kleinemeyer nachgereichten lagen bei dieser Sitzung freilich noch nicht vor.) Es wurde beschlossen, „die Einsprüche zurückzuweisen“.

Zum 1. März 1939 wurde der Hilfsprediger P. von Schwerte nach Bielefeld versetzt. Zu demselben Termin wurde V. als Hilfsprediger in die Kirchengemeinde Schwerte eingewiesen. In „die Rechte und Einkünfte des Pfarramtes“ trat er am 1. Mai 1939 ein.

Kleinemeyer, Millard und Ohlig protestierten am 10. März 1939 ausgesprochen heftig gegen die vom Konsistorium verfügte Stellenbesetzung. Sie schrieben der Behörde: Wir „betrachten . . . die Einweisung des Hilfspredigers V. . . in die vakante Pfarrstelle als eine vom E(vangelischen) O(ber)-K(irchenrat) diktierte widerrechtliche Vergewaltigung einer in ihrer großen Mehrheit auf dem Boden der Bibel u(nd) des Bekenntnisses stehenden Kirchengemeinde zugunsten einer kleinen Gruppe von Deutschen Christen, die sich augenblicklich die Gewalt in der Kirche angeeignet haben. – Wir erkennen mithin den Hilfsprediger

⁶⁴ 32 dieser Einsprüche wurden für ungültig erklärt.

⁶⁵ Vgl.: Die Kirchenordnung, S. 13.129.131.

V. . . als rechtmäßigen Pfarrer der Gemeinde Schwerte nicht an und verlangen seine Abberufung. Sobald die zerstörte Rechtsordnung der Kirche wiederhergestellt ist, werden wir unverzüglich die geeigneten Maßnahmen ergreifen, um seine Entfernung aus der hiesigen Gemeinde zu erreichen.“

Pastor V. war jetzt also in Schwerte. Aber er konnte – wie bald auch das Konsistorium feststellen mußte – weder in der Gemeinde noch in seinem Pfarrbezirk recht Fuß fassen. Die Übermacht der Bekenntnisgemeinde war eben zu groß. Kleinemeyer schlug deshalb „in allerhöchstem Ernst“ vor, das Konsistorium solle V. den „volksmissionarischen Sonderauftrag“ erteilen, „sich um die aus der Kirche ausgetretenen ‚Deutschen Christen‘ zu bemühen, um dieselben für die Kirche zurückzugewinnen“.

Kleinmeyers Herzbeschwerden hatten sich inzwischen wieder stärker bemerkbar gemacht. Am 24. April 1939 mußte er dem Konsistorium mitteilen, daß sein „Gesundheitszustand schon längere Zeit sehr zu wünschen übrig“ lasse. Zu seiner Unterstützung wurde deshalb im September 1939 Pastor Kurt Westerkamp als Prädikant nach Schwerte entsandt⁶⁶. Westerkamp gehörte zur Bekennenden Kirche.

Am 22. Januar 1940 wurde Pfarrer Heinrich Kleinemeyer von der Schwerter Kriminalpolizei wegen einer Veröffentlichung im Sonntagsblatt vernommen. In der beanstandeten Veröffentlichung, die nicht aus Kleinmeyers Feder stammte, war Kurt Westerkamp durch ein Versehen des Setzers nicht als „Pastor“, sondern als „Pfarrer“ bezeichnet worden. Außerdem war er dort auch als zuständiger Geistlicher für den Bezirk des Pfarrers V. genannt worden, und zwar aufgrund seiner entsprechenden Tätigkeit innerhalb der Bekenntnisgemeinde.

Sofort nach seiner Vernehmung, die durch eine Anzeige veranlaßt worden war, wandte sich Kleinemeyer schriftlich an das Konsistorium. Im Hinblick auf den kirchlichen Amtsträger, der die Anzeige erstattet hatte⁶⁷, führte er dabei aus: „Mir geht es um die . . . Frage: Ist für eine reine kirchliche Frage das Ev(angelische) Konsistorium oder die Kriminalpolizei in Schwerte zuständig? Will das Konsistorium tatenlos zusehen, wenn durch derartige Anzeigen bei der Kriminalpolizei, die allerhöchstens nur einen Formfehler betreffen, aufs neue der Kirchenkampf auflodert? Es dürfte klar sein, daß durch solche Anzeigen bei der Kriminalpolizei in reinen kirchlichen Fragen dem in der Kirche bestehenden Gegensatz eine Verschärfung und Bitterkeit sondergleichen gegeben wird. Ich bin der Meinung, daß solches gerade jetzt im Kriege eine unverantwortliche Handlungsweise darstellt.“

⁶⁶ Vom 1. April 1940 an war Westerkamp als Hilfsprediger in Schwerte tätig.

⁶⁷ Der Verfasser hat auf die Wiedergabe des Namens verzichtet.

Anfang September 1939 hatte der Zweite Weltkrieg begonnen. Viele Schwerter Gemeindeglieder waren zur Wehrmacht einberufen worden; für andere stand die Einberufung bevor. Am 1. Juni 1940 wurde Pfarrer V. eingezogen⁶⁸, einige Zeit später auch Pastor Westerkamp.

Der Fortgang des Krieges ließ den Kirchenkampf in Schwerte etwas zurücktreten. Auf Pfarrer Kleinemeyer und seine Amtsbrüder kamen nun Beanspruchungen zu, die das Kriegsgeschehen mit sich brachte. Vor allem im zweiten Teil des Krieges, also in der Zeit der anglo-amerikanischen Luftangriffe⁶⁹, brachte die geistliche Versorgung der Gemeinde zusätzliche Anforderungen mit sich.

Kleinmeyers Gesundheitszustand gab unterdessen wieder zu Sorgen Anlaß. Im Januar 1941 berichtete Superintendent Niemeier nach Münster: „Kleinemeyer (ist), von schweren Herzaffektionen . . . angefallen, zusammengebrochen . . . und (kann) wahrscheinlich nicht in absehbarer Zeit seine Arbeit wiederaufnehmen.“

Auf ärztliche Anordnung hin begab sich Kleinemeyer Anfang August 1941 zu einer Kur nach Bad Nauheim, wo er bereits früher Linderung für sein Herzleiden gesucht hatte.

Im Sommer 1943 litt Kleinemeyer wieder unter erheblichen Herzbeschwerden. Vom 21. August bis Ende September führte er deshalb auf ärztliches Geheiß abermals eine Kur in Bad Nauheim durch. Am 7. September schrieb er an das Konsistorium: „Da ich das ganze Jahr hindurch ohne jede Ausspannung meinen sehr umfangreichen Dienst zu tun hatte, kam ich sehr abgearbeitet hier an und konnte gemäß ärztlicher Anweisung nur *sehr* langsam mit der Kur beginnen.“

Als das Ende des Zweiten Weltkrieges nahte, hoffte Kleinemeyer, er könne nun bald seinen vielfältigen Verpflichtungen in der Kirchengemeinde Schwerte ohne äußere Behinderungen und ohne zusätzliche Belastungen wieder nachgehen. Aber es sollte anders kommen, als er es erwartete.

US-amerikanische Truppenverbände nahmen im April 1945 die Stadt Schwerte ein. Noch bevor die Amerikaner von den britischen Besatzungstruppen abgelöst wurden, stellte sich die Frage, wer in Schwerte das Amt des Bürgermeisters übernehmen könne. Es ist nicht mehr auszumachen, wie die verantwortlichen Offiziere auf Kleinemeyer aufmerksam wurden. Aber sie entschieden sich jedenfalls für ihn!

Heinrich Kleinemeyer wurde Bürgermeister von Schwerte, und er blieb es auch, als bald darauf die britische Militärregierung die Verantwortung für die Stadt übernahm.

⁶⁸ Nach dem Kriege hat V. die Pfarrstelle gewechselt.

⁶⁹ Zu den Auswirkungen der Luftangriffe auf Schwerte vgl.: Schwerte unterm Hakenkreuz, S. 269 ff. 299 ff.

Kleinemeyer hatte sich ein schweres Amt aufbürden lassen. In der von den Folgen der nationalsozialistischen Herrschaft und den Spuren des Krieges gezeichneten Stadt gab es viele Aufgaben, die einer Lösung bedurften. Die Versorgung der Bevölkerung, die Wiedernutzbarmachung der öffentlichen Einrichtungen, die Erstellung einer neuen Ruhrbrücke, der Neuaufbau der Stadtverwaltung, die Neubegründung eines demokratischen Gemeinwesens: das waren die wichtigsten der Aufgaben, die nun unter der Anleitung und der Aufsicht der britischen Militärregierung in Angriff genommen werden mußten.

Die ersten Schritte auf dem Wege zu einer demokratischen Entwicklung konnten schon bald getan werden. Die „neu berufenen“ (d. h. die ernannten) Mitglieder der Gemeindevertretung der Stadt Schwerte traten am 19. Dezember 1945 zu ihrer ersten Sitzung zusammen.

Der Landrat des Landkreises Iserlohn, Werner Jacobi⁷⁰, war zu dieser Sitzung erschienen. Er würdigte in seiner Eröffnungsrede Kleinmeyers Wirken in den ersten Nachkriegsmonaten. Er „erwähnte . . ., daß in Schwerte bisher erfolgreich mit starker Intensität des Bürgermeisters gearbeitet worden sei. Insbesondere habe Bürgermeister Kleinemeyer den Bau der zerstörten Ruhrbrücke energisch in die Hand genommen, so daß diese als erste Brücke in friedensmäßiger Ausführung hergestellt werde und kurz vor ihrer Vollendung stehe.“

Als Vertreter der britischen Militärregierung nahm Major Thomas an der ersten Sitzung der Gemeindevertretung teil. Er erklärte, „der Bürgermeister sei durch die Militär-Regierung für 6 Monate eingesetzt und werde den Vorsitz der Gemeindevertreter-Versammlung führen; die Sitzung müsse möglichst alle Monate stattfinden.“

Major Thomas wünschte, daß im Hinblick auf seine Erklärung eine „Umfrage“ unter den Gemeindevertretern gehalten werde. Bei dieser Befragung enthielten sich „mehrere Vertreter (KPD und SPD)“ der Stimme. „Jedoch wurde in einer hernach abgegebenen Erklärung von dem Vorsitzenden der SPD darauf hingewiesen, daß sie mit der weiteren Amtsführung des Bürgermeisters selbstverständlich einverstanden seien.“

Die neu berufenen Gemeindevertreter „verpflichteten sich dem Bürgermeister gegenüber durch Handschlag“. In der Stadt Schwerte gab es nun wieder eine arbeitsfähige Gemeindevertretung.

Heinrich Kleinemeyer war Bürgermeister, aber er hörte deswegen natürlich nicht auf, Pfarrer zu sein. Er bemühte sich, seinen gemeindlichen Verpflichtungen soweit wie möglich nachzukommen. Und da er in dieser Zeit auch Vorsitzender des Presbyteriums war, ergab sich die höchst ungewöhnliche Situation, daß Bürgergemeinde und (evangeli-

⁷⁰ Werner Jacobi (1907–1970), Jurist, von 1945 bis 1946 Landrat des Landkreises Iserlohn.

sche) Christengemeinde von ein und demselben Manne repräsentiert und geleitet wurden.

Inwieweit konnte Kleinemeyer sich bei dieser doppelten Beanspruchung nun aber auch um die alltägliche Arbeit im Rathaus kümmern? Mußte er sich hier nicht auf die wirklich wichtigen Aufgaben beschränken? In einer Sitzung der Schwerter Gemeindevertretung führte einer der Mandatsträger darüber Klage, „daß viele Angelegenheiten vom Bürgermeister allzu selbständig erledigt würden. Die (inzwischen gebildeten) Ausschüsse seien beim Einsatz des Personals in der Volks- und Schulküche nicht gehört worden.“ Kleinemeyer konnte den konkreten Vorwurf gut entkräften, indem er darauf hinwies, daß die Regierung in Arnsberg für die hier aufgegriffene Personalangelegenheit zuständig sei. Aber die kritische Bemerkung jenes Gemeindevertreters behielt gleichwohl einen Sinn, sie bestätigte ja – wenn auch ungewollt – das Engagement und den Fleiß Kleinmeyers im Bereich der städtischen Verwaltung.

Der Sitzung der Gemeindevertretung am 24. Mai 1946 kam – auch im Blick auf Kleinmeyers weitere Tätigkeit als Bürgermeister – eine besondere Bedeutung zu. Der erste Schwerter „Stadtdirektor“ war zu wählen. Die für den Bereich der britischen Besatzungszone verfügte Neuordnung des Kommunalwesens brachte nämlich eine Veränderung der gemeindlichen Leitungsstruktur und damit auch des Bürgermeisterramtes mit sich: Nicht mehr der Bürgermeister, sondern der vom Gemeindeparlament zu wählende leitende Verwaltungsbeamte war fortan der Chef der kommunalen Verwaltung. Unter Kleinmeyers Vorsitz wählten die Schwerter Gemeindevertreter einen erfahrenen Kommunalbeamten, nämlich Stadtamtmann Fritz Spetz⁷¹ aus Dortmund-Aplerbeck, zum Stadtdirektor.

Ein wichtiges Datum in der Amtszeit des Bürgermeisters Kleinemeyer war der 13. Juni 1946. An diesem Tage konnte die neue Ruhrbrücke, für deren Errichtung er sich so nachdrücklich eingesetzt hatte, ihrer Bestimmung übergeben werden.

Am 9. Oktober 1946 trat die Schwerter Gemeindevertretung, die aus der Kommunalwahl am 15. September hervorgegangen war, zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Bürgermeister Kleinemeyer, der bis zur Wahl seines Nachfolgers noch als Vorsitzender hätte fungieren müssen, war „durch Krankheit verhindert . . ., an der Sitzung teilzunehmen“. Landrat Jacobi, der an der Eröffnung des neuen Stadtparlamentes teilnahm, bestimmte deshalb einen Gemeindevertreter „zum Vorsitzenden bis zur . . . Wahl des neuen Bürgermeisters“.

⁷¹ Fritz Spetz (1896–1977), Verwaltungsbeamter, von 1946 bis 1956 Stadtdirektor in Schwerte.

Die Gemeindevertretung wählte Albert Wengenroth⁷² zum neuen Oberhaupt der Stadt.

Bürgermeister Wengenroth gedachte nach seinem Amtsantritt seines Vorgängers. Er erklärte, „dem bisherigen Bürgermeister Kleinemeyer, der seinerzeit von der amerikanischen Militärbehörde eingesetzt worden sei, müsse für die von ihm geleistete Arbeit im Namen der Stadtvertreter wärmster Dank ausgesprochen werden“. Auch Landrat Jacobi „widmete dem abwesenden Bürgermeister herzliche Dankesworte“.

Heinrich Kleinemeyer befaßte sich nun wieder ausschließlich mit seinen kirchlichen Aufgaben. Freilich: seine angegriffene Gesundheit machte ihm dabei immer mehr zu schaffen.

In der Zeit vom 22. bis zum 25. Oktober 1946 fand in Bethel die für den Neuaufbau der westfälischen evangelischen Kirche bedeutsame zweite Nachkriegstagung der Provinzialsynode statt. Kleinemeyer, der den kirchlichen Neuaufbau keineswegs unkritisch begleitete, nahm als Vertreter von Superintendent Niemeier an dieser Tagung teil⁷³; er verließ sie indes vorzeitig, um nicht an einer möglichen Abstimmung über eine Änderung des Pfarrstellenbesetzungsrechts zugunsten der Kirchenleitung teilnehmen zu müssen⁷⁴.

Bis in die letzten Monate seines Lebens hinein beschäftigte sich Kleinemeyer mit der noch nicht abgeschlossenen Sanierung und Entschuldung des Evangelischen Krankenhauses in Schwerte.

Am 21. Juni 1948 erlag Heinrich Kleinemeyer seiner schweren Herzkrankheit. Wenige Tage zuvor hatte er sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet. Die Trauerfeier zur Beisetzung wurde am 25. Juni in der St.-Victor-Kirche zu Schwerte gehalten. Der Sarg war im Chorraum der Kirche aufgebahrt. Der Heimgegangene war „unter Blumen begraben“. Superintendent i. R. Gustav Niemeier predigte vor der dichtgedrängten Trauergemeinde über das Bibelwort 2. Tim. 4,7: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten.“

Im Rahmen seiner Predigt würdigte Niemeier ausführlich das Leben und Wirken des Verstorbenen. Er führte u. a. aus: „Heinrich Kleinemeyer war eine kämpferische Natur . . . Er war ein Mann von nicht gewöhnlichem Wissen mit einer guten theologischen Bildung. Er hat sich aber nie darauf beschränkt, sein Wissen einzuschließen, sondern all

⁷² Albert Wengenroth (1895–1977), sozialdemokratischer Kommunalpolitiker, von 1946 bis 1952 und von 1956 bis 1961 Bürgermeister von Schwerte.

⁷³ Vgl.: Die Verhandlungsniederschriften der Westfälischen Provinzialsynode vom Oktober 1946, im Auftrage des Landeskirchenamtes der Evangelischen Kirche von Westfalen herausgegeben von Ernst Brinkmann und Hans Steinberg, Bielefeld 1971, S. 8. 13. 24. 39.

⁷⁴ Der entsprechende Antrag wurde nach einer ausführlichen Plenardebatte zurückgezogen. – Vgl.: Die Verhandlungsniederschriften, S. 31 ff.

sein Wissen drängte ihn zur Tat. Was nicht Tat wurde, das existierte für ihn nicht . . . – Euer Pfarrer ist alt geworden nur 50 Jahre und einige Tage . . ., dann war sein Leben zu Ende . . . Aber sein Leben ist auch ein Lauf (gewesen). Und wenn er mit seinem kranken Herzen manchmal nur kriechen konnte, dann kroch er. Und er war in seinem Kriechen allen ein Vorläufer und Vorkämpfer. Das war ein Lebenslauf mit vielen Meilensteinen. Er hat mehr Meilensteine hinter sich gebracht als mancher 80jährige . . ., mehr Ziele erreicht als mancher mit weißem Bart . . . – Den Glauben an die sündenvergebende Gnade in Jesus Christus . . . hat er verkündigt, (er hat) darum gerungen, ihn recht zu verkündigen . . . Er hat ehrbar seinen Mann gestanden, er hat seinen Glauben gehalten.“

Im Anschluß an die Trauerfeier fand die Beisetzung auf dem Evangelischen Friedhof in Schwerte statt. Niemeiers Nachfolger im Superintendentenamte, Walter Ritz⁷⁵, stellte seine Ansprache am Grabe unter den 49. Vers des 119. Psalmes: „Gedenke deinem Knechte an dein Wort, auf welches du mich lässest hoffen.“ Mit Dankbarkeit gedachte Ritz in seiner Grabrede des Verstorbenen: „Wir danken ihm, daß er unter uns in harten Zeiten, da die Kirche sichtbar im Kampfe stand, bei uns stand als einer, der nicht wich von dem, darauf er verpflichtet und ordiniert war, und daß er uns . . . als Synodalassessor seit 1933 bis an sein Ende gedient hat mit seinem Rat und mit seiner Tat.“

Bürgermeister Albert Wengenroth und Landrat Paul Grote⁷⁶ gedachten der Verdienste, die sich der Heimgegangene als Schwerter Bürgermeister erworben hatte. Grote sagte dabei, an den Verstorbenen gewandt: „Noch schwiegen jenseits der Ruhr nicht die Waffen eines schweren, modernen Krieges, aber mit Mut und unerschütterlichem Vertrauen und in der Kraft Gottes nahmst du die Zügel der Stadt fest in deine Hand und wurdest damit zu einem Hort der Zuflucht für viele leidgeprüfte Menschen. Als dein engster Mitarbeiter in den ersten Tagen kann ich es bezeugen, wie du trotz deiner schon damaligen Herzkrankheit ein Vorbild wurdest, mit der du dich in der Abwendung der Bedrängnisse der Bevölkerung eingesetzt hast und einen Ausweg suchtest aus dem finstern Labyrinth.“

Kleinmeyers irdischer Lebensweg war zu Ende. In der Rückschau auf diesen Weg wird man mit den Worten, die Gustav Niemeier Ende 1943 an das Konsistorium schrieb, wohl feststellen dürfen: „Es ist schon richtig, wenn man sagt, daß Kleinmeyer ein eigenwilliger Mann (gewesen) sei, er ist aber auch ein tapferer und fleißiger Mann“ gewesen.

⁷⁵ Walter Ritz (1905–1972), von 1948 bis 1968 Superintendent des Kirchenkreises Iserlohn. – Vgl.: Friedrich Wilhelm Bauks, a. a. O., Nr. 5096.

⁷⁶ Paul Grote (1901–1959), christlich-demokratischer Kommunalpolitiker, von 1946 bis 1948 Landrat des Landkreises Iserlohn.

Kurt Gerstein

Pierre Joffroy, in Paris lebender freier Journalist und Schriftsteller, ist der Autor des 1972 in Stuttgart erschienenen Buches „Der Spion Gottes, Die Passion des Kurt Gerstein“. Er arbeitet zur Zeit an einer zweiten, erweiterten Auflage dieses längst vergriffenen Buches. Auf der Tagung „Kirchenkampf in Westfalen“ hielt Pierre Joffroy am 24. Oktober 1986 einen viel beachteten und rege diskutierten Vortrag über Kurt Gerstein. Der Verein für Westfälische Kirchengeschichte hat sich entschlossen, diesen Vortrag, auch wenn er nicht im strengen Sinne ein wissenschaftliches Referat war, wegen seiner Eindringlichkeit und des spürbaren Engagements des Verfassers, einer so schwierigen Person wie Kurt Gerstein gerecht zu werden, in diesem Jahrbuch abzudrucken.

Bernd Hey

„Ich war die Ausnahme“, soll Sören Kierkegaard im Sterben gesagt haben und behielt sein Geheimnis für sich, indem er es aussprach. Es ist gut möglich, daß Kurt Gerstein, der Kierkegaard kannte und verehrte, dieses Wort in einem Augenblick verzweifelter Klarsicht einmal auf sich selbst bezogen hat.

Worin aber war Kurt Gerstein die Ausnahme?

Sicher nicht als Kämpfer im Widerstand gegen den Nazismus. Er war nur einer unter vielen in der geheimen Armee, die in der Nacht über Deutschland aufgestanden war, um Zeugnis abzulegen für die Fortdauer des Lichtes.

Oder Ausnahme vielleicht darin, daß er in die SS eingetreten war, um ihren Mechanismus von innen heraus zu begreifen und zu bekämpfen?

Auch hierfür gibt es andere Vorbilder: Es gibt sie im Bereich des Archetyps. Es gibt den Missionar, der sich ins Lager des Gegners schleicht, der dessen Maske aufsetzt und dabei alles aufs Spiel setzt, Leib und Seele. Es gibt in der unmittelbaren Zeitgeschichte einen Mann wie den Oberleutnant Schulze-Boysen, der als Leiter einer Widerstandsgruppe im Ministerium Görings saß. Schulze-Boysen freilich war nicht allein, und er wußte, was Ehrgeiz war.

Gersteins Ausnahmestellung besteht vielmehr darin, daß er allein war und daß er einsam war und daß er dies in seinem Nachleben bis heute geblieben ist.

Nun kann man einwenden, daß Gersteins Widerstand aus Überzeugungen erwuchs, die er mit anderen teilte und deren geistiger Mutterboden die Bekenntniskirche war, daß er also in diesem Sinn doch nicht so allein war. Und doch scheint mir, daß selbst in diesem Zusammenhang seine Einsamkeit den Charakter der Absolutheit, der fast eisigen Abstraktheit, behält. Um dies verständlich zu machen, muß ich einige biographische Notizen begeben und bitte vorweg diejenigen unter Ihnen um Verzeihung, die hier, in unmittelbarer Nähe von Gersteins Heimatstädten Hagen und Münster, seinen Werdegang bereits kennen.

Kurt Gerstein, der Sohn eines Richters ist, tritt 1925, mit 20 Jahren, in die protestantische Jugendbewegung ein. Als überzeugtem Protestanten geht es ihm von vornherein darum, mit seinem Glauben Ernst zu machen; sehr im Gegensatz zu der traditionsgebundenen, zum Kompromiß neigenden Glaubenshaltung seines bürgerlichen Milieus. Er heiratet Elfriede Bensch, die Tochter eines Pastors; die Trauung vollzieht der spätere Bischof Dibelius.

In der christlichen Jugendbewegung Westfalens wird er bald für viele eine Art Leitfigur, ja fast ein Vorbild für die praktische Verwirklichung des Glaubens. Er ist ein Lehrer, und er lehrt nicht einfach den Glauben zu bekennen, sondern ihn auf die Probe zu stellen, ihn der schweren Prüfung des täglichen Lebens zu unterwerfen. Er lehrt die Freiheit des Gewissens.

Und dann, 8 Jahre später, 1933, tritt derselbe Mann in die NSDAP ein. Nochmals 8 Jahre später, 1941, wird er Mitglied der SS. Wo bleibt da die Religion? Wo die Freiheit des Gewissens? Aber auf diese Fragen hat er die Antwort bereits gegeben. Als Mitglied der Partei, mit dem Parteiabzeichen am Rockaufschlag, protestiert er öffentlich im Theater von Hagen gegen die Verhöhnung des christlichen Glaubens im Stück „Wittekind“ von Eduard Kiss. Seine Parteigenossen schlagen ihn brutal zusammen. 1936 wird er wegen der Verteilung antinazistischer Schriften von der Gestapo verhaftet, wieder freigelassen, 1938 erneut verhaftet und im Lager von Welzheim interniert.

Durch den Einfluß seiner Familie gelingt es ihm freizukommen, und da nun zieht er die meistgefürchtete und meistgehaßte Uniform jener Zeit an, die Uniform des Schwarzen Ordens, der sich offen zum Heidentum bekennt. Wem dieser Werdegang unwahrscheinlich vorkommt, der sei daran erinnert, daß es zu jener Zeit eben noch kein computergesteuertes zentrales Personenregister gab, also keine totale Kontrolle. Davon haben auch andere Widerstandskämpfer profitiert, so zum Beispiel eben Schulze-Boysen.

So hat man höheren Ortes Gersteins „Jugendsünden“ vielleicht nicht einmal vergessen, sondern einfach übersehen; und dann hat Gerstein Fähigkeiten, die ihn schnell unabhkömmlich machen. Er ist

Diplomingenieur, er hat medizinische Kenntnisse, er wird schnell ein anerkannter Fachmann für Hygienefragen. Aber lassen wir unseren Blick noch einmal zurückgehen. 1933 proklamiert der Reichsbischof Ludwig Müller die Eingliederung der evangelischen Jugendverbände in die Hitlerjugend. Jene „Deutschen Christen“ treten nach vorn, die sich als Arier und Antisemiten verstehen. Da schickt Gerstein, inzwischen prominentes Mitglied der evangelischen Jugendbewegung, ein berühmt gewordenes Telegramm an den Reibi:

„Kirche stirbt von Bischofs Hand.

In Scham und Trauer über solche Kirche Christi.

Gerstein, Diplom-Ingenieur, Gemeindegemeinderat
Hagen, Westfalen.“

In der Freiheit des Gewissens, gegen eine falsche Hierarchie, spricht Gerstein vom Tod der Kirche und unterschreibt im Namen der Kirche, als wäre sie doch noch am Leben. Denn sie ist am Leben. Sie lebt weiter als Bekenntniskirche. Sie verkörpert sich in Männern wie Gerstein, wie Niemöller, mit dem Gerstein gut bekannt war. Der eine kommt nach Dachau, das ist der normale Weg; der andere tritt in die SS ein, das ist die Ausnahme. Für den Außenstehenden behält dieses ständige Hin und Her zwischen Erlösung durch den Glauben und Verdammnis ein Geheimnis. Ich selbst, als ich begann, mich mit Gerstein zu beschäftigen, habe einige Zeit gebraucht, um zu verstehen, oder besser gesagt, um dieses Verstehen akzeptieren zu können. Für jemand, der am cartesianischen Denken und am Satz des logischen Widerspruchs geschult ist, erscheint dieser Widerspruch zunächst unauflösbar:

„Ein Christ als SS-Mann?“

Heute dagegen wundere ich mich über mein eigenes Staunen: alle Dokumente und alle Aussagen machen es zur Evidenz: Gerstein blieb der Christ, der er immer gewesen war, und aus Treue zur Kirche, zu der er sich bekannte, trat er in den innersten und verborgensten Kreis des Nazireiches. Zum Pastor Rehling sagte er:

„Wie will man helfen, wenn nicht von innen her? Ich glaube, daß der Tag kommen kann, an dem man wird sagen müssen: Christen, tretet in die Partei ein!“

Dies entspricht genau einem Gedanken von Kierkegaard:

„Wenn man es schaffen will, jemand zu einem bestimmten Punkt hinzuführen, so muß man sich eben dorthin begeben, wo dieser Jemand sich befindet und von dort ausgehen.“

Gerstein muß sehr bald verstehen, daß er niemand, oder doch nur sehr wenige, aus der Höhle des Schreckens hinausführen wird, aber schon hat seine Sendung ihr Wesen geändert: Er war ein Spion der Kirche im Innersten des Nazireichs, er ist nun nach dem Wort Pastor Rehlings ein Spion Gottes. Ihm kommt es zu, Zeugnis abzulegen; ein



Kurt Gerstein

Zeugnis, das er allein ablegen kann, denn in Belzec und Treblinka hat er gesehen, was nur die Toten und die SS-Leute gesehen haben. Die Einsamkeit Gersteins, die nun erst wirklich beginnt, macht seine Aus-

nahmestellung aus. Die eigenen Freunde verstehen ihn nicht, die Nazis spüren seine Gefährlichkeit, ohne ihn doch zu durchschauen, er selbst muß Masken tragen, muß sein Geheimnis selbst seinen nächsten Freunden und Verwandten verbergen, ja gerade diesen, um sie nicht in sein Verderben mit hineinzuziehen, ein Verderben, das ihn ständig bedroht und dem er immer wieder entgeht. Und das geneigte Ohr, dem er das Zeugnis der Wahrheit anvertrauen könnte, findet er nicht. Der päpstliche Nuntius in Berlin läßt ihn hinausweisen. Die Schweiz und Schweden hören sein Zeugnis, aber wollen seine furchtbare Realität nicht begreifen. „Je wirklicher ein Ereignis ist,“ sagt Dostojewski, „um so unwahrscheinlicher ist es.“ Und als er schließlich Gefangener der Franzosen ist, sehen diese in ihm zunächst nur einen SS-Verbrecher, der vielleicht andere wird verraten können.

An seinem Zeugnis hat er schwer getragen wie an einem Kreuz; das zeigt alles, was er getan hat, das zeigt seine Gefangenschaft, das zeigt sein Selbstmord im Gefängnis 1945. Das zeigt aber auch sein Fortleben nach dem Tode, ein Fortleben, in das der Friede noch nicht eingekehrt ist. Als Toter ohne Begräbnis bedrängt Gerstein das Gewissen unserer Zeit.

An dieser Stelle müssen wir einige historische Fakten geben: 1962 entfesselt Rolf Hochhuth mit dem Stück „Der Stellvertreter“ einen Skandal. Er stellt dar, wie Gerstein versucht, der katholischen Kirche die unaussprechliche Wahrheit mitzuteilen, und wie diese nichts davon hören will. Er wirft Fragen auf, die die Haltung Pius XII. betreffen. Warum hat sich diese mächtige Stimme nicht erhoben, um die Nazimörder zu verurteilen? Sollte bei dieser Zurückhaltung der Antikommunismus des Papstes eine Rolle gespielt haben? Die Frage bleibt unbeantwortet. Wieder vergehen 20 Jahre. Wieder werden die im Gefängnis geschriebenen Berichte Gersteins aktuell. Diesmal geht es aber um einen weitausgreifenden Versuch, den Nazismus zu rehabilitieren. Bisher ist jeder Versuch in dieser Richtung an der Existenz der Gaskammern gescheitert. Um der Gaskammern willen kann man den Nazismus nicht als einen banalen Totalitarismus neben vielen anderen hinstellen. Das würde nun wirklich einen schlechten Eindruck machen. Um den Nazismus einigermaßen hoffähig zu machen, muß man die Existenz der Gaskammern leugnen. Daran versuchen sich seit einigen Jahren Pseudo-Historiker der sogenannten revisionistischen Schule, unter ihnen vor allem 2 Franzosen, Faurisson und Roques. Der Erstgenannte hatte sehr wohl verstanden, daß unter den Beweisen für den Judenmord dem Zeugnis Gersteins entscheidende Bedeutung zukam: Gerstein war SS-Mann gewesen und hatte schon 1942 ausländische Diplomaten über das Geschehene informiert. Dem Zweiten dagegen, Henri Roques, fiel die Aufgabe zu, die Berichte Gersteins als unglaubwürdig

hinzustellen. Im Juni 1985 legte er an der Universität Nantes eine Dissertation vor¹, in der er Gerstein als einen Kranken, einen unter Wahnvorstellungen leidenden Verrückten darstellt, dessen Berichte angefüllt seien mit Widersprüchen und technischen Unmöglichkeiten und dessen Zeugnis wertlos sei. Gaskammern habe es nie gegeben. Dies alles sei eine Lüge und ein Mythos.

Die Promotion des Henri Roques ist kürzlich vom französischen Minister für Hochschulen und Forschung annulliert worden, und zwar wegen gravierender Formfehler, zu denen eine gefälschte Unterschrift gehört.

Man darf vermuten, daß noch andere Versuche, den Nazismus halbwegs hoffähig zu machen, folgen werden, und immer wieder wird dann Gerstein sich neuen Lügen und Verleumdungen ausgesetzt sehen. „Für den Zeugen zeugt niemand“, sagte der Dichter Paul Celan, und man darf hinzufügen: niemand, wenn nicht eben sein Zeugnis und eben die Angriffe, die dieses Zeugnis hervorruft.

¹ Die von Pierre Joffroy erwähnte Dissertation von Henri Roques, die in Frankreich großes Aufsehen erregt hat, ist nun unter dem Titel „Die ‚Geständnisse‘ des Kurt Gerstein“ auch auf deutsch erschienen. Trotz mancher Bedenken gegenüber Roques und seinem Werk meinten wir, es Kurt Gerstein schuldig zu sein, uns mit diesem Buch und der „Affaire Roques“ intensiver auseinanderzusetzen. Deshalb wird für den nächsten Band dieses Jahrbuchs eine ausführliche (Gegen-)Darstellung zu diesem Themenkomplex angestrebt. Den interessierten Leser verweisen wir im übrigen auf die nachstehende (unvollständige) kleine Bibliographie zur Person Kurt Gersteins:

Brinkmann, Ernst: Im „Engagement für die christliche Sache“ – Kurt Gersteins Lebensweg, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark, Bd. 62, Dortmund 1965, S. 1–18.

Decaux, Alain: Obersturmführer Gerstein, „espion de Dieu“, in: L'Histoire en question, Paris 1983, S. 280–329.

Franz, Egon: Die sexualpädagogische Missionsarbeit Kurt Gersteins im Rahmen seines Widerstandes gegen die Machthaber des III. Reiches, in: Die innere Mission, Jg. 60/1970, H. 5, S. 208–216.

Franz, Helmut: Kurt Gerstein. Außenseiter des Widerstandes der Kirche gegen Hitler, Zürich 1964.

Friedländer, Saul: Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten, Gütersloh 1968.

Gädeke, Reinhard: „Es klingt ein Ruf“. Zur Geschichte der Schülerbibelkreise Westfalen. B. K. seit 1933, Wetter/R. 1983 (bes. S. 25–30).

Gädeke, Reinhard: Kurt Gerstein. Der Spion Gottes aus Hagen, in: Heimatbuch Hagen und Mark 1985, S. 1–8.

Hey, Bernd: Kurt Gerstein, in: Akademie Bad Boll (Hrsg.), Aktuelle Gespräche, Jg. 36/1986, S. 22–24.

Joffroy, Pierre: Der Spion Gottes. Die Passion des Kurt Gerstein, Stuttgart 1972.

Katthagen, Alfred: Kurt Gerstein. Eine deutsche Passion in der Hitlerzeit, Wetter/R. 1985.

Talatzko, Helmut: Kurt Gerstein und der Central-Ausschuß für die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche, in: Die innere Mission, Jg. 60/1970, H. 5, S. 196–208.

Zwei Bemerkungen zum Abschluß:

Auschwitz bleibt für die Geschichte ein einschneidendes Datum: Es gibt die Zeit vor Auschwitz und die Zeit nach Auschwitz. Den Antisemiten aus der Zeit vor Auschwitz kann man und sollte man vielleicht verzeihen: Sie konnten noch nicht ahnen, wohin ihr Gerede schließlich führen würde. Nie verzeihen aber darf man den Antisemiten aus der Zeit nach Auschwitz, Leuten, die aus einer Geschichte, die vor ihren Augen sich abspielte, hätten lernen können. Sie tragen nach eigenem Willen einen anderen Stern als den Judenstern: den Stern des Bösen.

Die zweite Bemerkung:

Wenn man nach ihren Motiven sucht, dann geben die „Revisionisten“ vor, die Ehre des deutschen Volkes gegen den Vorwurf des Judenmordes verteidigen zu wollen. Sie setzen ganz bewußt Deutschland mit dem Nazismus gleich. Dabei sind doch die ersten Widerstandskämpfer in großer Zahl in Deutschland selbst aufgestanden, Antifaschisten der Linken wie der Rechten, Christen aller Bekenntnisse, die ersten Opfer der Gefängnisse und Konzentrationslager, und unter ihnen jene Ausnahme, jene einsame und unzugängliche Gestalt des Kurt Gerstein, der auch für uns noch in der ersten Reihe steht, mit weitgeöffneten Augen, als Zeuge und Märtyrer nicht etwa einer Kirche, sondern der Menschlichkeit.

Die Arbeitsgemeinschaft der diakonischen und missionarischen Werke und Verbände 1934/35*

Die Arbeitsgemeinschaft der diakonischen und missionarischen Werke und Verbände ist von der Kirchenkampfforschung bisher eher beiläufig in den Blick genommen worden. Vornehmlich die Führungsebene der verfaßten Kirchen sowie der Bekennenden Kirche, ihre Leitungsgremien und das Wirken der an exponierter Stelle tätigen Persönlichkeiten wurden inzwischen in zahlreichen Einzelmonographien und mehreren bedeutenden Gesamtdarstellungen gewürdigt. Daneben sind – vor allem in den letzten Jahren – eine ganze Reihe instruktiver, lokal zentrierter Beiträge erschienen, in deren Mittelpunkt ebenfalls der Kirchenkampf steht und die von der Gemeindebasis ausgehend die Geschehnisse zwischen 1933 und 1945 gewissermaßen ‚von unten‘, als ‚Alltagsgeschichte‘ des Kirchenstreits nachzeichnen. Wie mir scheint, fehlt uns noch die sorgfältige Sichtung und Analyse jener ‚dritten Ebene‘, die meiner Einschätzung nach keineswegs eine untergeordnete Rolle innerhalb der (volks)kirchlichen Entwicklung dieser Zeit gespielt hat: Ich meine die Ebene der freien kirchlichen Verbände, Werke und Einrichtungen. Diese standen sicher nicht in vorderster Front der Auseinandersetzungen, ja sie wirkten geradezu ‚hinter den Kulissen‘, weil sie sich aus noch zu erläuternden Gründen nur ungerne an die Öffentlichkeit wandten; gleichwohl nahmen sie nicht

* Nur geringfügig überarbeiteter und ergänzter Text eines anlässlich der Tagung ‚Kirchenkampf in Westfalen‘ am 25. X. 1986 in der Ev. Akademie Haus Ortlonn/Iserlohn gehaltenen Kurzreferats. Da ich beabsichtige, in Kürze einen umfangreicheren Beitrag zur Geschichte der Arbeitsgemeinschaft vorzulegen, wird an dieser Stelle auf Einzelbelege verzichtet. Das Folgende stützt sich vornehmlich auf Archivalien des Hauptarchivs der v. Bodenschwinghischen Anstalten in Bielefeld-Bethel (Bestand 2/39), des Archivs des Diakonischen Werkes der EKD in Berlin-Dahlem (Bestand AG-DMWV), ferner auf Einzelstücke des Archivs der Berliner Missionsgesellschaft in Ostberlin und des Ev. Zentralarchivs in Berlin-Charlottenburg (Bestand 50). Die Arbeiten von Kurt Meier, der Evangelische Kirchenkampf. Gesamtdarstellung in drei Bänden, Halle/S. – Göttingen 1976–1984 und Klaus Seichler, Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. 1–2, Berlin/Frankfurt a. M. – Wien 1977 und Berlin 1985, gehen auf die Arbeitsgemeinschaft entweder nur am Rande oder gar nicht ein. Ein Blick in den jüngst erschienenen Registerband der ‚Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfes‘, Göttingen 1984, bestätigt den Eindruck einer Vernachlässigung unseres Themas durch die Fachforschung. Der Vollständigkeit halber ist die Skizze von Fritz Mybes zu nennen: ‚Die Arbeitsgemeinschaft der missionarischen und diakonischen Werke und Verbände in der Deutschen Evangelischen Kirche – auch ein Kapitel in der Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe‘, in: Ders./Günther van Norden, Evangelische Frauen im Dritten Reich, Düsseldorf 1979, 31–45.

zu unterschätzenden Einfluß auf den Gang der Dinge. Das gelang ihnen seit Herbst 1934 in zunehmendem Maße, nachdem sie sich in ihrer überwiegenden Mehrheit zur Arbeitsgemeinschaft der diakonischen und missionarischen Werke und Verbände zusammengeschlossen hatten.

Nun mag man die berechtigte Frage stellen: ‚Was hat die Arbeitsgemeinschaft mit dem Kirchenkampf in Westfalen zu tun?‘ Nach dem heutigen Stand der Aufarbeitung der Verbandsgeschichten in dieser Kirchenprovinz läßt sich dazu (noch) wenig sagen. Andererseits gingen entscheidende Initiativen von hier, genauer gesagt von Bethel aus, was sowohl für die Gründung als auch für die organisatorische und geistige wie geistliche Leitung der Arbeitsgemeinschaft bis in den Krieg und darüber hinaus zutrifft. Damit aber wurden der Vorsteher von Bethel, Pastor Fritz von Bodelschwingh, und sein enger Mitarbeiter, der Verwaltungsleiter von Sarepta, Dipl.-Kfm. Johannes Kunze, zu führenden Gestalten des auf die Verbände bezogenen Kirchenkampfes über die geographische Begrenzung unserer Region hinaus. Das dürfte die allgemeinere Behandlung des Themas auch im Rahmen einer Tagung über den westfälischen Kirchenkampf rechtfertigen.

Zur Quellen- und Literaturlage ist folgendes anzumerken: Als sich die Arbeitsgemeinschaft im Herbst 1934 konstituierte, sah man zunächst von der Gründung einer eigenen Geschäftsstelle ab. De facto fungierte so die Hauptkanzlei Bethel als Verwaltungsorgan, ebenso informell wirkte der schon genannte Johannes Kunze als Geschäftsführer, bis der stets wachsende Arbeitsanfall zusammen mit der Einsicht, daß wegen der Konzentration der Ereignisse auf Berlin die Arbeitsgemeinschaft dort mit einer Geschäftsstelle präsent sein müsse, dazu führte, im Hause des brandenburgischen Provinzialverbandes für Innere Mission unter Pastor Dr. Theodor Wenzel ein eigenes Büro einzurichten. So ging ein Teil der Akten nach Berlin, während der überwiegende Bestand in Bethel verblieb. Die erhaltenen Unterlagen befinden sich heute im Hauptarchiv der v. Bodelschwinghschen Anstalten und im Archiv des Diakonischen Werkes der EKD, das inzwischen die Akten des Brandenburgischen Provinzialverbandes für Innere Mission übernommen hat. Angesichts der noch vielfach unzureichenden Informationen über die Archivsituation der diakonischen Einrichtungen erscheint es aber denkbar, daß weitere Materialien etwa in Kaiserswerth existieren, dessen Vorsteher, Graf von Lüttichau, neben von Bodelschwingh und dem Berliner Missionsdirektor Siegfried Knak zu den leitenden Persönlichkeiten der Arbeitsgemeinschaft zählte. Splitter liegen in der Sammlung Harder des Evangelischen Zentralarchivs in Charlottenburg und im Archiv der Berliner Missionsgesellschaft am Georgenkirchplatz in Ostberlin. Nach Auskunft des Archi-

vars des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche von Westfalen, Dr. Ehlers/Münster, gibt es in seiner Einrichtung keine Quellen zur Geschichte der Arbeitsgemeinschaft. – Neben verstreuten Hinweisen in der Sekundärliteratur hat unser Thema bisher nur in einem kleinen Beitrag des langjährigen rheinischen Frauenhilfspfarrers Fritz Mybes Erwähnung gefunden, allerdings vornehmlich im Zusammenhang mit der Geschichte der Evangelischen Frauenarbeit im Dritten Reich und nicht als Darstellung der Arbeitsgemeinschaft insgesamt konzipiert. Auch die folgende Skizze kann nur in knappster Form andeutungsweise umreißen, wie diese Sammlung von Verbänden (kirchen-)historisch einzuordnen ist, welchen Zielsetzungen sie verpflichtet war und welchen Beitrag sie als durchaus eigenständige Gruppierung zwischen ‚Dahlemiten‘, Erster Vorläufiger Kirchenleitung (VKL) und dem DC-Kirchenregiment 1934/35 zu leisten vermochte. Damit ist zugleich der zeitliche Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen sich die nachstehenden Ausführungen bewegen.

I.

Zusammenschlüsse der freien evangelischen Verbände zu Zwecken der Einflußnahme auf die verfaßten Landeskirchen sind keine Besonderheit der kirchlichen Zeitgeschichte im Dritten Reich. Sie wurden stets in krisenhaften Situationen des deutschen Protestantismus debattiert und müssen im engen Kontext zum Aufkommen der bürgerlichen Vereinsbewegung des 19. Jahrhunderts gesehen werden. Sie besaßen in aller Regel eine deutlich akzentuierte unitarische Tendenz, d. h. ihr Ziel war die Überwindung der kirchlichen Zersplitterung in Deutschland zugunsten einer national- bzw. reichskirchlichen Einigung des Protestantismus. Freilich scheiterten solche Bestrebungen stets an vielfältigen Widerständen konfessionalistischer Art, aber auch an territorialem Partikularismus. Das bedeutendste Beispiel ist wohl die Konferenz deutscher evangelischer Arbeitsorganisationen, die unter dem Patronat der informellen Leitorganisation des Verbandsprotestantismus, des Centralausschusses für Innere Mission, 1916 ins Leben trat. Ursprünglich gedacht als Auffangbecken zur Umsetzung des auch auf den Raum der Kirche übergreifenden Kriegserlebnisses im Sinne einer Re-Christianisierung des deutschen Volkes wie auch der vereinheitlichenden Reorganisation des Kirchenwesens, meldete die Konferenz 1918/19 unüberhörbar ihren Anspruch auf aktive Mitwirkung bei der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse an. Konkret erstrebte sie eine für den Verbandsprotestantismus vorteilhafte Vertretungsregelung in Kirchenregiment und Synoden, mußte sich aber nach dem nahezu vollständigen Sieg des Synodalprinzips damit begnügen, innerhalb dieser

gesetz- und verfassungsgebenden Versammlungen seine Interessen wahrzunehmen.

Als die ersehnte Reichskirche im Juli 1933 endlich Wirklichkeit wurde, hatten die Verbände an ihrem Zustandekommen keinen Anteil gehabt. Der aufflammende Kirchenstreit ließ jedoch den Gedanken an einen eigenständigen Beitrag des Verbandsspektrums zur Befriedung der Kirche wieder aufleben. Daß dies mit schier unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden war, weil große Organisationen wie Gustav-Adolf-Verein, Evangelischer Bund, Frauen- und Männerarbeit und nicht zuletzt die Innere Mission über ihre Stellung intern zunächst keine Einigkeit erzielten bzw. sich ohne große Vorbehalte auf die eine oder andere Seite schlugen, scheint einsichtig. Erst die Zuspitzung des Kampfes durch das gewaltsame Einigungswerk des Reichsbischofs und seines ‚Rechts‘-walters August Jäger leitete im Spätsommer 1934 hier einen Umdenkungsprozeß ein.

II.

Neben dem Evangelischen Oberkirchenrat und dem Ev. Preßverband zählte der Centralausschuß für Innere Mission zu den Angriffszielen des kurzzeitigen Staatskommissars August Jäger, der durch seine Vertrauensleute, die DC-Pfarrer Horst Schirmacher und Karl Themel, die NS-Machtergreifung auch dort erproben ließ. Tatsächlich gelang es den beiden Beauftragten, dieses Zentrum evangelischer Liebestätigkeit im Handstreich zu nehmen und derart vollendete Tatsachen zu schaffen, daß sie auch nach dem erzwungenen Rückzug Jägers das Heft in den Händen behielten. Schirmacher als Erster Direktor und Themel als Präsident schlossen sodann ein Abkommen mit der Reichskirchenregierung unter Ludwig Müller ab (18. X. 1933), welches zunächst deren Macht zu konsolidieren schien, andererseits aber die Spitze der Inneren Mission tief in den Kirchenkampf verstrickte. Da die meisten kirchlichen Einrichtungen und Werke, selbst jene, die nicht auf karitativem Felde arbeiteten, dem CA in irgendeiner Form assoziativ angeschlossen waren, zeitigte die am Reichensteiner Weg betriebene kirchenpolitische Ausrichtung Rückwirkungen auch auf solche eine Mehrheit bildenden Organisationen, die sich der Bekennenden Kirche verpflichtet wußten. Vor allem der Kaiserswerther Verband und das Ev. Frauenwerk, mehr als die Hälfte aller Provinzial- und Landesgeschäftsführer der Inneren Mission, außerdem Einzelpersonlichkeiten wie Fritz von Bodelschwingh und Graf Lüttichau fanden sich mit der deutsch-christlichen Linie von Themel und Schirmacher nicht ab und sann auf Abhilfe. Als zu diesem Kreis, dessen Vertreter sich erstmals im Juli 1934 im Pfarrhaus Paul-Gerhard Braunes in Lobetal trafen, auch einige Missionsgesellschaften und Vertreter sonstiger unabhängiger Vereinigun-

gen wie des Gnadauer Verbandes stießen, ergab sich wie von selbst der Gedanke, sich zusammenzuschließen, um das Gewicht der Verbände im Kirchenkampf besser zur Geltung zu bringen.

Auslöser zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft war also die Absicht, einen Kurswechsel innerhalb des CA herbeizuführen, aber man beschränkte sich nicht auf diese Aufgabe, sondern wollte einen Beitrag zur Befriedung der Lage leisten. An die Schaffung einer schlagkräftigen Organisation dachten die Initiatoren vorerst nicht; in Anbetracht der divergierenden Auffassungen, in wie weit und ob man sich überhaupt in die kirchenpolitische und theologische Debatte einschalten sollte, einigten sich die rund 60 eingeladenen Teilnehmer der Vorkonferenz von Wernigerode (9./10. X. 34) – unter ihnen bis auf den Leiter der Stadtmission Halle/S. kein einziger Angehöriger der DC – auf die salvatorische Formel von Pfarrer Bender/Nonnenweier: „Die Entscheidung ist unsere Sache, die Scheidung ist Sache Gottes.“ Das hieß im Klartext, daß auch Deutsche Christen in diesem Kreis mitarbeiten konnten, sofern sie sich auf die Grundlage von Schrift und Bekenntnis stellten. Zum Anschluß an die Bekenntnissynode rief nur ein einziger Teilnehmer auf; andere wie der Bremer IM-Geschäftsführer Bodo Heyne plädierten ausdrücklich für die Beschränkung auf fachliche Arbeit und warnten vor jeder Einmischung in den Kirchenkampf. In der Tendenz waren die meisten theologischen Berufswarbeiter aber dafür, keinerlei Konzessionen auf Kosten des Bekenntnisses zu machen, und stimmten sogar in der Bereitschaft überein, notfalls den Wohlfahrtspflegebereich der Inneren Mission zu opfern, wenn damit nur das volksmissionarische Anliegen gewahrt bliebe.

III.

Rigorese Standortbestimmungen dieser Art ließen sich freilich so *nicht* durchhalten; im Konflikt zwischen der bedrohten Einheit des Verbandsprotestantismus und dem bekenntniskirchlichen Anliegen suchten die Verantwortlichen nach einem Kompromiß, der beides zu wahren vermochte, aber auf die außenstehenden Exponenten von DC und BK oft den Eindruck eines neutralistischen Lavierens zwischen den Fronten machte. Damit ist das Dilemma gekennzeichnet, in dem sich die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft von Beginn an befanden. Es setzte sie bis zum Ende des Dritten Reiches immer wieder Mißverständnissen und Verdächtigungen aus, die sich auch beim Wiederaufbau nach 1945 als schwere Hypothek erweisen sollten.

Wesentliche Ursache für Zurückhaltung und vorsichtige Aufgabe der Bereitschaft, die Werke notfalls um des Bekenntnisses willen zur Disposition zu stellen, dürfte neben den sich überstürzenden Ereignis-

sen in Süddeutschland die bekannte Aufforderung der am 19./20. Oktober des Jahres tagenden Dahlemer Bekenntnis-Synode gewesen sein, dem DC-Kirchenregiment den Gehorsam aufzukündigen und sich der Leitung der Bruderräte zu unterstellen (These III, 3). Unter dem Eindruck dieser Forderung beschloß die eigentliche Gründungsversammlung der Arbeitsgemeinschaft am 24./25. Oktober in Hannover „Richtlinien für gemeinsames Handeln“, in denen anerkannt wurde, daß die Bekenntnissynode auch den Verbänden den Orientierungspunkt angebe, „von dem aus die Erneuerung der Kirche aufgefaßt werden“ müsse, zugleich aber bezeichnete sie es als ihr Ziel, „die Fortsetzung des missionarisch-diakonischen Auftrags der Einrichtungen sicherzustellen“. Ferner betonte sie, Zweck der Gründung sei „die Wahrung der lebensnotwendigen Grundlage und der ebenso lebensnotwendigen Freiheit der zu ihr gehörenden Verbände und Werke“. Wenige Tage später bekräftigte Fritz v. Bodelschwingh gegenüber Präses Koch diese Position: Prinzipiell gelte Dahlem III, 3 auch für die Arbeitsgemeinschaft, die jedoch „die besondere Lage in den Verbänden und Anstalten im Auge zu behalten“ hätte. Es gebe „eine Fülle von Beziehungen“ – nicht nur geistlicher, sondern auch ökonomisch-sozialer Art –, „die es nötig machen, die Forderung der Berliner Botschaft geistlich und nicht gesetzlich auszuführen“.

IV.

Entgegen der ursprünglichen Absicht, Organisationsfragen zugunsten eines primär „geistlichen Zusammenschlusses) zur gegenseitigen Stärkung und Beratung“ in den Hintergrund treten zu lassen, begann Kunze schon Anfang November damit, ein Netz von Vertrauensleuten der Arbeitsgemeinschaft im Reich aufzubauen. Durch sie – in der Regel theologische Berufsarbeiter der Inneren Mission – war die Arbeitsgemeinschaft stets über den Stand der Auseinandersetzungen in den Ländern und Provinzen unterrichtet und konnte ihrerseits entsprechende Initiativen ergreifen. Außerdem warben diese Verbindungsmänner neue Mitglieder für die Arbeitsgemeinschaft, der Ende 1935 33 Spitzenverbände, 164 diesen nicht angehörende Einrichtungen und -vereine sowie 133 Einzelpersönlichkeiten, die ihrerseits bestimmte Werke repräsentierten, angeschlossen waren (Aus Westfalen: 19 Pfarrer aus dem Bereich der Inneren Mission und die Stadtverbandsvorsitzende Bielefeld der Ev. Frauenhilfe). Evangelischer Bund und Gustav-Adolf-Verein blieben abseits, unterhielten aber andererseits enge Kontakte zu Bruderrat und Beirat der Arbeitsgemeinschaft. Vor allem in der Frage des – dann doch nicht erreichten – wichtigsten Teilzieles im Spätherbst 1934, den Reichsbischof zum freiwilligen Verzicht auf sein Amt zu nötigen, arbeitete man zusammen.

Die durch den Führungsanspruch der Bruderräte und Dahlem III, 3 aufgeworfenen Fragen blieben in der Folgezeit das beherrschende Thema innerhalb der Arbeitsgemeinschaft und der ihr angeschlossenen Gruppierungen. Deshalb begrüßte man auch die Gründung der 1. VKL Mitte November 1934 und setzte große Hoffnungen darauf, daß sie unter dem bestimmenden Einfluß des als ‚gemäßigt‘ geltenden hannoverschen Landesbischofs Marahrens den Kirchenfrieden wiederherstellen könne. Die fast gleichzeitig aber unabhängig von der VKL-Konstituierung erfolgende Wahl von Marahrens zum neuen Präsidenten des Centralausschusses schien die Gewähr dafür zu bieten, Eigenständigkeit und gleichzeitig innere Nähe zu einem neuen, auf Schrift und Bekenntnis ruhenden Kirchenregiment zu garantieren. In diesem Sinne begrüßte die Arbeitsgemeinschaft die Einsetzung der VKL ausdrücklich, wollte aber auch ihr sich nicht förmlich unterstellen, „weil wir dadurch“ – wie es in der Grußadresse hieß –, „die Geschlossenheit unserer Werke und die Gemeinschaft innerhalb unserer Verbände zerreißen würden. In äußerer Unabhängigkeit, die doch innere Gebundenheit ist, glauben wir auch künftig unseren besonderen Auftrag am besten erfüllen zu können.“ – Obwohl Marahrens schließlich die CA-Präsidentschaft nicht antrat und statt seiner Constantin Frick/Bremen dieses Amt Ende des Jahres übernahm, blieb das Verhältnis zur VKL gut. Die Arbeitsgemeinschaft und ihr Bruderrat kooperierten weiterhin mit ihr in zahlreichen Einzelfragen, dies jedoch vorwiegend vertraulich, um der Kritik sowohl der BK-Bruderräte als auch jener Verbandsvertreter zu entgehen, die Marahrens schon zu eindeutig auf den Kurs der BK fixiert wähten. Bodelschwingh und seine Freunde wiesen den Vorwurf des radikalen bekenntniskirchlichen Flügels vehement zurück, die Arbeitsgemeinschaft bilde de facto eine „dritte Front“ zwischen den Parteien. Zur Begründung führte Bodelschwingh dazu den Begriff der ‚dienenden Kirche‘ ein; sie werde durch die kirchlichen Werke und Verbände symbolisiert, denen die ‚Kirche des Wortes‘ gegenüberstehe. Die ‚dienende Kirche‘ sei volkskirchlich verankert und erfülle ihren Auftrag an jedermann. Man stehe innerlich fest zur BK, doch mache die ‚dienende Kirche‘ diese Bindung nicht zu einer unüberwindlichen Mauer, über die hinweg kein Gespräch mehr möglich sei. Niemand besitze die ganze Wahrheit für sich allein, deshalb müsse man auch auf seine Gegner hören.

V.

Lassen Sie mich zum Schluß noch stichwortartig auf das Verhältnis der Arbeitsgemeinschaft zu den Kirchenausschüssen eingehen. Offenbar hat Reichskirchenminister Kerrl noch vor deren Einsetzung fest auf die Mitarbeit führender Vertreter der Arbeitsgemeinschaft gerechnet.

Ihm und seinen Ministerialräten Ruppel und Stahn dürfte diese mit ihrer ‚mittleren Linie‘ im Kirchenstreit dafür besonders prädestiniert erschienen sein. Anfang September 1935 bat Kerrl v. Bodelschwingh mit einem Telegramm, sich für das Neuordnungswerk zur Verfügung zu halten, was jener zusagte, freilich die wohl von Kerrl erwartete Übernahme eines Amtes strikt ablehnte. Er sei „weder für kirchenregimentliche noch gar für kirchenpolitische Funktionen brauchbar“: „Werde ich auf dieses Gebiet gedrängt, so komme ich mir vor wie eine Amsel auf dem Potsdamer Platz.“ – Seelsorge und Verkündigung seien sein eigentliches Metier, auf dem ihm in den vergangenen Jahren manches geschenkt worden sei, „nicht im Sinne hierarchischer Ansprüche, sondern im Sinne des Neuen Testaments, ‚Aufseher und Diener‘ der Kirche unseres Herrn Christus zu sein“. Diese Charakterisierung kennzeichnet m. E. zutreffend das Selbstverständnis des Betheler Kirchenmannes, dessen anhaltender Einfluß auf die Kirchenpolitik nach seinem Rücktritt vom Amt des designierten Reichsbischofs bis Ende des Krieges noch einer Würdigung harrt. Typisch für ihn ist aber auch eine andere Aussage: So als er am 1. November 1935 dem von Kerrl ebenfalls um seine Mitarbeit gebetenen Grafen Lüttichau schrieb, er habe bei der Zusammensetzung der Kirchengremien „weitgehend raten und helfen“ können, „ohne aber etwa für die endgültige Zusammensetzung des Ausschusses verantwortlich zu sein“. Was hier auf den ersten Blick wie Flucht vor der Verantwortung aussieht, war in Wirklichkeit die Sorge, als Leiter der Arbeitsgemeinschaft die angeschlossenen Verbände in jenen, ihm klarsichtig vor Augen stehenden Streit zwischen Zöllner und dem Reichsbruderrat hineinzuziehen, der dann bekanntlich zur Spaltung der Bekennenden Kirche führte. Trotz erheblicher innerer Divergenzen über diese Frage blieb die Arbeitsgemeinschaft bis 1945 intakt und war daher in der Lage, die 1939 einsetzenden schwersten Belastungen ihrer Werke durch Zwangsmaßnahmen der NSV, finanzielle Restriktionen und vor allem die Krankenmorde bei aller schuldhaften Verstrickung im einzelnen besser durchzustehen, als es ohne dieses einigende Band möglich gewesen wäre.

Die Bedeutung der Arbeitsgemeinschaft für den deutschen Protestantismus und den Kirchenkampf des Dritten Reiches konnte mit dem bisher Gesagten höchstens angedeutet, nicht aber auch nur annähernd erschöpfend ausgelotet werden, zumal sich der behandelte Zeitabschnitt auf die beiden Anfangsjahre beschränkte. Soviel wird immerhin deutlich geworden sein: Die bloß schematische Übertragung der Geschehnisse in ihrer (kirchen-)historischen Einordnung und Bewertung von der Leitungsebene der antagonistischen Kräfte des Kirchenstreites auf die Verbände und Einrichtungen wird diesen nicht gerecht. Hier bildeten sich Optionen eigener Art heraus, die im Interesse der jeweili-

gen Klientel Rücksichten vielfältiger Art auf sozial- und gesundheitspolitische Verflechtungen zu nehmen hatten. Daß davon unbeschwerte Richtungen innerhalb von BK und DC dies – je nach Standpunkt – als schwächliche Kompromißbereitschaft oder als durch Sachargumente nur verschleierte Gegnerschaft zum Regime mißverstanden, gehörte zu den Risiken, auf die sich die der Arbeitsgemeinschaft angeschlossenen Verbände angesichts des ihnen allein erlaubten ‚mittleren Weges‘ einzulassen hatten. Kirchenkampfforschung heißt nicht, die Geschichte ex post wünschbarer Entwicklungen herauszustellen und zu schreiben; die Auffassung von der Möglichkeit einer ‚reinen Scheidung‘ der Geister und Gruppen ist angesichts einer empirischen Bestandsaufnahme, die den Verbandsprotestantismus und seinen volkskirchlichen Unterbau mit in den Blick nimmt, zum Scheitern verurteilt.

„Politische Diakonie“ zwischen 1918 und 1941: Der Rechenschaftsbericht Horst Schirmachers über seinen „Dienst in der Inneren Mission der Deutschen Evangelischen Kirche“

Der folgende Beitrag gibt die 1947 verfaßten Aufzeichnungen eines Mannes wieder, der in den Jahren des Dritten Reiches an führender Stelle der Inneren Mission und ihres Central-Ausschusses wirkte und der nicht zu jenen gehört, an den sich eine bekennniskirchlich orientierte Kirchenkampf-Geschichtsschreibung gern erinnert. Damit soll keiner nachträglichen Ehrenrettung eines Theologen der Weg bereitet werden, dessen schillernde Persönlichkeit ihn über vielfältige Stationen in Ostpreußen, Schleswig-Holstein und Westfalen bis in das Amt des Ersten Direktors des Centralausschusses für Innere Mission in Berlin führte. Die Veröffentlichung des Rechtfertigungsversuches eines überzeugten Nationalsozialisten und Deutschen Christen bis zum bitteren Ende an dieser Stelle geschieht vielmehr, weil Horst Schirmacher einmal durch sein Berliner Amt zu einer bekannten Figur der kirchlichen Zeitgeschichte geworden ist, an der niemand vorübergehen kann, der sich mit dem Weg der evangelischen Verbände und der Inneren Mission im Dritten Reich beschäftigt. Auf der anderen Seite hat Schirmacher in den 1920er Jahren in Westfalen ebenfalls Spuren hinterlassen und hierbei prima facie verblüffende innere Wandlungen durchgemacht, die den Weltkriegs-Reserveoffizier über die Dialektische Theologie Karl Barths zur völkisch-christlichen ‚Bewegung‘ und von da aus zu den Deutschen Christen im Umfeld des Königsberger Wehrkreis Pfarrers Ludwig Müller brachten, welcher bekanntlich mit Westfalen ebenfalls eng verbunden war¹.

Es ist nur auf den ersten Blick bemerkenswert, daß der 1892 in Palmnicken/Ostpr. geborene Schirmacher in seinen zweifellos aus einem starken apologetischen Bedürfnis heraus entstandenen Aufzeichnungen der Zeit seiner Provinzialpfarrämter in Bochum bzw. Winterberg, Neumünster und Königsberg wesentlich mehr Raum widmet als den Berliner Jahren, in denen er doch erheblich größeren kirchen- und verbandspolitischen Einfluß nehmen konnte. Aus der Rückschau von

¹ Vgl. Ernst Brinkmann, „Ludwig Müllers Lebensjahre in Westfalen“, in JfWK 76. 1983, 192–200. – Für hilfreiche kritische Hinweise bei der Durchsicht des Manuskripts danke ich meinem Kollegen Dr. Thomas Kleinknecht/Münster und meiner Frau.

1947 mußten diese Zeit und sein Wirken im Centralausschuß ihm – wohl mit Recht, wie man ex post sagen kann –, derart diskreditiert erschienen sein, daß nachträgliche Harmonisierungen schon im Ansatz vergeblich geblieben wären, zumal die weiterhin im Dienst der Inneren Mission tätigen Theologen und sonstigen Mitarbeiter sich seines mitunter folgenschweren Wirkens noch gut erinnerten. Um aber einem Mißverständnis sogleich vorzubeugen: Schirmacher gehörte nicht zum Typus des deutschchristlichen ‚alten Kämpfers‘, der sich primär der Blut- und Boden-Ideologie des Regimes verpflichtet wußte und dieser etwa alle theologischen Erwägungen und die Interessen der Inneren Mission als Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege untergeordnet hätte; davon kann keine Rede sein. Wir haben mit Schirmacher, der zumindest zeitweise Mitglied der Thüringer Kirchenbewegung Deutsche Christen war, ungeachtet aller Verbalradikalismen und eines unverkennbaren Geltungsbewußtseins im Sinne des Führerprinzips, das er zusammen mit dem Interimspräsidenten Karl Themel – vergeblich! – dauerhaft in der Inneren Mission zu installieren suchte, gewissermaßen den ‚Normaltyp‘ des regimetreuen DC-Theologen vor uns, der Leitungsverantwortung zu tragen hatte und sich innerlich im Spannungsfeld der antagonistischen Loyalitäten zwischen Partei und geistlichem Amt aufrieb². Durch politisch-soziale Sachzwänge wie das Angewiesensein auf eine unabhängige Schar mehrheitlich zur Bekennenden Kirche tendierender Vereinsgeistlicher der Inneren Mission wurde Schirmacher laufend ‚Wechselbädern‘ unterzogen, die seine Identität als (Deutscher) Christ, Nationalsozialist und geschäftsführender Direktor des größten Spitzenverbandes der freien Wohlfahrtspflege empfindlich tangierten und – zumindest in den Augen seiner Zeitgenossen – schließlich zerstörten³.

² Das Beispiel für einen politisch lange unerschütterlich zum Nationalsozialismus stehenden Landesgeschäftsführer, der dennoch im Falle von Konflikten stets den Belangen der Inneren Mission Priorität einräumte und mit den zur BK stehenden Vereinsgeistlichen gut zusammenarbeitete, bietet der sächsische Oberkirchenrat Adolf Wendelin, der trotz seiner politischen Ausrichtung deshalb auch nicht zur ‚Parteifronde‘ im Centralausschuß gerechnet wurde. – So schrieb der ehemalige CA-Präsident Constantin Frick 1947 in dem – ungedruckten – Bericht über seine Amtszeit, es sei allen Außenstehenden wie ein „Wunder“ erschienen, daß Wendelin und sein wichtigster (kirchen-)politischer Widersacher im CA, der rheinische Geschäftsführer D. Otto Ohl/Langenberg, sich in allen die IM betreffenden Sachfragen immer wieder geeinigt hätten, eben weil beide „nicht das Ihre wollten und menschliche Ziele verfolgten, sondern (weil) sie in allem dem Herrn dienen wollten, dem sie Treue und Gehorsam gelobt hatten und (weil) ihr Dienst Dienst der Liebe sein sollte“. Archiv des Diakonischen Werkes der EKD (ADW), CA-West, 20.

³ Zur Gesamtentwicklung der IM im Dritten Reich vgl. Martin Gerhardt, Ein Jahrhundert Innere Mission, Bd. II, Gütersloh 1948 und J.-C. Kaiser, Sozialer Protestantismus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission 1918–1945, München demnächst.

Schirmacher verfaßte seine Rechtfertigungsschrift sechs Jahre nach dem faktischen Ausscheiden aus den Diensten des Centralausschusses. Die wachsenden Bedrängnisse der Inneren Mission durch die hart mit ihr konkurrierende Nationalsozialistische Volkswohlfahrt und die Nöte des Krieges, die durch äußere Geschehnisse, aber auch innere Faktoren – zu nennen wären hier etwa die Problemfelder ‚Sterilisation‘, ‚Euthanasie‘⁴, ‚Nichtarierbetreuung‘⁵ – die evangelische Liebestätigkeit manchen Zerreißproben aussetzten, waren es nicht allein, die den geschäftsführenden Direktor zur Aufgabe seiner Unabkömmlichkeits-Stellung und zur freiwilligen Meldung bei der Truppe bewegten. Die in einem langen Prozeß seit dem Amtsantritt des neuen CA-Präsidenten Constantin Frick Anfang 1935 erfolgende Beschneidung seines Einflusses und der wenigen ihn noch stützenden dezidierten Parteigenossen um CA-Schatzmeister Dr. Heinrich⁶ hatten seine Stellung bis zum Ausscheiden 1941 unterminiert. Das ‚persönliche Regiment‘ Fricks⁷

⁴ Seine zwiespältige Stellung zur sogen. Euthanasie-Aktion ab Oktober 1939 wurde S. im Rahmen des kircheninternen Entnazifizierungsverfahrens nach dem Kriege besonders zum Vorwurf gemacht. Nach der Aussage seiner ehemaligen Sekretärin soll er sich gemeinsam mit Schatzmeister Dr. Heinrich (s. Anm. 6) in einem – nicht erhaltenen – Schreiben an höchste politische Instanzen von Beschlüssen des Vorstandes distanziert haben, die Braunes bekannte Denkschrift und deren Weiterleitung über die DEK an die Reichskanzlei durch Präsident Frick ausdrücklich billigten. Zum Spruchkammerverfahren s. u. Anm. 10; näheres zur Braune-Denkschrift bei Kurt Nowak, ‚Euthanasie‘ und Sterilisierung im ‚Dritten Reich‘, Göttingen ³1984, 133 ff.

⁵ Vgl. dazu demnächst den Aufsatz des Vf.: ‚Innere Mission, Nichtarierfürsorge und ‚Büro Grüber‘. Ein Beitrag zum Problem ‚Kirche und Judentum‘ im Dritten Reich‘, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 36, 1988.

⁶ Der Jurist Dr. Johannes Heinrich war im Zusammenhang mit der Sanierung des CA nach dem sogenannten Devaheim-Skandal 1932 von der Regierung Brüning als eine Art staatlicher Treuhänder in die unkündbare Position des Schatzmeisters eingesetzt worden. Daß er sich nach 1933 zum glühenden Nationalsozialisten entwickeln würde, konnte seinerzeit niemand voraussehen. Zwar leistete er in seinem Aufgabenbereich sachlich hervorragende Arbeit, galt aber als V-Mann des SD innerhalb des CA, der die Politische Polizei stets über alle internen Vorgänge auf dem Laufenden hielt und so in kritischen Entscheidungssituationen der Inneren Mission schweren Schaden zufügte. Ende 1938 wurde er zum Präsidenten des brandenburgischen Konsistoriums ernannt, blieb aber im Nebenamt Schatzmeister des CA. Vgl. Kurt Meier, Der Evangelische Kirchenkampf, Bd. III; Im Zeichen des Zweiten Weltkrieges, Halle/S.-Göttingen 1984, 225 ff. und den in Anm. 2 genannten Bericht Fricks. Die Spitzeltätigkeit Heinrichs bestätigte auch Otto Ohl in seiner Laudatio für den scheidenden Präsidenten Frick am 23. V. 1946 in Bethel; eine Kopie dieser „Worte des Dankes“ erhielt der Vf. durch freundliche Vermittlung von Rechtsanwalt Dr. Constantin Frick/Bremen.

⁷ Obwohl dieser neue Führungsstil sich zunächst aus der notwendigen Überwindung des ‚Honoratiorenprinzips‘ durch die fortschreitende Professionalisierung der freien Wohlfahrtspflege erklärt, weil nebenamtliche Präsidenten den komplizierter werdenden Aufgaben nicht mehr gewachsen waren, lag es auch in Schirmachers unklarer Haltung zwischen Partei und Kirche begründet, wenn sich die Stellung des neuen Präsidenten mehr und mehr verstärkte. So betonte Ohl in seiner oben erwähnten Abschiedsansprache

und die aversive Haltung der meisten Provinzial- und Landesgeschäftsführer beschnitten seine Kompetenzen in dem Maße, wie die in ihrer Mehrheit der ‚Arbeitsgemeinschaft der missionarischen und diakonischen Werke und Verbände‘ nahestehende CA-Führung erkannte, daß der Nationalsozialismus entgegen früheren Hoffnungen an Christentum und Kirchen und einer wesentlich von hier motivierten Sozialarbeit nicht nur das Interesse verlor, sondern sie als Gegner des Regimes betrachtete und entsprechend bekämpfte⁸. Aber erst als ihn die Partei im August 1940 endgültig fallen ließ, d. h. ihn im Zusammenhang einer Durchsuchung des CA-Gebäudes am Reichensteiner Weg in Dahlem wochenlang unter Hausarrest stellte und anschließend mit einem Redeverbot belegte⁹, scheint er eingesehen zu haben, daß er in dieser exponierten Position nicht länger bleiben konnte. Eine schwere, auf Kriegseinwirkung zurückzuführende Krankheit machte ihn 1944 wehrdienstunfähig; seit November des Jahres verwaltete er von Berlin aus das Pfarramt der Kirchengemeinde Schwante/Kreis Nauen und war dann nach dem Zusammenbruch kurzzeitig als Krankenhausseelsorger in Berlin-Buch tätig. Die Entnazifizierung und ein damit in Zusammenhang stehendes Verfahren vor der Berlin-Brandenburgischen Kirchenleitung endete mit seiner Weiterbeschäftigung wiederum als Kranken-

ausdrücklich, daß sich Frick zunehmend in die Geschäftsführung „einschalten“ mußte und dies „in einem Ausmaß, wie wohl nie einer seiner Vorgänger außer Wichern selbst“, um Schirmmacher „unter Kontrolle“ zu halten.

⁸ Andererseits konnte und wollte der CA seinem Direktor nicht einfach kündigen; abgesehen von schwerwiegenden Konflikten mit der kleinen Fraktion von Parteigenossen unter den Angestellten und Vereinsgeistlichen wäre ein solcher Schritt von NSV und Partei mit Sicherheit als Affront aufgefaßt worden. Aus taktischen Gründen blieb der CA immer bemüht, nicht als ‚Oppositionsbewegung‘ zu erscheinen und vermied es auch, sich offen zum Kurs der BK und der Zweiten Vorläufigen Kirchenleitung zu bekennen. Ein Parteigenosse als der zweitwichtigste Repräsentant ev. Diakonie im Reich war nach dieser Auffassung für die gesellschaftliche Interessenwahrung der IM sogar nützlich, sofern man ihn – im Sinne einer ‚Zähmungskonzeption‘ – mit verlässlichen Persönlichkeiten umgab und wirksam zu kontrollieren vermochte.

⁹ 1939 versuchte die NSV, den Erlaß eines ‚Gleichschaltungs-Gesetzes‘ zu erzwingen, das die gesamte freie Wohlfahrtspflege ihrem Hauptamtsleiter Hilgenfeldt als Staatskommissar unterstellt hätte. Durch Kriegseinwirkungen kam es nicht zustande, veranlaßte jedoch die IM, sich näher an die verfaßte Kirche anzuschließen. Am 12. VIII. 1940 schrieb ein Erlaß des Leiters der DEK-Kirchenkanzlei, Dr. Werner, die Eingliederung der IM in die DEK fest; Gbl. der DEK 1940, 39f. Vermutlich hatte Hilgenfeldt von den Verhandlungen zwischen DEK und CA Kenntnis erhalten und versuchte deshalb, im Vorfeld ihres Abschlusses mit Hilfe einer Durchsuchung der CA-Gebäude am 27. II. 1940 durch ein 40köpfiges Gestapo-Aufgebot belastendes Material ausfindig zu machen, um die geplante Eingliederung zu vereiteln. In diesem Zusammenhang wurde Schirmmacher kurzfristig festgenommen und dann längere Zeit unter Hausarrest gestellt. Vgl. Gerhardt, a. a. O., 379f. und den Bericht Fricks über diese Ereignisse für Dr. Werner v. 2. III. 1940; ADW, CA 1195/2II.

hausseelsorger, diesmal in Lichterfelde, wo er bis zu seiner Pensionierung 1954 blieb. Er starb 1956¹⁰.

Schirmachers Aufzeichnungen befinden sich im Archiv des Diakonischen Werkes der EKD, weil der ehemalige Erste Direktor sie wohl in erster Linie für den nach 1945 zeitweise in Bethel residierenden sogenannten CA-West verfaßte¹¹. Daß man sie dort überhaupt zur Kenntnis nahm und für die damaligen Zeitumstände immerhin mit einem gewissen Verständnis kommentierte, hat mit der besonderen Stellung der Inneren Mission zu den nur wenige Jahre zurückliegenden kirchlichen und (gesellschafts-)politischen Auseinandersetzungen des Dritten Reiches zu tun. Die kirchlichen Richtungskämpfe waren hier nur abgeschwächt zur Geltung gekommen und ausgetragen worden; denn die Sorge um die in der Regel nicht rehabilitationsfähige Klientel in den Anstalten sowie um sonstige Heime, Krankenhäuser und schließlich Gemeindepflegestationen ließ es den Verantwortlichen geraten erscheinen, anders als der ‚linke Flügel‘ der Bekennenden Kirche jede direkte Konfrontation mit dem Regime unbedingt zu vermeiden. Daß sich Schirmacher ungeachtet seiner nationalsozialistischen Überzeugung zeitweise auch gewisse Verdienste um die Innere Mission in den Konflikten mit Partei, Staatsmacht und NSV erworben hatte, rechneten ihm selbst seine Gegner nach 1945 an¹². Aus heutiger Sicht bleibt frei-

¹⁰ Die Spruchkammer der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche hatte ursprünglich auf Einstellung des Verfahrens erkannt, weil nicht erwiesen sei, daß Schirmacher „die nationalkirchlichen Ziele gefördert habe oder daß unter dem Einfluß der nationalsozialistischen Weltanschauung eine bekenntnisgebundene Weiterführung seines Amtes ungläubwürdig geworden sei“. Die Revisionsinstanz hob jedoch, nachdem die Kirchenleitung gegen diesen Entscheid Berufung eingelegt hatte, Anfang 1948 den Spruch wieder auf und verschärfte ihn in einer zweiten Verhandlung im Januar 1948 dahingehend, daß er nunmehr auf Entfernung Schirmachers aus dem Amt erkannte. Damit war jedoch (nur) der Posten des Ersten CA-Direktors gemeint, da S. rechtlich noch immer der IM angehörte; den Dienstauftrag in der Krankenhauseelsorge sollte er ausdrücklich behalten dürfen; vgl. die Urteilsbegründung der ‚Spruchstelle zur Wiederherstellung eines an Schrift und Bekenntnis gebundenen Pfarrerstandes‘ v. 28. I. 1948 in der Pers.-akte Schirmachers und das Schreiben der Spruchstelle an den Ev. Oberkirchenrat v. 25. V. 1948; Personalakte S. im Evangelischen Zentralarchiv in Berlin (EZA), C 1/45 und EOK, Gen. VI-35, Beiheft Schirmacher.

¹¹ ADW, CA-West, 20. Für die Abdruckgenehmigung schuldet der Vf. dem Archiv und seinem Leiter, Dr. Helmut Talazko, Dank. – Eigentlicher Abfassungsgrund war wohl das zwei Tage vorher (28. IV. 47) ergangene erstinstanzliche Urteil der Spruchkammer. Offenbar fühlte sich S. dadurch ermutigt, nun seinerseits ‚offensiv‘ zu werden, um auch den letzten Rest des Verdachtes, er habe in unzulässigem Maße mit Dienststellen der NSDAP kollaboriert, von sich zu weisen, womit ihm freilich kein Erfolg beschieden war; EZA, EOK Gen. VI-35, Beih. Schirm.

¹² Er sei bestrebt gewesen, „die Innere Mission vor Gewaltmaßnahmen der Partei zu bewahren“, habe auch anlässlich des IM-Kongresses von 1936 „das echte Anliegen der Inneren Mission eindrucksvoll bezeugt“ und schließlich „in der Leitung des Betriebes schätzenswerte persönliche und organisatorische Eigenschaften entwickelt“, die in ihrer Gesamt-

lich die Frage, warum er sich nicht innerlich stärker von einem System zu lösen vermochte, dessen Wohlfahrts- und Kirchenpolitik im Endeffekt auf die Überführung der Inneren Mission in die NSV und die Ver-nichtung der christlichen Kirchen hinauslief.

Der Direktor des Rheinischen Provinzialausschusses für Innere Mission und – gemeinsam mit Braune und v. Bodelschwingh – einfluß-reichste Vereinsgeistliche der Innereren Mission auf Reichsebene, Pfarrer D. Otto Ohl, gab im September 1947 die vielleicht treffendste Charakterisierung Schirmachers, dessen Rechenschaftsbericht er kurz zuvor erhalten hatte. In einem Brief an den ehemaligen CA-Präsidenten Constantin Frick heißt es zu Schirmachers Selbstdarstellung:

„... Es ist erstaunlich, wie zwischen den Zeilen immer wieder das Gesicht unseres lieben Bruder Schirmacher auftaucht: Zuweilen fröhlich vertrauensvoll lächelnd, zuweilen zornig und verbissen, zuweilen undurchsichtig und verschlossen – und das alles in schnellem Wechsel und oft ohne sichtbare Anlässe zum Übergang von einem zum anderen. Wie wir ihn alle kannten als einen Menschen, der von seinen Stimmungen ganz außerordentlich beherrscht war: einmal Optimist und vielleicht am nächsten Tag schon Pessimist; einmal der starke Mann gegen-über der Partei und ihren Wünschen; ein andermal vor einer leichtfertigen Unterschätzung der Allgewalt der Partei warnend, so tritt er auch in diesem Exposé uns entgegen. Wenn man das Vielerlei seiner Tätig-keiten und – auch der Lager, in denen er gestanden hat und tätig gewe-ssen ist – an sich vorüberziehen läßt, dann fragt man sich wohl, ob der Mann durch seine Tätigkeit so geworden ist, oder ob die Tätigkeit in ihrem bunten Wechsel nur ein Spiegelbild des Mannes war, der sich ihr zugewandt hatte ...¹³“

Pfarrer Horst Schirmacher
Krankenhausseelsorger für die
städt. Anstalten in Berlin-Buch.
Berlin-Dahlem, Altensteinstr. 51

(1) Berlin-Dahlem, d. 1. 5. 47

Mein Dienst in der Inneren Mission der Deutschen evangelischen Kirche¹⁴.

Nach einer zweijährigen Tätigkeit als Pfarrer einer größeren Land-gemeinde in Ostpreußen trat ich mit der Übernahme des Jugend- und

heit jedoch nicht zur Schaffung eines Vertrauensverhältnisses mit den Mitgliedern des Hauptausschusses und dem neuen Präsidenten Frick nach dem Ausscheiden Themels geführt hätten; ebd. S. andererseits nochmals Anm. 4.

¹³ ADW, a. a. O.

¹⁴ ADW, CA-West, R 93. Es handelt sich um eine maschinenschriftliche Vorlage, die Schirma-cher selbst unterschrieben hat. Offenkundige orthographische und Interpunktionsfehler

Wohlfahrtsamtes der Kirchengemeinde Groß-Bochum 1920 in den Dienst der Inneren Mission¹⁵. Gleichzeitig übernahm ich in Bochum ein Gemeinde-Pfarramt mit 5000 Seelen im Fabrikarbeitsviertel. Ich war Nachfolger des hochverdienten Pfarrers Johannes Zauleck¹⁶, der neben seinem Gemeindepfarramt das kirchliche Jugend- und Wohlfahrtsamt eingerichtet hatte und hier besonders in der Verschickung unterernährter Kinder nach Holland und in der Abstinenzbewegung tätig gewesen war. Die Besetzung des Ruhrgebietes und die Inflationszeit stellten mich vor besondere wohlfahrtspflegerische Aufgaben, die mich veranlaßten, mich eng an den damals von Pfarrer Martin Niemöller geleiteten westfälischen Provinzialverband für Innere Mission anzuschließen¹⁷. In der jugendpflegerischen Arbeit widmete ich mich besonders der Bibelkreisbewegung, für deren Förderung ich mit Zauleck und Pfarrer Wibbeling (jetzt Probst in Hessen)¹⁸ eine evangelische Jugendzeitung „Der Jungewangelische“ gründete, deren Schriftleiter ich war¹⁹. Durch diese Jugendarbeit kam ich in enge Arbeitsverbindung mit Donndorf²⁰, den Brüdern Schreiner²¹, Karl Barth, den religiösen Sozialisten, dem Wandervogel. Die Bibelkreise „Bochumer Richtung“ gerieten bald in kirchlichen Kreisen in den Geruch religiöser Unruhestifter, so daß Generalsuperintendent [Zoellner] die jungen westfälischen Geistlichen vor dem Umgang mit dem wilden Bochumer Jugendpfarramt warnte,

wurden stillschweigend korrigiert, Einfügungen mit eckigen Klammern [] kenntlich gemacht.

- ¹⁵ Seine erste Pfarrstelle trat S. nach Studium und Kriegsdienst am 1. I. 1919 in Königsberg/Ostpr. an, wechselte im Dezember 1920 nach Bochum, ging von dort im Januar 1926 nach Neumünster und kehrte im April 1928 nach Westfalen zurück, wo sich sein Dienstsitz in Winterberg befand. Im Oktober 1930 wurde er Männerpfarrer in Königsberg und genau drei Jahre später (Erster) Direktor im Centralausschuß für Innere Mission in Berlin; biographische Angaben, soweit es westf. Geistliche betrifft, nach Friedrich Wilhelm Bauks, Evangelische Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, Bielefeld 1980, hier Nr. 5415.
- ¹⁶ (1877–1942) Zauleck ging nach Wetter. Bauks, Nr. 7143. Vgl. zu Z. die in Vorbereitung befindliche Arbeit von Peter Friedemann, Johann Zauleck – Ein Ruhrgebietspfarrer zwischen Kirche und Politik, Bielefeld demnächst.
- ¹⁷ (1892–1984) Niemöller war von 1924–1931 Geschäftsführer des westf. Provinzialverbandes für Innere Mission, *nicht*: „Leiter“. Bauks, Nr. 4508.
- ¹⁸ (1891–?) 1946 Probst in Hanau; Bauks, Nr. 6898.
- ¹⁹ Der Jung-Evangelische. Führerblatt der evangelischen Jugend, Bochum und Xanten, 1. 1921 – 3. 1923 (Erscheinen eingestellt), hrsg. v. Horst Schirmacher und Wilhelm Wibbeling; Ex. vorhanden in der Deutschen Bücherei Leipzig, Sign. ZB 22987.
- ²⁰ (1887–1968) Gotthold D. wurde am 1. V. 1921 erster Jugendpastor in Hamburg und 1934 Leiter des neu geschaffenen Amtes für Innere Mission eben dort; 1939 Vorsteher des Rauhen Hauses; frdl. Mitteilung des Archivs des Rauhen Hauses, cf. a. den Nekrolog in: Der Rauhäusler Bote, Oster-Nr. 1968, 2.
- ²¹ (1893–1962) Helmuth Moritz S. war von 1921–1926 Pfarrer der Hamburger Stadtmission und ging 1926 für vier Jahre als Vorsteher des Johannesstiftes nach Berlin, bevor er 1931 Ordinarius für Praktische Theologie in Rostock wurde.

was den Erfolg hatte, daß ich mit vielen jüngeren Amtsbrüdern aus dem ganzen Reich in freundschaftlichste Beziehungen treten konnte, und einer sogar mein Schwager wurde²². D. Zoellner hat später oft darüber gelacht. In meinem Hause in Bochum bei einem Treffen jugendbewegter Theologen hat Karl Barth, der in der Gemeinde einen aufrührerischen Vortrag gehalten hatte, der bei den Älteren scharfen Widerspruch hervorrief, dann eine ganze Nacht hindurch seine Theologie vorgetragen. Die Gemeinde ließ Prof. D. Stange aus Göttingen kommen, damit er der neueren Theologie die bewährten alten Grundsätze entgegensetzen sollte. Dieser hat auch bei mir gewohnt. Karl Barth gewann aber doch größeren Einfluß auf uns, die wir damals jung waren²³. Sein Kritizismus, mit dem er jede kirchliche Arbeit, insbesondere die Innere Mission mit ihren vielfachen Bestrebungen als Hybris verdammt und als Geschäftelhuberei brandmarkte, hatte das Gute zur Folge, daß ich die christliche Liebestätigkeit in ihren Prinzipien zu erforschen und zu beobachten begann und eine theologische Vorsicht gegenüber „Reichsgottesarbeit“ mich nie verlassen hat²⁴. In Bochum lernte ich auch von Zauleck die Bedeutung der Männerdienstarbeit kennen, indem ich von meinem Vorgänger eine blühende Männergemeinde übernahm, die ich dann mit der Kampfbundarbeit von Pfarrer Müller-Schwefe zusammenbrachte²⁵. Durch diese Arbeit gewann ich

²² Nicht identifiziert.

²³ Das jugendbewegte Klima, in dem sich Barths Fundamentalkritik am Neuprotestantismus artikulierte (s. Anm. 24), sowie das religiös-sozialistische Umfeld, dem Barth, Schirmacher und viele andere junge ev. Pfarrer aufgeschlossen begegneten, waren es gewiß eher als die ‚Theologie der Krisis‘ und die ‚antihistoristische Revolution‘, die Schirmacher zu Barth hinzogen. Das geht auch aus dem hier benutzten Vokabular hervor, dessen aktivistischer Zug primär emotional motivierte Sympathien für den Barth'schen Protest gegenüber dem wissenschaftlichen und religiösen ‚Establishment‘ seiner Zeit erkennen läßt, ohne ihm auf seinen theologischen Spuren ernsthaft folgen zu wollen oder zu können.

²⁴ Die Kritik Barths am ‚Bindestrich-Christentum‘ des Kulturprotestantismus schloß auch das ev. Verbandswesen und somit die Innere Mission ein. Es trug zu einer zunehmenden Entfremdung der von Barth beeinflussten jüngeren Theologenschaft gegenüber den Aufgaben der ‚dienenden Kirche‘ bei, was sich später im Kirchenkampf auch auf die Einstellung der BK gegenüber dem prot. Organisationspektrum negativ auswirkte. Umgekehrt blickten die Vereinsgeistlichen mit unverhohlener Skepsis auf die Theologie Barths und seine Schüler. Wer von ihnen den Weg zur BK fand, tat das meist nicht als Anhänger der dialektischen Theologie, sondern aus einer Glaubensüberzeugung heraus, wie sie etwa in der Jungreformatorischen Bewegung vertreten war. – Der innere Bruch Schirmachers mit Barth dürfte sich vornehmlich aus dieser aversiven Haltung im Blick auf die ‚Werke‘ erklären, die doch Schirmachers ganze Lebensarbeit ausmachten. Insofern ist die Bemerkung über seine ‚Vorsicht‘ hinsichtlich der ‚Reichsgottesarbeit‘ zumindest theologisch gesehen kaum schlüssig.

²⁵ (1874–1955); Bauks, Nr. 4327. Johannes M.-S. fungierte seit 1920 als neben-, später hauptamtlicher Provinzialpfarrer für Apogetik in Westfalen, wobei er im Kampf gegen das sozialistische Freidenkertum besonders die Männerarbeit einbezog und ihr neue Impulse

auch das Vertrauen von D. Zoellner, der mir dann bis zu seinem Tode ein väterlicher Freund geblieben ist. Er wies mir als Hilfsprediger den Heidelberger Philosophieprofessor Dr. Ehrenberg zu, den die Bochumer Pfarrerschaft und das Presbyterium als getauften Juden fast einmütig ablehnten, der aber dann vorzugsweise durch meinen Einsatz zum Pfarrer gewählt wurde²⁶. – Das Arbeitsgebiet des kirchl. Wohlfahrtsamtes war durch zahlreiche „Delegationen“ von der öffentlichen Wohlfahrt auf die konfessionelle Fürsorge – die Richtlinien hierfür, die bald maßgebend für das gesamte Delegationswesen wurden, hatte ich zusammen mit der Reichstagsabgeordneten Frau Hedwig Hoffmann²⁷ aufgestellt – derart angewachsen, daß die Verbindung der Inneren-Missionsarbeit mit dem Gemeindepfarramt für einen Pfarrer nicht mehr möglich war. Das Presbyterium weigerte sich, die beiden Pfarrämter zu trennen, und so nahm ich einen Ruf des Schleswig-Holsteinischen Landesvereins für Innere Mission als Volksmissionar als Nachfolger des zum Leiter des dortigen Predigerseminars berufenen Pastors Rendtorff, des späteren Professors und Landesbischofs, an (1925).

Jetzt war ich also Vereinsgeistlicher der Inneren Mission. In zwei Jahren habe ich in 190 Gemeinden evangelistisch und volksmissionarisch gearbeitet und daneben einen genauen Einblick in die Arbeit eines Landesvereins für Innere Mission gewonnen. Sein Leiter war der Direk-

verlieh. Vgl. etwa seine Skizze „Der Dienst evangelischer Männer an den Entfremdeten“, in: Ziele und Wege 2. 1925/26, 26–29.

²⁶ (1883–1958) Bauks, Nr. 1441; über ihn der Beitrag von Günter Brakelmann in diesem Heft. Brakelmann, der sich anscheinend auf den ihm bekannten Rechenschaftsbericht Schirmachers stützt, übernimmt dessen Schilderung der Berufung von Ehrenberg. – Das zu dieser Zeit noch ungetrübte Verhältnis der beiden Freunde zerbrach 1933 an der Judenfrage, d. h. an der Frage, ob nichtarische Theologen weiterhin Pfarrer der DEK sein konnten. Höchst eindrucksvoll ist der ‚Scheidebrief‘, den der ‚Judenchrist‘ Ehrenberg am 15. IX. 1933 an Schirmacher richtete, und in dem er ihn vor die Alternative stellte, sich „für Gott oder für Baal“ zu entscheiden. Ein charakteristisches Licht wirft das Schreiben auch auf die Persönlichkeit des inzwischen als zweiter Mann hinter Themel im CA tätigen ehemaligen Weggefährten, wenn es darin heißt: „Bist Du eigentlich eine unverbesserliche Adjutantennatur? Warum lebst Du nicht für Dich selbst? [. . .] Ich hielt das für Ehrgeiz [. . .], jetzt halte ich es mehr für eine Neigung zum Adjutantentum, die ich nur als krankhaft bezeichnen kann. Bitte den Herrn um Heilung [. . .]. Sündige nicht mehr durch Deine Illusionen; Volksmission rettet nicht und tritt nie an die Stelle der Bekenntnisstunde.“ Landeskirchl. Archiv Bielefeld, Nachlaß Ehrenberg. Den Hinweis verdanke ich Prof. Brakelmann/Bochum. S. a. dessen Skizze über Ehrenbergs Biographie nach 1933: „Kirche und Judenchristentum – ein judenchristliches Schicksal im ‚Dritten Reich‘“, in: ders., Kirche in Konflikten ihrer Zeit, München 1981, 128–161.

²⁷ (1863–?) ev., MdR DNVP 27. XII. 1921 – Mai 1924. Frau H. war selbst Pädagogin, mit einem Bochumer Schulrat verheiratet und wohnte anscheinend in der Gemeinde Schirmachers, der diese Verbindung bis in den Reichstag hinein für den Aufbau des ev. Wohlfahrtsamtes genutzt haben wird. Frdl. Mitteilung von Herrn Sup. i. R. Wolfgang Werbeck/Bochum, vgl. die Festschrift „25 Jahre Ortsverein für Innere Mission in Bochum“, Bochum 1953, mit den Beiträgen von Rudolf Hardt und Walter Krämer.

tor Pastor D. Gleih²⁸, ein Mann, der den Ehrgeiz hatte, jedes Jahr wenigstens eine neue Anstalt zu gründen. Das hatte er vom alten Bodelschwingh gelernt. Durch diese Neugründungen, die verbunden waren mit mannigfachen Geldspekulationen, bei welchen besonders der damalige Direktor des Centralausschusses für Innere Mission und Geschäftsführer des Ev. Kirchl. Hilfsvereins D. Cremer mit großzügigen Krediten Hilfsstellung leistete²⁹, geriet der Landesverein in ständige Zahlungsschwierigkeiten. Zusammen mit dem andern Volksmissionspastor Wilhelm Schreiner³⁰ erkannten wir die großen Gefahren, die sich dann auch wenige Jahre später in der Inneren Mission auswirken sollten³¹, und die darin bestehen, [daß] die Innere Mission mit dem Namen der Kirche und unter dem Mantel der Religion in das weltliche Geschäftsleben verwickelt wird, aber nicht in das Gefüge einer kirchlichen Körperschaft mit all der gesetzlichen Verantwortung, der eine Körperschaft öffentlichen Rechtes unterliegt, organisch eingebaut wird³². In dieser Zeit erhielt ich von D. Cremer das Angebot, als Ver-

²⁸ (?–1931) Friedrich August Gleiss [!], 1888 Pastor in Westerland, ab 1899 Vereinsgeistlicher, ab 1907 Direktor des Landesvereins für Innere Mission in Schleswig-Holstein. 1929 i. R. Vgl. 90 Jahre Landesverein für Innere Mission in Schleswig-Holstein, o. O. 1965, 9f.

³⁰ Paul Cremer war zwar Geschäftsführer des Ev.-kirchl. Hilfsvereins bzw. der (preußischen) Ev. Frauenhilfe und Vorstandsmitglied des Centralausschusses für Innere Mission, gehörte aber nicht zu dessen Direktorium, dem bis 1930 D. Gerhard Füllkrug vorstand. – Die hohe Verschuldung des Landesvereins rührte auch weniger von Neugründungen der von S. beschriebenen Art her, denn von einer großflächig in Angriff genommenen Arbeitsbeschaffungsmaßnahme der IM: der Kultivierung des Meggerkoooges/Kreis Schleswig: s. 90 Jahre Landesverein, ebd.

³⁰ (1889–1943) Schreiner war zunächst Hilfsprediger im Dienste der IM in Frankfurt a. M., dann Pfarrer in Hohenstein/Ts. und von 1924 bis 1928 Volksmissionar in Neumünster, bevor er in den Dienst der Rheinischen Landeskirche trat.

³¹ 1931/32 erschütterte der sogenannte Devaheim-Skandal den CA; er wurde durch unserioses Geschäftsgebahren der leitenden Männer dieser zur IM gehörenden Wirtschaftsgruppe mit Pastor Cremer an der Spitze und durch finanzielle Engpässe im Zuge der Weltwirtschaftskrise ausgelöst und hätte zum Zusammenbruch der Inneren Mission auf Reichsebene geführt, wenn das Kabinett Brüning nicht mit einer Reichsbürgerschaft, die freilich mit einschneidenden Auflagen verbunden war, den Konkurs aufgehalten hätte. Die Folgen für das Ansehen der IM in Kirche und Gesellschaft waren so katastrophal, daß die gesamte Führungsspitze einschließlich des CA-Präsidenten Seeberg zurücktreten mußte, was die Resistenzkraft der IM gegenüber den 1933 auftretenden neuartigen Herausforderungen durch die NS-Wohlfahrtsideologie zusätzlich beeinträchtigte. Vgl. die apologetisch gefärbte Schrift von Hermann Schumacher, Devaheim, Innere Mission und Kirche. Auf Grund authentischen Materials dargestellt mit einem Nachwort von D. Dr. Otto Dibelius, Generalsuperintendent der Kurmark, Berlin o. J., und die kritischen Passagen bei Martin Gerhard, Ein Jahrhundert Innere Mission, Bd. II, Gütersloh 1948, 337 ff.

³² Hier klingt die Verteidigung des von Themel und Schirmacher während des Dritten Reiches fortwährend verfolgten Kurses an, die Innere Mission ihres freien Verbandscharakters zu entkleiden und sie zu ‚verkirchlichen‘, d. h. zu einer Untergliederung der verfaßten Kirche zu machen. – Der Schock der Devaheim-Affäre dürfte auch die Glaubensbewegung ‚Deutsche Christen‘, der sich Themel und Schirmacher frühzeitig anschlossen,

einsgeistlicher in die „Deutsch-evangelische Heimstätten-Gesellschaft“ (Devaheim) einzutreten, unter glänzenden Bedingungen, aber mit dem Auftrag, mit geistlichen Vorträgen für das Geschäftsunternehmen zu werben. Dies war meine erste Begegnung persönlicher Art mit dem Centralausschuß. – Pastor Schreiner folgte einem Ruf nach Düsseldorf, ich selbst wurde von D. Zoellner gerufen, das Amt eines Provinzialmännerdienstpfarrers für Westfalen als Vereinsgeistlicher des westfälischen evangelisch-kirchl. Hilfsvereins zu übernehmen (1928).

In Münster/Westf. erhielt ich Wohnung im Hause des Westfäl. Provinzialverbandes für Innere Mission, wo auch noch Pfarrer Niemöller, der Geschäftsführer der Inneren Mission, und Pfr. Kockelke³³, der Geschäftsführer des westf. Herbergsverbandes, wohnten. Der Ev. Kirchl. Hilfsverein hatte außer dem Männerdienstpfarrer noch zwei Vereinsgeistliche für die Frauenhilfe, P. Johanneswerth und P. Lic. Beckmann³⁴. Ich gehörte mit zum engsten Arbeitskreis des Prov. Verbandes für I. M. Man stand von der I. M. Westfalens aus dem C. A. mit größter Zurückhaltung, ja mit Mißtrauen gegenüber. Niemöller wünschte, daß ich den C. A. gründlicher kennenlernte und entsandte mich öfters als Vertreter zu den Berliner Geschäftsführerkonferenzen der I. M. immer mit dem Auftrag, größte Zurückhaltung zu üben³⁵. Später als Direktor des C. A. ist mir diese Kenntnis der Einstellung der Landes- und Provinzialvereine von Nutzen gewesen, ebenso wie es mir etwas geholfen hat, daß ich von Westfalen her den größten Teil der Geschäftsführer der I. M.-Verbände persönlich kennengelernt hatte. Der Ev. Kirchliche Hilfsverein (EKH), obwohl Fachverband der I. M., hat von sich aus wenig Wert auf seine Zugehörigkeit zur I. M. gelegt. Er war in seiner Führung feudal eingestellt und lebte noch in einer gewis-

dazu bewegt haben, in ihre ‚Richtlinien‘ v. 26. Mai 1932 unter Punkt 8 den Satz aufzunehmen, die Innere Mission habe sich nach der Neuordnung der Kirche künftig „von wirtschaftlichen Abenteuern fernzuhalten“ und dürfe „nicht zum Krämer werden“; S. KJb 1933–1944, hg. v. Joachim Beckmann, Gütersloh ²1976, 14–17, 15.

³³ (1890–1974) 1925–1930 als Provinzialpfarrer für IM für den Westf. Herbergsverband zuständig; Bauks, Nr. 3343.

³⁴ Friedrich August J. (1869–1937) war Geschäftsführer der Westf. Frauenhilfe in Soest, der spätere rheinische Präses Joachim Beckmann (1901–1987) fungierte zwischen 1928 und 1933 als zweiter Vereinsgeistlicher der westf. Frauenhilfe und wurde 1932 als Nachfolger Schirmachers noch Geschäftsführer des ev. Männerdienstes, Bauks, Nrn. 2981 und 354 – Zur Tätigkeit beider innerhalb der Frauenarbeit s. a. J.-C. Kaiser, „Kirchliche Frauenarbeit in Westfalen. Ein Beitrag zur Geschichte des Provinzialverbandes der Westfälischen Frauenhilfe 1906–1945“, in: JfWK 74. 1981, 159–190.

³⁵ Die Protokolle der 1917 einsetzenden Geschäftsführer-Konferenzen sind erhalten, geben aber keinen Hinweis auf die angeblich von Niemöller gewünschte Zurückhaltung seines Vertreters. Niemöller selbst beteiligte sich jedenfalls aktiv an den Diskussionen dieses Gremiums. ADW, CA 761 I ff.

sen Potsdamer Hof-Luft³⁶. Überhaupt hatte auch die Frauenhilfe, das bisherige Hauptarbeitsgebiet des EKH, ein ausgesprochen gutbürgerliches Gepräge, leicht angesäuert mit dem Geist eines verblichenen pietistischen Rationalismus des 19. Jahrhundert. Daß er, der EKH, sich auch mit dem Männerdienst befassen sollte, ist lediglich auf D. Zoellner zurückzuführen. Männer konnte man nicht mit den alten Werbemethoden der Frauenhilfe für den kirchlichen Ehrendienst gewinnen, sondern ihnen mußte verantwortungsbewußte aktive Mitarbeit am kirchlichen Leben eingeräumt werden³⁷. „Zur evangelischen Mündigkeit erzogen und entsprechend eingesetzt“ – war ein Programmpunkt der Zöllnerschen Ideen. Aber in Bochum hatte ich erfahren müssen, wie sehr sich jene bürgerlichen Kreise, welche die Kirche und die kirchlichen Ämter in Erbpacht genommen hatten – in Bochum die Kreise, die politisch der Deutschen Volkspartei angehörten, im Osten standen sie der Deutschnationalen Volkspartei nahe – gegen den Einzug der Arbeiter aus den Arbeiterbezirken gestemmt hatten, wenn sie nicht durch ihre Zugehörigkeit zu den christl. Gewerkschaften den politischen Rechtsparteien, welche die Kirche besetzt hatten, genehm waren. Ich erinnere an den kirchenpolitischen Kampf der zwanziger Jahre, wo die sog. „Freie Volkskirche“ von den politischen Rechtsparteien unter der Parole, „das Bekenntnis sei gefährdet“, skrupellos verdächtigt und angegriffen wurde. Die Arbeit des Männerdienstpfarrers nun mußte also nach zwei Seiten hin gehen: Für den Ehrendienst des Mannes den Raum auf dem Arbeitsfeld der Kirche zu bereiten und den Mann für diesen Dienst zu gewinnen. Sowohl Müller-Schwefe, der die westf. Männer in seinen Kampfbund-Arbeitsgemeinschaften für den apologetischen Dienst schulte, als auch ich, der ich die Männer für die Aufgaben der kirchl. Schutzaufsichten, sowie für die Armenpflege einsetzte,

³⁶ Das hängt mit der Geschichte des EKH zusammen, die noch ungeschrieben ist. Er wurde Ende 1887 auf der sogenannten Walderseeversammlung in Berlin gegründet, um den verstärkten Bau von Kirchen und Gemeindehäusern zu fördern, mit dem man die wachsende Entchristlichung in den Großstädten und die Ausbreitung der Sozialdemokratie bekämpfen wollte. In seinem Vorstand waren vornehmlich Repräsentanten der preußischen Generalität und des Hochadels vertreten; das Protektorat übernahm die Kronprinzessin und spätere Kaiserin Auguste Viktoria. Der ehemalige rheinische Frauenhilfspfarrer Fritz Myber bereitet eine Monographie zum EKH vor.

³⁷ Zur Geschichte der (preußischen) Frauenhilfe, die ausdrücklich Gemeindefrauenarbeit sein wollte, und in der – anders als im Deutsch-Evangelischen Frauenbund – deshalb Frauen aller Schichten und nicht nur solche aus ‚gutbürgerlichem Milieu‘ gesammelt wurden, vgl. J.-C. Kaiser, Frauen in der Kirche. Ev. Frauenverbände im Spannungsfeld von Kirche und Gesellschaft 1890–1945. Quellen und Materialien, Düsseldorf 1985, bes. 29ff. – Die letzte Bemerkung Schirmachers zielt wahrscheinlich auf das aktive und passive Gemeindefrauenrecht, das die Leitung der Ev. Frauenhilfe für ihren Verband bis 1918 ausdrücklich ablehnte. Auch in der Republik verhielt man sich vermeintlich betont ‚unpolitisch‘ und ‚überparteilich‘, favorisierte aber ganz eindeutig die DNVP als einzige für Protestanten wählbare christlich orientierte Gruppierung.

sahen den geeigneten und auch freien Raum der Kirche für den ev. Mann auf dem weiten Arbeitsfeld der Inneren Mission, mußten aber immer wieder erfahren, daß die Innere Mission selber für diesen kirchlichen Dienst kein besonderes Interesse hatte. Hier galten nur die großen und kleinen „Berufsarbeiter“. Ich gab damals das Buch „Männer in der Kirche“ heraus, welches zwar von den wenigen weitschauenden Kirchenführern dieser Jahre, wie z. B. von D. Dibelius, D. Gennrich, Excellenz von Batocki u. a. begeistert begrüßt wurde, an der Sache aber nichts geändert hat³⁸. Die ev. Kirche hat nach dem Weltkrieg die „bewegte“ Jugend zurückgewiesen und sich auf ihre „bewährten“ Vereine zurückgezogen, dadurch die Jugend den politischen Parteien und vorzugsweise der NSDAP zugetrieben, und sie hat befangen von der bequemen Theorie einer ecclesiola in ecclesia die ev. Männerwelt nicht zu gewinnen gewußt, sondern sich auf die kleinen Kreise der „Getreuen und Willigen“ beschränkt, das Ganze mit dem Pathos einer Bekenntniskirche entschuldigt und bewiesen, daß eine Volkskirche nicht Sache der ev. Kirche sein könne. Die Innere Mission aber, eingefangen in ihren Anstalten, Verbänden und Vereinen hat der Kirche den Dienst nicht geleistet, den sie hätte leisten können, den Raum für eine Actio evangelica zu schaffen, in welcher sich die Jugend und die Männer hätten begegnen können³⁹. Eine diesbezügliche Denkschrift, die zeitweise Einbeziehung der berufstätigen weiblichen Jugend wie der berufstätigen unverheirateten Frauen überhaupt in die weibliche Diakonie, die ich in dieser Zeit D. Friedr. v. Bodelschwingh überreichte⁴⁰, hatte nur einige ergebnislose, wenn auch ernsthafte und eingehende Besprechungen zur Folge. – Erwähnen möchte ich noch einen Versuch, der sich aus der Männerarbeit ergab. In Holstein hatte ich bereits im Zusammenhang mit der sozialen Frauenschule der Inneren Mission in Kiel staatlich anerkannte Nachschulungslehrgänge für Wohlfahrtspfleger eingerichtet, die mit einem Examen und der staatlichen Anerkennung abgeschlossen wurden. Ich selbst erhielt damals die staatliche Anerkennung als Wohlfahrtspfleger. Eine solche Schule

³⁸ Männer in der Kirche. Die evangelische Männerdienst-Bewegung, Berlin-Steglitz 1931.

³⁹ Aus dieser Anklage sprechen die Ressentiments jener jugendbewegten Theologen und Pfarrer, die in der ‚Amtskirche‘ vornehmlich die konservative und innerlich erstarrte Konsistorialbürokratie zu sehen meinten, die es mit den Mitteln einer breit angelegten, erneuerten Volksmission zu überwinden gelte, um dem Ziel der Re-Christianisierung des deutschen Volkes auf diesem Wege näherzukommen. Die Affinität zu einer aus völkischen Vorstellungen mitgespeisten politischen Aufbruchstimmung, vermischt mit einem tiefreichenden Krisenbewußtsein im Hinblick auf die gesamte Zeit der Weimarer Republik, ist unverkennbar und hat gerade Schirmmacher dann in den Kreis um Ludwig Müller und zu den Deutschen Christen geführt.

⁴⁰ Das erwähnte Memorandum konnte im Hauptarchiv der v. Bodelschwingschen Anstalten in Bielefeld-Bethel nicht ermittelt werden.

richtete ich in Westfalen, ebenfalls in Verbindung mit der soz. Frauenschule in Gelsenkirchen und Dortmund, ein, um namentlich den Diakonen das wissenschaftliche Rüstzeug zu vermitteln und sie zu zukünftigen Leitern von Gemeindemännerdiensten zu erziehen. Bei der Vorbereitung dieser Arbeiten begegnete ich wieder einmal dem Centralausschuß, diesmal aber war die Begegnung eine erfreuliche: Ich lernte den Direktor D. Steinweg kennen, einen weitblickenden und besonnenen Mann, dessen Ratschläge und Hilfen überaus wertvoll waren. Ebenso habe ich dem Leiter der Apologetischen Centrale, Dr. Schweitzer, dessen Tagungen „Arzt-Seelsorger“ ich regelmäßig besuchte, viel zu verdanken. Diese Arbeit war ein wichtiger „Männerdienst“, den der Centralausschuß der Kirche zu leisten anfing. – Persönlich schaltete ich mich überall da ein, wo evangelische Männer sich zum Dienst an der Kirche und ihrer Inneren Mission bereit zeigten. So schloß ich mich in Bochum der von der Preuß. Landesloge neu gegründeten Johannesloge Hel[l]weg an und habe von den Brüdern dieser Loge oftmals größere Hilfe für den kirchlichen Dienst empfangen und größeres Verständnis gefunden, als bei manchen kirchlichen Organen⁴¹. Mit den Freikirchen und Gemeinschaften schloß ich eine Arbeitsgemeinschaft und habe von ihnen mehr Helfer für Bahnhofsmision, Mitternachtsmission, Trinkerfürsorge und all die anderen Delegationsaufgaben gefunden, als von den kirchlich approbierten Kreisen. In Winterberg im Sauerland, mitten im westfälischen Diasporagebiet, wo[hin] mir eine Wohnung und ein Teil meines Gehaltes angewiesen wurde[n], als der EKH mit seinem Gelde knapp wurde, war die aktive evangelische Männerwelt im Stahlhelm und in der NSDAP. Ich wurde Mitglied⁴² bei beiden in dem Gedanken: wenn diese vielen jungen Männer ihre Gaben und ihre Begeisterung ebenso für ihre Kirche einsetzen wollten, wie für ihre politischen Ziele, dann hätten wir einen Großteil Männerdienst in der Kirche. Der Hirt soll seiner Herde nachgehen und sie nicht allein den Mächten der Welt überlassen! (Hesekiel 34). So sind damals manche ev. Pfarrer zur NSDAP gestoßen, aus lauterem evangelischen Motiven, um des kirchli-

⁴¹ Auch der spätere Freund und kurzzeitige Mitstreiter im CA, Pfr. Karl Themel, war übrigens Mitglied einer Loge, was ihn im Dritten Reich in große Schwierigkeiten brachte und den Verlust aller Parteiämter kostete; nur durch einen Gnadenerlaß des ‚Führers‘ durfte er einfaches Mitglied der NSDAP bleiben; Berlin Document Center (BDC), Parteiakte Themel. – Von Schirmachers Tätigkeit in einer Loge scheint die Partei dagegen nichts erfahren zu haben.

⁴² Ausweislich seiner Parteiakte trat S. am 1. III. 1932 der NSDAP bei, also einen Monat, bevor er nach Königsberg ging. Er erhielt die Mitgliedsnummer 987261. Als er dann ein Jahr darauf in Begleitung des späteren Reichsbischofs Ludwig Müller nach Berlin zog, wurde durch ein Versehen seine Mitgliedschaft gestrichen, – ein Irrtum, den die Reichsleitung der NSDAP auf sein Betreiben hin wieder rückgängig machte. Vgl. die Personalunterlagen im BDC.

chen Dienstes willen und getreu ihrem Ordinationseid. Eine vorwiegend christlich eingestellte Mitgliedschaft der NSDAP hätte nicht als Instrument politische[r] Machtgelüste mißbraucht werden können. Wie ein starker Hemmschuh sind nachher schon die vereinzelt überzeugten Christen innerhalb der NSDAP bis zum Schluß gewesen, die innerhalb dieser Partei das Evangelium nicht verleugnet haben, sondern ein Widerstand waren, der einmal auch von der gesamten Christenheit gewürdigt werden wird. Was hatten denn evangelische Pfarrer, die 1931 oder 32 in die Partei eintraten, kirchlicherseits zu gewinnen als Verachtung, Verleumdung, Verkennung und Anfechtung jeder Art. Wurden sie doch später von der Partei mehr gehaßt und gefürchtet, bespitzelt und drangsaliert als viele Außenstehende, die, wie man heute sagt, eine saubere politische Vergangenheit haben⁴³. – Nachdem D. Zoellner in den Ruhestand getreten war – zu seinem 70. Geburtstag brachte ihm die ev. Männerwelt Westfalens in Münster einen Fackelzug, daß der katholische Bischof entrüstet ausrief: „Dat Untüg mehrt sich“ –, war für mich der Augenblick gekommen, wo ich den einzigen Förderer meiner Arbeit in Westfalen verloren hatte, einem Ruf des Generalsuperintendenten D. Gennrich nach Königsberg i. Pr. zu folgen, wieder als Vereinsgeistlicher des EKH Ostpreußens für Männerdienst, als Schriftleiter des Sonntagsblattes und als Pressepfarrer (1932).

Zwei verständnisvolle Vorgesetzte fand ich auch hier: D. Gennrich und Exc. v. Batocki, den Vorsitzenden des EKH Ostpreußens. Ich bin von Gemeinde zu Gemeinde gereist, habe Mitglieder für den Männerdienst und Leser für das Sonntagsblatt geworben und vielen Pfarrern geholfen, eine Männerarbeit einzurichten. Der Ansatzpunkt für den Männerdienst war hier der christl. Elternbund. Sofort entstand eine vorbildliche Zusammenarbeit mit dem Geschäftsführer der Inneren Mission, Pfarrer Kaufmann, mit dem Provinzialvolksmissionar Pfarrer Lenkitsch⁴⁴, mit Gustav-Adolf-Verein, Ev. Bund, dem Diakonissenhausvorsteher von Königsberg, Pfr. Stachowitz, dem von Bethanien-

⁴³ Diese nun wieder eindeutig apologetisch gefärbte Passage entspricht in ihrer generellen Form natürlich nicht den Tatsachen; sie zeugt vielmehr von einer anhaltenden Realitätsferne des Autors im Hinblick auf die Religionspolitik des NS-Regimes. In Schirmachers Worten schwingt die existentielle Enttäuschung desjenigen nach, der sich als Christ und Parteigenosse spätestens seit Ende der 30er Jahre zwischen allen Stühlen wiederfand: Die Mehrheit seiner Amtsbrüder im Bereich der IM teilte seine kirchenpolitische Standortbestimmung nicht mehr, und die Partei ging zunehmend zu denjenigen Mitgliedern auf Distanz, die sich inmitten der weltanschaulichen Auseinandersetzungen des totalen Staates nicht bedingungslos auf ihre Seite schlugen.

⁴⁴ Kaufmann gehörte zu den wenigen Provinzialgeschäftsführern der IM, die sich zu den Deutschen Christen bekannten, ebenso Wilhelm Lenkitsch, wobei zu berücksichtigen ist, daß die ostpreußischen DC eine vergleichsweise gemäßigte Linie verfolgten.

Lötzen, Pfr. Kühnsner⁴⁵, der Königsberger Stadtmission, die alle die Männerarbeit in ihrer Bedeutung für ihr eigenes Werk erkannt hatten. Eines Tages wurde ich vom Gauleiter Koch angerufen, ich möchte mich mit dem Wehrkreispfarrer Müller in Verbindung setzen. – Dies ist das einzige Mal, daß eine Parteistelle mir gegenüber einen Wunsch, die kirchliche Arbeit betreffend, ausgesprochen hat. – Müller erzählte, daß er als Verbindungsmann zwischen Hitler und dem General Schleicher bzw. der Reichswehr jetzt öfters nach München fahren müßte und fragte mich, ob ich ihn nicht in seinen Gottesdiensten in der Schloßkirche, bei Kasernenstunden und im Konfirmandenunterricht gelegentlich vertreten könnte. Ich sagte gerne zu, einmal weil ich wenig Gelegenheit zum Predigen hatte, und dann auch, weil ich mir etwas für den Männerdienst erhoffte, namentlich von Soldaten, die kurz vor ihrer Entlassung standen, außerdem war mir bekannt geworden, daß die Generale v. Blomberg und v. Reichenau kirchlich positiv standen. Einige Monate später sagte Müller bei einer Besprechung, an welcher auch ein Admiral Meusel teilnahm⁴⁶, daß Hitler wünsche, daß die Partei den Programmpunkt vom positiven Christentum ernst nehmen solle, und ich möchte ihm ein Programm für eine kirchliche Bewegung „Deutsche Christen“ entwerfen. Ich fertigte ein Männerdienstprogramm an, wonach jeder Mann, der sich Christ nenne, auch die Verpflichtung habe, sich am Leben der Kirche aktiv zu beteiligen, und daß er sich treu zur Hl. Schrift und zum Katechismus zu halten habe. Auf die ewige Gültigkeit des Alten Testaments wurde ausdrücklich hingewiesen, denn ich hatte gerade im Vorjahr zu D. Zoellners Geburtstag in dem Buch, das ihm gewidmet wurde, einen diesbezüglichen Aufsatz über „die Kirche des Alten Bundes“ veröffentlicht⁴⁷. Also diese Treue zur Kirche, zur Bibel und zum Katechismus sei das Christentum, das sich für einen aufrechten Deutschen zieme, daher „Deutsche Christen“. Meine beiden Vorgesetzten billigten die Fassung dieser Richtlinien – andere wären in Ostpreußen, wo die Ludendorffbewegung sich sehr unliebsam bemerkbar gemacht hatte und der eigentliche Feind war, der bekämpft werden mußte, auch unmöglich gewesen. So entstand in Ostpreußen die Bewe-

⁴⁵ Pfr. Theodor Küssner stand seit Ende 1933 der ostpreußischen Gruppierung des Pfarrernotbundes, der sogen. Kirchlichen Arbeitsgemeinschaft vor, wofür ihn neben seiner bekennniskirchlichen Orientierung auch persönliche Verbindungen zu Gauleiter Erich Koch qualifizierten; vgl. Kurt Meier, a. a. O., Bd. I, 289 f.

⁴⁶ Der ehemalige Marineoffizier war mit Müller seit vielen Jahren bekannt und übernahm nach der Besetzung des Kirchenbundesamtes durch SA-Leute auf Veranlassung Müllers am 28. VI. 1933 die Aufgaben des beurlaubten Direktors D. Hosemann; ebd., 101 f.

⁴⁷ „Fragen an die Kirche des Alten Bundes. Eine Studie“, in: Credo Ecclesiam. Festgabe zum 70. Geburtstag des hochwürdigen Generalsuperintendenten der evangelischen Kirche in Westfalen am 30. Januar 1930, D. Wilhelm Zöllner, Gütersloh 1930, 259–248. S. a. Schirmachers zweiten Beitrag: „Schlüssel zu Luthers Kirchenglauben und Lehre“, ebd., 42–69.

gung „Deutsche Christen“, in der wir alle einen wesentlichen Zuwachs für die Männerdienstarbeit sahen. Später wurden uns dann die Programmpunkte der Berliner „Reichsleitung“ Hossenfelder und Konsorten bekannt, die von den ostpreußischen Deutschen Christen als töricht und als Irrlehre abgelehnt wurden⁴⁸. Im Frühjahr 33 wurde Müller von Hitler als Bevollmächtigter des Führers und Reichskanzlers nach Berlin berufen. Er kannte sich dort im kirchlichen Leben als Wehrkreispfarrer nicht aus noch ein und lud mich ein, ihm zu folgen und ihn zu beraten. D. Gennrich sowohl wie v. Batocki gaben mir Urlaub und letzterer entließ mich mit den Worten: „Ziehen Sie dem Müller ein paar Korsettstangen ein.“ In Berlin wurden wir von der Reichsleitung Hossenfelder, wie wir ihnen erklärten, daß ihr Programm ein Unsinn sei und Ostpreußen nicht daran dächte, sich ihnen anzuschließen, mit geschwungenen Koppelschlössern bedroht. Sehr bald aber lenkte Müller ein, nachdem Hossenfelder ihm die Idee, Reichsbischof zu werden, beigebracht hatte. Müller setzte mich nach wenigen Wochen, während welcher ich ihn in Verbindung mit D. Zoellner, Prof. D. Hinderer und anderen klugen und maßvollen Männern gebracht hatte, als Berater ab und ließ sich den Professor Hirsch aus Göttingen kommen, der zusammen mit Müllers Adjutanten, dem Priv. Dozenten H. M. Müller (später Theol. Prof. in Königsberg), für Müller die gesamte geistige Arbeit geleistet hat⁴⁹. Ich persönlich war vollauf damit beschäftigt, die in Bewegung geratene Gleichschaltungsmaschine von der evangelischen Kirche fernzuhalten. Es handelte sich zunächst durchweg um kleinere Anstalten und Einrichtungen der Inneren Mission, eigene kleine Rechtsträger, die selbst nicht wußten, ob sie nun Kirche waren oder ein ganz freies evangelisches Rechtsgebilde. Die Reichsstelle, bei welcher ich vorstellig werden mußte, war das Innenministerium, Oberreg. Rat Dr. Conrad und der Verbindungsstab der Partei unter Leitung von Rudolf Hess. Es schwebte damals alles in großer Angst, aber es ist niemand ohne guten Rat und Hilfe von mir gegangen. Viele kirchliche Kreise erhofften sich eine Hilfe durch die internationalen Beziehungen der berühmten Männer der Inneren Mission, namentlich Bodelschwings. Ich aber wußte, daß gerade diese Hoffnung trügerisch

⁴⁸ Diese ostpreußischen ‚Richtlinien‘, denen auch die Jungreformatorische Bewegung zustimmen konnte, deren Gründungsmitglieder D. Walter Jeep und Priv.-Doz. Lic. Walther Künneth im CA führende Funktionen ausübten, übernahm nach Bearbeitung durch den Tübinger Theologen Karl Fezer am 16. V. 1933 die Reichsleitung der DC, um durch sie die theologisch als unhaltbar empfundenen Hossenfelderschen Leitsätze vom 26. V. 1932 (cf. Anm. 32) zu ersetzen. Vgl. Meier, Bd. I, 286.

⁴⁹ So ‚reibungslos‘ und rasch scheint die Trennung nicht vorgenommen worden zu sein; Ehrenberg nämlich bestürmte Schirmacher in dem in Anm. 26 genannten Brief v. 15. IX. 33: „Gott wird es jetzt von Dir fordern, daß Du den schwachen Müller aus den Händen des Dämons Hoss[enfelder] befreist. Vielleicht bist Du der einzige, der es kann.“

war. Hitler und seine Leute hätten die ev. Kirche, zumindest aber die freien Verbände und vor allem die Innere Mission über den Haufen gerannt, wenn sie gespürt hätten, daß man das Ausland in diese Auseinandersetzung hineinziehen wollte. So war 33 die Lage⁵⁰. Als Müller nach Beratung mit Min. Dir. Jäger beschlossen hatte, für die Werke der Kirche Kommissare einzusetzen, erschien mir dieser Schritt, was er wohl war, der Anfang der bis dahin von mir mit allen Mitteln verhüteten Gleichschaltung⁵¹. Themel sollte Kommissar für den Centralausschuß werden, erklärte aber, daß er dies nur zusammen mit mir übernehmen könne, weil er die Verhältnisse im Reich nicht so genau kenne und auch nicht über die Personalkennntnis außerhalb von Berlin-Brandenburg verfüge. Er wollte die Innere Mission auf jeden Fall gegen alle „wilden Männer“ der DC wie auch der Partei verteidigen und war sich mit mir darüber einig. So übernahm ich den Auftrag im Rückblick auf meinen kirchlichen Werdegang als eine Fügung und als Auftrag vom *Herrn* der Kirche, um der Inneren Mission zu dienen, ungeachtet der Verleumdungen und üblen Nachrede, deren ich von Seiten der Unkundigen und Übelwollenden gewiß war. Es war kein leichter Entschluß. Ausgerüstet mit unbeschränkter Vollmacht begnügten wir uns mit der Stellung als Berater des Vorstandes des CA und gaben unsere Vollmacht auf der sofort einberufenen Konferenz der Landes- und Provinzialgeschäftsführer auf amtlichen Formularen an die Geschäftsführer der Inneren

⁵⁰ Über Schirmachers Tätigkeit bis zum Antritt seines Kommissariats beim CA zusammen mit Themel ist wenig bekannt. S. scheint sich aber weniger um die Erhaltung des freien Verbandsprotestantismus gekümmert als vielmehr versucht zu haben, die (kirchen-)politisch offene Situation des Frühjahrs 1933 für seine Zwecke zu nutzen. So eröffnete er gemeinsam mit Themel, damals Reichsreferent der DC für Sozialfragen und ‚Antibolschewismus‘ – Fachmann der Glaubensbewegung, im inzwischen von der SA besetzten Verwaltungsgebäude des (sozialdemokratischen) Deutschen Freidenker-Verbandes in Neukölln eine nur kurzlebige ‚Reichszentrale zur Bekämpfung des Gottlosetums‘ und beantragte im Juli 1933 beim preußischen Finanzminister 100000 RM aus dem beschlagnahmten Vermögen dieser Organisation. Der Minister bewilligte ihnen jedoch nur 1000 RM. S. dazu J.-C. Kaiser, Arbeiterbewegung und organisierte Religionskritik. Proletarische Freidenkerverbände in Kaiserreich und Weimarer Republik, Stuttgart 1981, 333f.

⁵¹ Es kommt darauf an, wie man den Begriff ‚Gleichschaltung‘ inhaltlich füllt. Sofern eine Entmündigung der Verbände im Sinne ihrer Verstaatlichung darunter verstanden wird, hat S. sicher Recht; freilich gab es auch gewaltsame Gleichschaltungsversuche in deutschchristlichem Sinne ohne Befragung oder gar Beteiligung der Betroffenen, und genau das schwebte S. und Themel vor, als sie am 26. VI. 1933 – unterstützt von einem Trupp SA, der allerdings das Gebäude nicht betrat –, am Sitz des CA in Dahlem erschienen und sich mit Hilfe der von Müller und Staatskommissar August Jäger am 24. VI. ausgestellten Vollmachten als neue Herren der Inneren Mission vorstellten. So auch das Urteil der kirchlichen Spruchkammer vom Januar 1948: „Schirmacher galt als der Mann, der von der Partei den Auftrag hatte, die Innere Mission nationalsozialistisch zu durchdringen und die sogenannte Gleichschaltung der gesamten Inneren Mission heraufzuführen“ (cf. Anm. 10). Eine detaillierte Schilderung der Vorgänge bei Kaiser, Sozialer Protestantismus (wie Anm. 3), Kapitel III. 1.2.2.1.

Mission weiter, die sie haben wollten⁵². Alle diejenigen, welche an den bösen Kommissaren schweren Anstoß im Gewissen genommen haben, seien daran erinnert, daß alle die Geschäftsführer der Inneren Mission, welche aus unserer Hand dieselbe Vollmacht genommen haben, die wir selbst bekommen hatten, genau solche Kommissare geworden waren, wie wir beiden Deutschen Christen. Nach meiner Erinnerung haben alle Geschäftsführer diese Vollmacht angenommen und zwar leichteren Herzens als wir, meist mit freudestrahlendem Gesicht. Unser Kommissariat dauert nur wenige Tage⁵³, aber der Vorstand des CA behielt uns als Berater bei, bis es zu einer Vereinbarung zwischen dem Vorstand des CA und der neugebildeten Kirchenregierung kam, nach welcher Pfarrer Themel als Präsident und ich als Direktor des CA gleichzeitig Referenten für Innere Mission in der Kirchenregierung sein sollten. Diese Vereinbarung wurde von dem damals gebildeten Geistlichen Ministerium der Ev. Kirche ausgearbeitet und vom Centrausschuß angenommen⁵⁴. Später hat man gesagt, die Innere Mission hätte unter Druck gehandelt. Das ist richtig insofern, als dieser Druck allein seinen Ursprung in der Angst der IM hatte, wegen des unklaren Rechtsverhältnisses, in welchem sich die IM der Kirche gegenüber befand, der staatl. Gleichschaltung zum Opfer zu fallen. Dieses Abkommen mit der Kirchenleitung aber war der erste Schritt, zu klareren Rechtsverhältnissen zu kommen und damit größere Sicherheit der Partei gegenüber zu erlangen. Daß ein solcher Schritt nötig war und nicht erst eine Erfindung von Themel und Schirmacher gewesen ist, beweist eine Erklärung

⁵² Diese Darstellung ist völlig unzutreffend; die beiden Kommissare gingen im Gegenteil zunächst mit äußerster Härte vor, beurlaubten alle Direktoren und verboten ihnen, ihre Dienstzimmer noch einmal zu betreten. Erst als sie erkennen mußten, daß sie nur im Einvernehmen mit den verbliebenen Mitarbeitern und den Landes- bzw. Provinzialgeschäftsführern der IM den CA-Apparat wirklich in den Griff bekommen würden, verhielten sie sich konzilianter. Die Ernennung der letzteren Gruppe zu regionalen Unterkommissaren war im übrigen die einzige Möglichkeit, ein Ausscheren der rechtlich *nicht* dem CA unterstehenden Landes- und Provinzialverbände so wie der Fachverbände zu verhindern, was die angestrebte Zentralisierung der gesamten Diakonie in ihr Gegenteil verkehrt hätte.

⁵³ Am 14. VII. zog Kultusminister Rust den Staatskommissar für die preußische Landeskirche mit allen Unterkommissaren zurück. Schon am folgenden Tag beschwerte sich der Reichsminister des Innern bei Rust, daß u. a. Themel und Schirmacher in rechtswidriger Weise ihr Mandat noch ausübten, und verlangte die sofortige Wiedereinsetzung der beurlaubten Direktoren. Vgl. Dokumente zur Kirchenpolitik des Dritten Reiches, Bd. I: Das Jahr 1933, München 1971, 93.

⁵⁴ Abkommen vom 18. X. 1933. Eben doch nur auf starken Druck des preußischen Kirchensekretariats und der neugebildeten Reichskirchenregierung hin (s. w. u. im Text) erklärte sich der Centrausschuß des CA bereit, Themel als Präsidenten und Schirmacher als Direktor zu wählen, was ohne Gegenstimme geschah. Weitergehende Hoffnungen besonders Themels, für sein Amt den Bischofs-Titel zu erhalten, erfüllte das Geistliche Ministerium nicht. Zum Gesamtkomplex nochmals Kaiser, a. a. O., Kap. III. 1.2.2.2

des Präsidenten D. Kapler, die gleich nach dem Umbruch auf Veranlassung des damaligen Direktors D. Jeep erlassen wurde, wonach die Kirche die gesamte Innere Mission als ihr Eigentum erklärt⁵⁵.

Mein ganzer Dienst im CA war nach drei Seiten hin ausgerichtet: 1. Die Innere Mission in ihrer unübersehbaren Vielgestaltigkeit zu einheitlichem kirchlichen Handeln zu erziehen. Dem dienten die zahllosen Geschäftsführerkonferenzen für die Landes- u. Provinzialverbände für sich oder mit den Fachverbänden zusammen, auf welchen fast immer Einmütigkeit und brüderlicher Geist geherrscht haben. 2. In immer neuen Versuchen, ein festes Rechtsverhältnis zur verfaßten Kirche herzustellen. Dies ist immer an beiden Partnern gescheitert. Denn die Innere Mission wollte nichts von ihrer Selbständigkeit preisgeben, und die Kirche wollte nicht die Verantwortung, namentlich nicht die finanzielle Verantwortung, für die Innere Mission übernehmen. 3. Die Innere Mission in ihrem Besitzstand gegenüber Eingriffen des Staates oder der Parteistellen zu erhalten. Dieser Dienst hat viele aufreibende und demütigende Gänge zu den Machhabern gekostet. Voll Dank sei daran erinnert, daß in fast allen Behörden und Dienststellen auch treue evangelische Männer und Frauen gewesen sind, die unsere Bemühungen unterstützt haben. Sie haben hierbei vielfach mehr riskiert, als manche Diener der Kirche, die sich nicht hervorwagten, aber jetzt pharisäisch den Stab über die brechen, die sich für ihr Werk mutig einsetzten⁵⁶.

Daneben liefen die täglichen Aufgaben, von denen ich nur 2 nennen will, um sie der Vergessenheit oder Legendenbildung zu entreißen: Die Mittelbeschaffung durch die Volkstage der Inneren Mission und durch die steuerlichen Verhandlungen mit dem Finanzministerium. Ferner

⁵⁵ In der Tat hatte der Erste Direktor des CA, Pfr. D. Jeep, im Mai 1933 den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß ersucht, ihn zum ‚Reichsbeauftragten‘ der IM zu ernennen, um dadurch der Inneren Mission in ihrer Gesamtheit angesichts der ungewissen Lage vor Abschluß der Reichskirchenverfassung sozusagen die kirchliche Approbation zu erteilen und so einen Mindestschutz gegenüber staatlichen und parteiamtlichen Übergriffen zu gewährleisten. Das Kirchenbundesamt erfüllte diese Bitte, wie es auch anderen Gruppen des Verbandsprotestantismus in jenen Monaten auf Antrag die offizielle kirchliche Anerkennung zusagte; von einer Eigentumserklärung, wie S. meint, im Sinne der damit erfolgten Verkirchlichung der IM konnte aber nicht die Rede sein. Vgl. den Antrag Jeeps an DEKA-Präsident Kapler v. 8. V. 1933 und die Antwort von Oberkonsistorialrat Hosemann v. 11. V.; ADW, CA 1376/3.

⁵⁶ Diese Polemik zielt offensichtlich auf diejenigen Kreise der BK, die der IM schon während des Dritten Reiches, aber auch nach 1945 vorwarfen, sich in Sachen des Bekenntnisses und im Hinblick auf die existenziellen Fragen ev. Liebestätigkeit nicht deutlicher offen artikuliert zu haben. An ihr ist ein wahrer Kern insofern, als den Männern der BK, die keine Verantwortung für diakonische Einrichtungen trugen, nicht im gleichen Maße die Hände im kirchenpolitischen Kampf gebunden waren, wie den Leitern der Werke und Einrichtungen, die stets an die Gefährdung ihrer Patienten und Pfinglinge denken mußten und dabei gelegentlich Kompromisse mit Staat und Partei eingingen, die aus heutiger Sicht kaum noch vertretbar erscheinen.

die Bildung einer eigenen Sparte für konfessionelle Wohlfahrtspflege innerhalb der Arbeitsfront, die wesentlich dazu geholfen hat, Schwierigkeiten mit den Parteidienststellen zu überwinden und die kirchliche Selbständigkeit zu bewahren.

Trotzdem ich bis ins Einzelste bemüht gewesen bin, mich selbst und die Innere Mission aus den kirchenpolitischen Kämpfen herauszuhalten, ist es mir immer wieder verdacht worden, daß ich zu den DC gehört habe. Trotz meiner oben beschriebenen Einstellung zu den DC bin ich erst 1938 endgültig ausgetreten. Aus zwei Gründen, einmal weil es mir wichtig erschien, daß bei dem Übergewicht der Nicht-DC in den führenden Kreisen der IM auch ein, wenn auch nur namentlicher DC in führender Stellung der IM war. Sodann aus einem, wie mir auch heute noch erscheint, berechtigten Stolz, der mich gehindert hat, auf üble Nachrede mit einem sichtbaren Beweis guter Gesinnung zu reagieren. Ich habe weder das Bekenntnis verletzt noch meinen Bibelglauben preisgegeben, noch mich am kirchenpolitischen Leben beteiligt⁵⁷. Außerdem habe ich bei DC Kirchenregierungen oftmals ein tapferes Eintreten für die Innere Mission festgestellt, so in Thüringen und in Mecklenburg, so daß ich sogar 1937 für eine kurze Zeit Mitglied der Thüringer DC geworden war. Hier herrschte wenigstens eine kameradschaftliche Gesinnung, welche ich bei den „Frommen“ in dem Maße nicht gefunden habe. Sie haben mich auch meinen Austritt in keiner Weise entgelten lassen, so daß ich ihrer immer freundlich gedenken werde.

Zum Schluß möchte ich auf die einzige Stelle hinweisen, die meine Arbeit im Dienst der Inneren Mission wirklich gewürdigt hat. Das war[en] die Gestapo und das Sicherheits-Hauptamt, das mich 1940 verhaften ließ wegen ständiger Behinderung des Staates und der Partei, und weil ich mich darum mühe, die Innere Mission der Kirche einzuverleiben, während sie doch eigentlich der NSV gehöre⁵⁸. – Da ich nach diesem Ereignis unter ständiger verschärfter Beobachtung und Kon-

⁵⁷ Es scheint typisch für die auch 1947 noch nicht wesentlich veränderte Grundeinstellung Schirmachers zu den Jahren des Dritten Reiches, daß er nicht begriff, daß seine Mitgliedschaft in der Partei und bei den Deutschen Christen schon per se politische Qualität besaßen, auch wenn er selbst als Repräsentant der Inneren Mission auf Reichsebene in offener Weise kaum die IM *nicht* betreffende kirchenpolitische Aktivitäten entfaltete. Seine parteipolitischen und theologischen Bindungen haben nun aber seine Direktorentätigkeit auf Schritt und Tritt beeinflußt; viele seiner in unserem Kontext nicht weiter ausführbaren Entscheidungen und Positionseinschätzungen in den Konflikten etwa mit der NSV oder seinen internen Gegnern im CA wären sonst gar nicht zu erklären. Die jederzeitige Behauptung, als Christ und Protestant über den Parteien zu stehen, jene „Lebenslüge obrigkeitsstaatlichen Denkens“ (Gustav Radbruch), nahm auch das Denken Schirmachers über den Zusammenbruch hinaus gefangen.

⁵⁸ Vgl. dazu nochmals Anm. 9.

trolle stand und damit in meinem Dienst behindert wurde, habe ich dem Centralausschuß einen letzten Dienst damit geleistet, daß ich das Wehrmachtskommando unter Darlegung der Sachlage bat, mich trotz der Uk-Stellung zur Wehrmacht einzuziehen. Dies ist dann auch 1941 geschehen.

Jetzt stehe ich als 50% Kriegsbeschädigter im Dienst der Kirche als Krankenhausseelsorger und werde diesen Dienst die wenigen Jahre, die einem kranken Manne noch bleiben, als Inneren-Missionsdienst weiterführen.

Schirmacher
Pfarrer

Die Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft: ein Solidarisierungsversuch ehemaliger Deutscher Christen

Am 9. Januar 1946 schickte Pfarrer Friedrich Niemann, der frühere DC-Synodalassessor des Kirchenkreises Hagen, der nun außerhalb Hagens im Jagdhaus Hobrök bei Dahl wohnte, ein Einladungsschreiben an die alten Gesinnungsgenossen und Kampfgefährten aus der deutsch-christlichen Bewegung. Die kirchliche Gesamtentwicklung, das den Deutschen Christen (DC) angehängte Verfahren – gemeint waren die Verfahren zur Wiederherstellung eines an Schrift und Bekenntnis gebundenen Pfarrerstandes – und die bevorstehende erste Sitzung „gegen einen unserer Brüder“ machten es dringend notwendig, so Niemann, zu einem längeren Treffen zusammenzukommen, und zwar am 16. und 17. Januar 1946 „in unserer jetzigen Behausung“, die „engen aber warmen Raum“ biete. Die Not der Zeit machte sich nicht nur in den schlechten Verkehrsverbindungen – die Gäste hatten einen einstündigen Fußmarsch zu bewältigen – bemerkbar, sondern auch in anderen Bitten Niemanns: Nicht nur feste Schuhe und warme Kleidung seien unbedingt erforderlich, sondern auch „Brot bzw. Brotmarken, Butter, Marmelade, einige Kartoffeln und Eßbesteck“ müßten mitgebracht werden. „Bescheidene aber saubere Nachtquartiere“ stünden in benachbarten Bauernhäusern zur Verfügung. Kurz, der äußere Rahmen der Zusammenkunft werde „kriegsmäßig und sehr bescheiden“ sein.¹ Dem entsprachen auch die Leitworte, meist von Luther, die Niemann der Tagung voranstellte, so gleich als erstes: „Das gefällt Gott wohl, daß man sich vor Menschen und Teufel nicht fürchte, sondern keck und trotzig, mutig und steif wider sie sei, wenn sie herfahren und unrecht haben.“ Und: „Das Urteil der Kirche wird mich nicht von der Kirche scheiden, wenn mich die Wahrheit mit der Kirche verbindet.“²

¹ Einladungsschreiben Niemanns v. 9. Jan. 1946, in KAG 33. – Quellenmäßig beruht dieser Aufsatz im wesentlichen auf der Auswertung des Bestandes „Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft“ im Kommunalarchiv Minden (im folgenden KAG zitiert). Dieser Bestand ist noch nicht endgültig geordnet und verzeichnet, wurde mir aber durch das Entgegenkommen von Herrn Dr. Nordsiek, des Leiters des Kommunalarchivs, zugänglich gemacht. Ich zitiere die einzelnen Akten des Bestandes, soweit sie schon (zumindest provisorisch) verzeichnet sind, unter der ihnen dabei gegebenen Nummer, die noch unverzeichneten Akten unter dem auf dem Aktendeckel angegebenen Titel. – Für ihre freundliche Unterstützung darf ich Herrn Dr. Nordsiek und seinen Mitarbeitern meinen Dank sagen.

² Leitworte zur Tagung am 16. und 17. Jan. 46 im Jagdhaus Hobrök, in KAG 33.

Leider geht aus dem Bericht, den Niemann nach Abschluß der Tagung schrieb, nicht hervor, wer eigentlich genau daran teilnahm. Angekündigt waren Fiebig (der Geistliche Leiter der DC bis 1945) und Hahn (der frühere Vikar des Bielefelder Pfarrers Buschtöns, der im „Fall Sieker“³ auf der DC-Seite eine Rolle gespielt hatte), und sie berichteten auch über die gegen sie angestregten Verfahren. Anwesend war auch Pfarrer Volkenborn (Herten), bewußt ausgeklammert dagegen die DC der nationalkirchlichen (Thüringer) Richtung („ohne die Nationalkirchler, die ihren eigenen Weg gehen müssen“). Offenbar waren also ehemalige Deutsche Christen der westfälischen Richtung, die sich unter der (gemäßigten) Leitung Fiebigs 1937 von der Reichsbewegung Deutsche Christen abgespalten hatten, unter sich. So war man sich denn auch schnell einig in der Beurteilung der Lage und der festen Entschlossenheit, „dieser brutalen Beugung jedes Rechtsempfindens und der dahinterstehenden pharisäischen Denkwegsweise nicht zu weichen“, sondern „das kirchenzerstörende Treiben dieser Kirchenleitung öffentlich festzustellen und ihm entgegenzuwirken.“ Dazu wurden zehn Beschlüsse gefaßt: 1. Anstreben eines festen Zusammenschlusses und schriftliche Information (durch Fiebig) aller „Brüder“; 2. eine nächste Zusammenkunft bei Volkenborn in Herten; 3. Hinzuziehung zweier besonders geeigneter Rechtsanwälte; 4. Vordringen Fiebigs und Volkenborns zum Präsidenten des Oberlandesgerichts in Hamm; 5. Vorstelligwerden von Fiebig und Niemann bei Superintendent Kunst (Herford) mit einem Protest gegen die Form der Verfahren; 6. Protest bei der Militärregierung; 7. Bitte um Vermittlung durch den Rat der EKD, den EO und die Bischöfe Mahrarens, Meiser, Wurm und Stählin; 8. Bitte um Rechtsgutachten an die theologischen Fakultäten; 9. Errichtung einer Nachrichtenzentrale bei Volkenborn; 10. schließlich Einrichtung eines „Archivs des Kirchenkampfes“, in dem alles gesammelt werden sollte, „was an Merkwürdigkeiten, Tollheiten und Irrlehren (sic!) von 1933 bis heute von der BK geleistet worden ist.“⁴

Wenn auch im großen und ganzen diese erste Tagung früherer Deutscher Christen in Niemanns Jagdhaus ohne Folgen blieb – das zweite, bei Volkenborn in Aussicht genommene Treffen fand offenbar nie statt –, so zeichnen sich doch anläßlich dieser Zusammenkunft einige der Motive ab, die auch in der Folgezeit das Vorgehen von Mitgliedern dieser Gruppe bestimmten. Deutsch-christliche Pfarrer und Kirchenbeamte sahen sich ja nach dem endlichen Untergang des „Dritten Reiches“ im April und Mai 1945 in einer besonders schwierigen

³ Vgl. Bernd Hey, Zum Kirchenkampf im Raum Bielefeld, in: 69. Jahresbericht des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Jg. 1974, S. 105–122.

⁴ Bericht über die Tagung vom 16. und 17. Januar 46 im Jagdhaus Hobräk, mit Schr. v. 19. Jan. 1946 von Niemann an Wentz geschickt, in KAG 33.

Position: Jetzt, wo das sie allein noch stützende NS-Regiment entfallen war, drängte die Bekennende Kirche (BK) in jene Positionen, die sie unter dem Druck der DC-Wahlsiege im Sommer 1933, des reichsbischöflichen Willkürregiments 1934 oder der Kirchenpolitik des Reichskirchenministeriums ab 1935 hatten aufgeben müssen. Neben dem Verlust kirchenleitender Positionen drohte aber auch der Verlust der beruflichen Existenz überhaupt, und dies galt auch für den schlichten DC-Pfarrer, der nicht besonders hervorgetreten war: Der Irrlehre beschuldigt, mußten sich die DC den Verfahren zur Wiederherstellung eines an Schrift und Bekenntnis gebundenen Pfarrerstandes unterwerfen, die die neuen Kirchenleitungen, in denen nun die BK tonangebend war, gegen ihre alten Kontrahenten anstrebten. Entlassung, Zwangspensionierung, Versetzung, Rückstufung waren einige der nun drohenden Konsequenzen.⁵ So schien sich für die DC die Situation der Jahre 1933/34, in denen sie das Sagen gehabt und ihre BK-Gegner bedrängt hatten, nun zu wiederholen, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen: Nun galt es, die eigenen Überzeugungen und die beruflichen Positionen angesichts der „Machtergreifung“ der „siegreichen“ BK, wie es Friedrich Buschtöns, ehemaliger Pfarrer in Bielefeld und Oberkonsistorialrat in Berlin, formulierte, zu verteidigen.⁶ Für die DC ging also der „Kirchenkampf“ weiter. „Wir fassen den Kirchenkampf nicht als eine in sich abgeschlossene Zeitspanne auf, die mit dem Nationalsozialismus begonnen und mit dem Zusammenbruch ihren Abschluß gefunden hat, sondern als ein Symptom einer umfassenden kirchlichen und theologischen Krisis, die auch heute noch nicht beendet ist.“⁷

Die existentielle Bedrohung und das allgemeine Gefühl, ihnen geschehe bitteres Unrecht, ja nun werde in ungerechten Verfahren von der BK das Recht gebeugt, schließlich auch die ernsthafte Überzeugung von der Berechtigung, ja Richtigkeit der eigenen theologischen Ansichten: all dies legte ja eine Solidarisierung zur gemeinsamen Abwehr und Verteidigung nahe. So wurden denn immer wieder Zusammenschlüsse geplant, gegenseitige Absprache und Information vereinbart, vereinzelt auch gemeinsame Schritte und Vorstellungen unternommen. Aber im wesentlichen versuchte doch jeder, auf eigene Faust durchzukommen und ggf. seinen Frieden mit Kirchenleitungen und -behörden zu

⁵ Zur Situation der DC seit April 1945 vgl. Bernd Hey, Die Kirchenprovinz Westfalen 1933–1945, Bielefeld 1974, S. 342–346. – Zur Geschichte der westfälischen DC während der Jahre 1933–1945 vgl. neben dem Buch von Hey auch: Kurt Meier, Die Deutschen Christen. Das Bild einer Bewegung im Kirchenkampf des Dritten Reiches, Göttingen 3. Aufl. 1967, bes. S. 88–89, 182–185, 249–250.

⁶ Vgl. Briefwechsel Wentz-Buschtöns, in KAG 15, und Buschtöns-Stüven, in KAG FVK (Freie Volkskirche) 1 u. 2.

⁷ Wentz an Duhm v. 11. Sept. 1956, in KAG Duhm.

machen: es war für den einzelnen ja auch leichter, unter Berufung auf seine persönliche Situation eine einigermaßen glimpfliche Regelung seiner Verhältnisse zu erreichen, denn als Repräsentant einer geschlossenen auftretenden Gruppe, die bei den neuen Oberen aus der alten BK unangenehme, ja bedrohliche Erinnerungen an die noch nicht vergessenen Zusammenstöße mit den DC wecken mußte. Zwar konnte ein Zusammenstehen mit den alten DC-Kameraden von Fall zu Fall einmal von Vorteil sein, etwa bei gemeinsamer Rechtsberatung; aber es brachte den einzelnen DC auch in eine enge Nachbarschaft zu schwer belasteten Partnern, die, vor allem wenn der eigene Fall nicht so schwerwiegend war, sich nur unangenehm auswirken konnte.

Hierin scheint mir die entscheidende Ursache dafür zu liegen, daß den wiederholten Anläufen der DC zu neuen organisatorischen Zusammenschlüssen kein Erfolg beschieden war. Letztendlich arrangierte sich jeder mit den neuen Verhältnissen und den neuen Kirchenoberen, die ja denn doch auch – nach einigem Zögern – bereit waren, zu vergeben und zu vergessen. Kennzeichnend für das Auseinanderfallen solcher DC-Solidarisierungsversuche war z. B. das Schicksal des 1946 gegründeten Bundes Freie Volkskirche (FVK), dem der Pfarrer Heinrich Stüven in Eilenburg vorsah. Hieß es 1947 noch: „Der Bund ‚Freie Volkskirche‘ ist eine Gruppe innerhalb der Evangelischen Kirche ohne vereinsmäßige Bindung, der die Aufgabe zugefallen ist, gegen die einseitige Vorherrschaft der sogenannten ‚Bekennenden Kirche‘ bei der Leitung der Kirche und der Gestaltung neuer Verfassungen zu protestieren“, ⁸ so mußte Stüven 1956 resignierend eingestehen: „Der hoffnungsvolle Bund ‚Freie Volkskirche‘ ist tot, und ich stehe fast ganz allein.“⁹

Dieses a posteriori gefällte Urteil über das letztendliche Scheitern eines neuen DC-Zusammenschlusses nach 1945 bedeutet nicht, daß nicht auch einzelne der im Januar 1946 im Jagdhaus Hobräk besprochene Maßnahmen in die Tat umgesetzt worden wären. So hatte etwa Buschtöns bereits im Oktober 1945 zwei ausführliche Rechtfertigungsschreiben an den Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats D. Hymmen und an den westfälischen Präses D. Koch geschickt. Gegenüber Hymmen setzt sich Buschtöns dabei ausführlich mit Vorwürfen, die Dibelius gerade den kirchlichen Verwaltungen wegen ihrer zu großen Willfährigkeit gegenüber dem NS-Staat gemacht hatte, auseinander. Dabei kritisiert er, daß die BK, die „vor Toresschluß“, d. h. vor der Kapitulation, immer ihre parteimäßige Zuverlässigkeit gegenüber der NSDAP betont habe, nun ihre Vergangenheit umfrisiere und sich

⁸ Rundschr. Nr. 8 v. 5. Nov. 1947, in KAG 9.

⁹ Stüven an Wentz v. 26. Apr. 1956, in KAG 9.

„als die erste organisierte Gegnerin des Nationalsozialismus“ hinstelle. Letztendlich gehe es heute der BK nicht um die Sache, sondern nur um die Macht: „Aber auch hier ist die Bekennende Kirche ein legitimes Kind des Zeitalters von Göbbels (sic!) und Himmler – wie die Deutschen Christen und die Partei – die Macht ist alles.“¹⁰ Die gleiche Polemik findet sich noch detaillierter und mehr auf die Buschtöns ja gut bekannten westfälischen Verhältnisse bezogen (B. war Referent für Westfalen im EO gewesen) in dem Brief an Präses Koch. Hier prangert Buschtöns nicht nur die Verfahren gegen DC-Geistliche als Gewaltanwendung, offenes Unrecht, ja als Heuchelei und weder in der Sache gerechtfertigt noch im Sinne christlicher Caritas an, sondern denunziert sie als schlichte „Ausnutzung der politischen Konjunktur“. Er appelliert an Koch, mit der „Politik des Hasses und der Verfolgung“ Schluß zu machen; schließlich seien BK und DC beide Anhänger des NS-Systems gewesen und Opfer der Verhältnisse geworden, beide somit mitschuldig am Kirchenkampf.¹¹

Einsichtiger und auch konzilianter im Ton formulierte dagegen Bruno Adler, der frühere kurzfristige deutsch-christliche Bischof des Ev. Bistums Münster, am 6. Juni 1949 einen Brief in der gleichen Sache an den hannoverschen Landesbischof Hans Lilje. Immerhin: Adler, seit November 1934 praktisch nicht mehr in seinem Bischofsamt, schrieb als „Bischof i. R.“ an den „sehr geehrten Herrn Amtsbruder“ und zeichnete „mit amtsbrüderlicher Begrüßung“; ob diese schon etwas anmaßende Keckheit der Sache, die er vertrat, dienlich war, sei dahingestellt. Adler setzt sich für ein Ende der Maßregelung ehemaliger Deutscher Christen ein; er gibt zu, „daß wir Irrwege gegangen sind und wir wissen von mancher Schuld“. Aber er nimmt die DC auch in Schutz: „Die überwiegende Mehrheit der DC war aber weder unchristlich, noch gar antichristlich oder etwa ehrlos...“. Theologisch und religiös seien die DC keine Einheit gewesen; die bloße Mitgliedschaft bei den DC könne ebenso nicht als kirchenpolitischer Tatbestand gewertet werden. Herz und Glaube ehemaliger DC könne von den kirchlichen Spruchkammern ohnehin nicht geprüft werden; um des inneren Friedens willen plädiere und bitte er (Adler) um ein Ende der Verfolgung und um „Vergebung statt Rache“.¹²

Adler kennzeichnet seinen Brief, auf den er anscheinend ebensowenig eine Antwort erhielt wie Buschtöns, als persönliches Schreiben; er schreibe „nicht für eine Gruppe oder einen irgendwie gearteten Zusammenschluß der ehemaligen DC (den es meines Wissens nicht gibt)“,

¹⁰ Buschtöns an Hymmen v. 21. Okt. 1945, in KAG 15.

¹¹ Buschtöns an Koch v. 14. Okt. 1945, in KAG 15.

¹² Adler an Lilje v. 6. Juni 1949, in KAG 17.

fühle sich doch aber in besonderem Maße in die Pflicht genommen, da ihm „doch im besonderen Maße die ehemaligen DC . . . einst vertraut“ hätten.¹³ Doch war es Adler, der von seinem Wohnsitz Minden aus Anfang der 1950er Jahre einen erneuten Vorstoß zur Bildung einer Arbeitsgemeinschaft unternahm, „nachdem ein früher von anderer Seite angekündigtes Vorhaben ähnlicher Art sang- und klanglos infolge Untätigkeit einfach liegen geblieben ist“. Zwei Aufgaben, so ein erster Entwurf Adlers, sollten „ausschließlich“ in den Blick genommen werden: „a) Seelsorgerlicher Dienst an den sich vereinsamt fühlenden oder sonst Leid tragenden Kameraden, b) Herausstellung von Untersuchungen zur Geschichte und Theologie der Deutschen Evangelischen Kirche etwa in den letzten 30 Jahren“.¹⁴ In dem endgültigen Anschreiben Adlers vom 1. September 1953 blieb expressis verbis davon nur das zweite Anliegen übrig: Nun rief er zur Gründung einer „Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der Kirchengeschichte der letzten 25 Jahre“ auf, um „von der leidvollen Vergangenheit frei jene Vorgänge ‚sine ira et studio‘ zu erforschen und uns um die historische Wahrheit zu bemühen“. Bisher seien „die Erschütterungen, die die Deutsche Evangelische Kirche in dieser Zeit durchgemacht hat, nur einseitig nach den Gesichtspunkten ihrer kirchenpolitischen Oberfläche und unter der Einwirkung des politischen Zusammenbruchs von 1945“ dargestellt worden. Ausdrücklich betont Adler den „rein akademischen Charakter“ dieser Aufgabe (schon im Entwurf hieß es: „Wir wollen mit niemandem streiten!“), allerdings sei sie auch mit der Absicht verbunden, „allen denjenigen Gesinnungsfreunden eine brüderliche Gemeinschaft zu bieten, die infolge jener Ereignisse in Not sind, die sich vereinsamt fühlen, oder die sonst ein Leid tragen.“¹⁵

Adler konnte noch die ersten Rundschreiben seiner „Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der Kirchengeschichte seit 1930“, wie sie nun hieß, 1954 herausgegeben;¹⁶ sein Tod am 18. November 1954 ließ diese Initiative zunächst abermals einschlafen. Erst am 12. November 1956 unternahm Prof. Karl Wentz, Oberregierungs- und Schulrat i. R., früherer theologischer Hilfsarbeiter von DC-Seite im Konsistorium Münster, jetzt im Ruhestand ebenfalls in Minden lebend, einen erneuten Vorstoß zur Wiederbelebung der jetzt kurz „Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft“ genannten Vereinigung.¹⁷ Anlaß dazu war offenbar die unter Vorsitz von Kurt Dietrich Schmidt gegründete „Kommission für die Geschichte des Kirchenkampfes“ der EKD; bei

¹³ Ebd.

¹⁴ Entwurf zum Rundbrief No. 1, in KAG 17.

¹⁵ Entwurf und Schr. Adlers an Wentz v. 1. Sept. 1953, in KAG 17.

¹⁶ Rundschreiben v. 16. Jan. u. 18. Febr. 1954, in KAG 17.

¹⁷ Rundschr. Wentz' v. 12. Nov. 1956, in KAG 2

aller Bekundung des Willens zur Zusammenarbeit betonte Wentz die Notwendigkeit eigener Darstellungen zum Kirchenkampf von Seiten der Kirchengeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft. Die beigefügten „Arbeitsrichtlinien“¹⁸ führen dies noch genauer aus: Die bisherigen einseitigen Darstellungen des Kirchenkampfes („alle (Werke) bloß vom Standort der *einen* Gruppe her, die heute in allen Landeskirchen die Führungsmacht innehat und somit auch die öffentliche Meinungsbildung . . . weithin bestimmt“) machten „um der Wahrheit und des Gewissens willen“ nun endlich auch entsprechende Aktivitäten von seiten der Arbeitsgemeinschaft nötig. Ein umfangreicher Katalog von 10 Punkten zählt die einzelnen Arbeitsvorhaben auf, dabei ist vor allem der Punkt 3 interessant: „Quellenmäßige Tatbestandsaufnahme hinsichtlich der Geschichte der deutschchristlichen Bewegung durch eine planstrebige und möglichst umfassende Sammlung von Material“; im Begleitschreiben stellte Wentz gerade diesen Punkt besonders heraus und bat um Dokumente und persönliche Erlebnisberichte. Bei aller Konzentration auf die archivalische und wissenschaftliche Tätigkeit – und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, hierin auch eine Reaktion auf die sammlerische und publizistische Arbeit Wilhelm Niemöllers in Bielefeld zu sehen – weist Wentz aber auch auf die Zukunftsperspektive hin, der Arbeitsgemeinschaft „in absehbarer Zeit auch eine rechtliche Form zu geben und ihre Tätigkeit . . . auch auf Hilfsmaßnahmen für wirtschaftlich besonders bedrängte Freunde auszuweiten“. Wenn auch der Punkt 10 von Niemanns Protokoll von 1946 („Archiv des Kirchenkampfes“) jetzt ganz im Vordergrund steht, so war doch immer noch nicht der alte Gedanke solidarischer gegenseitiger Hilfe und Unterstützung ganz verschwunden.

Die Initiative von Wentz verlief diesmal erfolversprechender als die beiden vorangegangenen Anläufe von Niemann und Adler. Eine ganze Reihe alter „Freunde und Kameraden“ aus der NS-Zeit meldete sich bei Wentz, äußerte Interesse und bezeugte Zustimmung.¹⁹ Nicht jeder trat der Arbeitsgemeinschaft bei, immerhin hatte laut Wentz die Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft 1959 „etwa 30 Mitglieder“.²⁰ Schon vorher, 1958, hatte Wentz eine Gründungsversammlung für den 28. Juli nach Minden einberufen, „um unserer Arbeitsgemeinschaft eine festere rechtliche Form und damit eine erhöhte Handlungsfähigkeit zu geben“.²¹ Eine Satzung²² wurde erarbeitet und am 28. Juli 1958 die Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft von den im Mindener Hotel

¹⁸ In KAG 2.

¹⁹ Briefwechsel in KAG 1

²⁰ Wentz an Frantz v. 10. Apr. 1959, in KAG 1.

²¹ Rundschr. Wentz' v. 10. Juni 1958, in KAG 2.

²² In KAG 2.

„Kronprinz“ anwesenden sieben Mitgliedern als Verein konstituiert. Als Vorsitzender wurde erwartungsgemäß Wentz gewählt, als 1. Beisitzer Studienrat i. R. Karl Beurmann und als 2. Beisitzer Konsistorialrat i. R. Dr. Hans Pohlmann, alle Minden.²³ Einen Monat später, am 28. August 1958, wurde der neue Verein „Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft e. V., Minden“ unter der Nr. 242 in das Vereinsregister beim Amtsgericht Minden eingetragen.²⁴ Zwei Jahre später, in der Mitgliederversammlung am 12. Juli 1960, ebenfalls wieder in Minden, wurde der Vorstand in seinem Amt bestätigt. Die anwesenden 10 Mitglieder stellten als besondere Ziele heraus, weitere Mitglieder zu werben; alle Mitglieder sollten ihre Erlebnisse im Kirchenkampf und danach niederschreiben und der Arbeitsgemeinschaft zu treuen Händen übergeben. Daneben sollte weiteres dokumentarisches Material (Akten, Zeitungsausschnitte usw.) gesammelt und eine Bibliothek zum Thema Kirchenkampf aufgebaut werden. Ein Vertrag mit dem Stadtarchiv Minden sollte die Gewähr geben, „daß unsere Akten und Bücher ordnungsgemäß und sicher im Stadtarchiv aufbewahrt sind“.²⁵ Dieser Vertrag datiert vom 19. Juli 1960; danach deponierte die Arbeitsgemeinschaft, vertreten durch den Vorstand, ihre Akten und Bücher, „verwahrt in einem verschlossenen Schranke“, im Stadtarchiv Minden, das eine entsprechende Aufbewahrung zusicherte. Die Benutzung dieses Depositum durch dritte Personen (außer den Vorstandsmitgliedern) war von der ausdrücklichen schriftlichen Zustimmung des Vorstandes abhängig.²⁶ – Dieser Depositvertrag bot dann die Grundlage für das Verbleiben der Akten der Kirchengeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft – auch nach deren Erlöschen – im jetzigen Kommunalarchiv Minden.

Tatsächlich kamen den wiederholten Aufrufen zur Materialsammlung etliche Mitglieder nach. Dabei sind heute die eher fragmentarisch hereinkommenden primär aus der Kirchenkampfzeit stammenden Dokumente und Akten vielleicht weniger interessant als die ja ebenfalls gewünschten Erlebnisberichte (u. a. von Wentz selbst) und der die Aktivitäten der Arbeitsgemeinschaft begleitende Briefwechsel, den Wentz mit großem Fleiß mit den Mitgliedern und Sympathisanten der Arbeitsgemeinschaft führte. Nirgends wird das Selbstverständnis dieser ehemaligen DC deutlicher als in ihren Erlebnisberichten und Briefen; der Zwang, letztendlich das eigene Scheitern aufarbeiten zu

²³ Verhandlungsbericht v. 28. Juli 1958 und Rundschr. v. Wentz und Beurmann o. D., in KAG 2.

²⁴ In KAG 2.

²⁵ Bericht über die Ordentliche Mitgliederversammlung vom 12. Juli 1960, in KAG 2; vgl. a. den „kurzen Zwischenbericht“ des Vorstandes v. 6. Juni 1959, in KAG 2, u. die Protokolle der Vorstandssitzungen, in KAG 23.

²⁶ In KAG 2.

müssen, konnte aufrichtige Nachbesinnung ebenso fördern wie engstirniges Festhalten an alten Vorurteilen und Überzeugungen. Es wäre der Mühe wert, einmal unter individual- wie gruppenpsychologischer Sicht diese Selbstzeugnisse wissenschaftlich zu analysieren.

Das bei der Arbeitsgemeinschaft zusammenfließende Material erregte, obwohl es nie Umfang und Vollständigkeit des Kirchenkampfarchivs von Wilhelm Niemöller erreichte, auch das Interesse der wissenschaftlichen Forschung. Auch wenn die Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen einer der Zwecke des Vereins war, entsprach es doch der vorsichtigen Haltung von Wentz, nicht zu großzügig mit der Genehmigung der Akteneinsicht umzugehen. So konterte Wentz eine Aufforderung von Buschtöns, Friedrich Baumgärtel, dessen Schrift „Wider die Kirchenkampfliegenden“ (eine Polemik vor allem gegen Wilhelm Niemöller) Buschtöns begeistert begrüßte, weiteres Material zum Kampf gegen die gegenwärtige Kirchenregierung zur Verfügung zu stellen, mit der nüchternen Warnung, ein solcher Schritt werde „uns einer aktiven Kirchenpolitik nahe bringen, also Vorsicht!... Den Kampf wird er (Baumgärtel) allein ausfechten müssen. Unsere wissenschaftliche Arbeit darf dadurch nicht gestört werden. Sie bleibt auf lange Sicht die wichtigere Aufgabe.“²⁷ Mit dieser Zurückhaltung befand sich Wentz durchaus in Übereinstimmung mit der Satzung der Arbeitsgemeinschaft, die bestimmte: „Im Rahmen unserer Arbeitsgemeinschaft ist und bleibt jede Kirchenpolitik ausgeschlossen. Auch wird sich die Arbeitsgemeinschaft von jeder kirchenamtlichen Bindung und Verpflichtung fernhalten.“²⁸ Entsprechend schlossen die „Richtlinien für die Benutzung des Archivs der Kirchengeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft e. V. Minden“ auch „jede mißbräuchliche Benutzung zu politischen, kirchenpolitischen oder kirchenamtlichen Zwecken“ grundsätzlich aus.²⁹ Intensiver förderte Wentz dagegen die Arbeit des jungen Leipziger Doktoranden Kurt Meier, von dessen Arbeit über die Deutschen Christen er sich offenbar eine objektivere historische Darstellung und damit eine Revision des bisherigen Bildes der DC in der überwiegend von BK-Perspektive bestimmten Kirchenkampfgeschichtsschreibung versprach.³⁰ Zurückhaltender als Meier begegnete er wiederum Günther van Norden, als dieser 1959, veranlaßt durch Fiebig, um Material aus Wentz' Archiv bat. Erst eine Empfehlung von Fiebig, der über van Norden schrieb: „Seine Sympathien sind bei der

²⁷ Buschtöns an Wentz v. 21. Febr. 1959, und Wentz dazu o. D., in KAG 2.

²⁸ § 2 der Satzung, in KAG 2.

²⁹ Mitteilungsblatt Nr. 3, Herbst 1961, S. 3, in KAG 2.

³⁰ Briefwechsel Wentz-Meier in KAG 1.

Bekennenden Kirche, aber er bemüht sich um eine objektive Haltung . . .“, stimmte ihn dann wohlwollender.³¹

Die Mitgliederversammlung vom 12. Juli 1960 hatte auch die Herausgabe eines Mitteilungsblattes beschlossen, daß zweimal im Jahr erscheinen und Aufsätze, Arbeitsberichte, Rezensionen, Quellenabdrucke und aktuelle Informationen enthalten sollte. Ostern 1962 erschien, offenbar als letzte Ausgabe, die Nr. 4/5 – „infolge Erkrankung“ schon etwas verzögert.³² Weitere Nummern sind offenbar nicht mehr erschienen. Es wurde still um die Arbeitsgemeinschaft, zumal offenbar auch Wentz – Pensionär wie seine Vorstandskollegen – sich mit zunehmendem Alter (Wentz war Jahrgang 1874) und entsprechend schwächer werdender Gesundheit nicht mehr so intensiv um die Arbeitsgemeinschaft kümmern konnte, die ja im wesentlichen von seiner Arbeitskraft und seiner unermüdlichen Korrespondenz gelebt hatte. Hinzu kam, daß ja mit zunehmender zeitlicher Ferne zum Kirchenkampf die alten Gegensätze verblaßten; die früheren Kontrahenten gingen in den Ruhestand und starben allmählich hinweg; auch die nach 1945 zunächst gemaßregelten DC-Pfarrer waren häufig wieder in den Kirchendienst aufgenommen worden oder hatten sich eine andere Existenz aufgebaut. Die personelle Basis für den Aufbau eines wirklich bedeutenden großen Archivs war zu klein, und auch auf dem Sektor der wissenschaftlichen Veröffentlichungen konnte die Arbeitsgemeinschaft allenfalls Hilfestellung bieten, aber nicht aus eigenem umfangreichere Darstellungen erarbeiten. Ohnehin hatte die wissenschaftlich-archivarische Zweckbestimmung, die der Name suggerierte, nie ganz unangefochten über die alte Idee einer Solidargemeinschaft ehemaliger DC triumphiert; immer war unter dem harmlosen Decknamen auch etwas von dem alten kirchenpolitischen Engagement lebendig geblieben. Ein genaues Datum für das Ende der Kirchengeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft habe ich nicht feststellen können; ab 1962 versickern Briefwechsel und andere Unterlagen und lassen keine genaueren Feststellungen mehr zu.

Eine Frage allerdings bleibt noch: War es nur der Zufall persönlicher Konstellationen, daß die Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft ehemaliger Deutscher Christen, obwohl überregional angelegt, gerade in Westfalen entstand und von westfälischen DC maßgeblich initiiert und getragen wurde? Ich glaube nicht. In Westfalen war ja eigentlich 1945 der Umbruch auf dem kirchenpolitischen Gebiet nicht so tief gewesen wie in anderen Landeskirchen und Kirchenprovinzen: Schon vor 1945 hatten hier die DC mit einer starken und bestimmenden BK leben und sich mit ihr arrangieren müssen. Mit der doppelten Geist-

³¹ Briefwechsel van Norden-Wentz-Fiebig v. Aug. u. Sept. 1959, in KAG 1.

³² Mitteilungsblatt Nr. 1 v. 31. Okt. 1960, Nr. 3 v. Herbst 1961, Nr. 4/5 v. Ostern 1962, in KAG 2.

lichen Leitung hatte man einen eigenen Kompromiß gefunden, der sich immerhin über lange Jahre als tragfähig erwiesen hatte. 1945 verschwand zwar die Geistliche Leitung Fiebig für die DC, aber die Geistliche Leitung Koch (bisher für BK und Neutrale) setzte sich praktisch im nun allumfassenden neuen Präsesamt fort. Hatten die ohnehin gemäßigten westfälischen DC, die sich unter Fiebig von der Reichsleitung getrennt hatten, sich mit ihrer Geistlichen Leitung mühsam eine gewisse Anerkennung und Absicherung des status quo nach der Katastrophe des Adlerschen Bistums errungen, so brach diese mit der Einleitung der Spruchkammerverfahren (nicht mit dem Ende der doppelten Geistlichen Leitung) für die westfälischen DC um so unerwarteter zusammen, als sich ja praktisch gar nicht so viel geändert hatte. Man hatte sich in der unterprivilegierten Stellung einer Minorität offenbar sicherer und abgesicherter gefühlt als die DC im vollen Genuß von Machtpositionen in anderen Kirchen; um so größer die Verbitterung, als nun – obwohl man sich ja gar keiner Schuld bewußt war – dennoch die Verfahren zur Wiederherstellung eines an Schrift und Bekenntnis gebundenen Pfarrerstandes begannen, die man – gerade wegen der relativen Unbedeutung der westfälischen DC – als Rache einer siegreichen BK und Ungerechtigkeit empfand. War man denn theologisch immer so weit entfernt von den BK-Amtsbrüdern gewesen, und konnte die bloße kirchenpolitisch andere Parteinahme zu so weitreichenden Konsequenzen führen? Vielleicht war es dieses Bewußtsein, vermeintlich Unrecht zu erfahren, das die westfälischen DC nach 1945 immer wieder nach organisatorischem Zusammenschluß, gegenseitiger Hilfe und Revision des vorherrschenden Geschichtsbildes streben ließ.

Rezensionen

Hans Jürgen Brandt und Karl Hengst (Hrsg.), *Die Busdorfkirche St. Petrus und Andreas in Paderborn 1036–1986, Zur Geschichte von Kirche, Stift und Pfarrgemeinde bei der Feier des 950jährigen Jubiläums*, Verlag der Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1986, 262 S., 78 Abb.

Dem Umfang wie der Bedeutung nach steht die Geschichte der Pfarrei von K. Hengst, in der manche neu aufgefundenen Quellen verarbeitet werden, mit Recht an erster Stelle. Der Verfasser legt damit eine weitere seiner Stadtpaderborner Gemeindegeschichten vor. Im Auf und Ab des Gemeindelebens seit der Gründung 1038 (Tochter der Gaukirche) liest man 1183 von empfindlichem Streit um den Pfarrzwang und 1231 von der Aufteilung der Stadt in 4 Pfarreien. Ein längerer Abschnitt befaßt sich mit den kirchlichen Stiftungen für die Busdorfkirche. Erste reformatorische Predigt wird um 1530 nachgewiesen. Interessante Einzelheiten stehen im Zusammenhang mit der fürstbischöflichen Visitation von 1654. Die Säkularisierung des Busdorfstiftes 1810 ergab eine längerandauernde Verunsicherung der Gemeinde, insbesondere durch die zeitweilige Verbindung mit der Gaukirche. Schon seit 1803 hatte die neugegründete Ev. Gemeinde vorübergehend die Busdorfkirche mitbenutzt, endgültig dann von 1817 bis 1871 und noch einmal nach der Kriegszerstörung der Abdinghofkirche 1944.

Teilaspekte der älteren Gemeindegeschichte greifen die weiteren Beiträge von M. Pavlicic (Armenfürsorge und Jugendbetreuung), von H. Kindl (über den Busdorfpfarrer, späteren Weihbischof B. Frick) und über das religiöse Brauchtum in Busdorf nach ausgewählten Beispielen auf. K. Honselmann beteiligte sich mit einem auf persönlichem Erleben in der NS-Zeit aufbauenden Bericht. In die Gegenwart versetzt die ungeschönte Darstellung der kirchlichen Umbruchsituation im letztvergangenen Vierteljahrhundert als Versuch der kirchlichen Bewährung in einer pluralen Gesellschaft. Gern nimmt man in dem letztgenannten Aufsatz wie in der größeren Arbeit von K. Hengst die Quellenanhänge mit wichtigeren Einzeldokumenten zur Kenntnis.

Zur Bau- und Kunstgeschichte des Stifts und der Kirche tragen H. J. Brandt (zum Kirchenbau von 1036) und K. J. Schmitz (zur Baugeschichte und Ausstattung der Kirche) neue beachtliche Forschungsergebnisse bei. Über das Ende des Kollegiatstiftes berichtet M. Niggemeier.

Aus verschiedenen Fachgebietsrichtungen auf eine Gesamtgeschichte der Busdorfgemeinde hinarbeitend, leistet das Sammelwerk insgesamt eine zuverlässige, ausführliche Übersicht. Insbesondere im bau- und kunstgeschichtlichen Teil wird die Textdarstellung von ausgewähltem Bildmaterial begleitet und unterstützt. Leider fehlt ein Register.

Friedrich Wilhelm Bauks

Hans Jürgen Brandt und Karl Hengst (Hrsg.), FELIX PADERAE CIVITAS, Der heilige Liborius 836–1986, Festschrift zur 1150jährigen Feier der Reliquienübertragung des Patrons von Dom, Stadt und Erzbistum Paderborn (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte Bd. 24), Verlag der Bonifatius-Druckerei, Paderborn 1986, 344 S.

Von den 20 Einzelbeiträgen aus dem Umkreis der Liboriustradition und des Paderborner Liborikultes sei hier besonders verwiesen auf „Die Gründung des Bistums Paderborn und seine ersten Jahrzehnte“ (K. Honselmann), eine Zusammenfassung des derzeitigen Forschungsstandes, und auf „Die Pfarreien des Bistums Paderborn bis zum Tode Bischof Meinwerks 1036“. Nach Vorüberlegungen zu Methodik, Forschungsstand und Situation der Entstehung früher Pfarreien werden von H. Kindl die Pfarreien einzeln in einem Rastersystem, das die innere und äußere Begründung des Entstehungszeitpunkts bietet, behandelt. Eine gründliche Arbeit, die die frühere Darstellung von W. Leesch über die Pfarrorganisation der Diözese am Ausgang des Mittelalters in den Ostwestfälischen-Weserländischen Forschungen aufnimmt und für einen zeitlichen Teilabschnitt vertieft. Weitere Beiträge gehen u. a. der Liboriustradition in den Bistümern Münster und Essen wie „in allen Erdteilen“ nach. Wohl erstmals haben die Altäre und Benefizien des Paderborner Doms bis 1550 in K. Hengst hier ihren Bearbeiter gefunden. Der Paderborner Liboriusdom schließlich wurde mit Teilaspekten seiner Bau- und Kunstgeschichte nicht vergessen.

Der Band reiht sich dem vor genau 50 Jahren zum Liborijubiläum erschienenen Sammelwerk von P. Simon in würdiger Weise als Beleg für die fortschreitende Aufhellung der Vergangenheit des Erzbistums und des Fortwirkens seines Patrons im kirchlichen Leben an.

Friedrich Wilhelm Bauks

Hans Jürgen Brandt u. Karl Hengst, Die Weihbischöfe in Paderborn, Verlag der Bonifatius-Druckerei, Paderborn 1986, 246 Seiten u. 142 Abbildungen.

Nach dem Werk der gleichen Verfasser über die Paderborner Bischöfe liegt jetzt eine ähnlich gründliche Darstellung über die Weihbischöfe vor. Manche, der Forschung bisher unbekanntes Quellen, auch aus römischen Archiven, konnten in die Darstellung eingebracht werden. Die rein biographischen Daten sind in erfreulicher Weise vertieft durch Hinweise auf die persönliche Stellung und, besonders in neuerer Zeit, auf die Art des Zusammenwirkens mit dem Diözesanbischof und dem Domkapitel. Dadurch wird der Anteil der Weihbischöfe an der Gestaltung und Förderung des kirchlichen und karitativen Lebens im Bistum verdeutlicht, und wie z. B. bei Johannes Ymminck (S. 73 ff) der Bezug zur Gesamtkirche hergestellt, oder etwa bei Nikolaus Gerresdorf (S. 93 ff) oder Johannes Pelcing (S. 99 ff) die Stellung und Bedeutung der Weihbischöfe in der Zeit der Gegenreformation herausgearbeitet. Für das 19. Jahrhundert ist die von W. Liese (Necrologium Paderbornense) begonnene kritische Beurteilung von Persönlichkeit und Wirken der Weihbischöfe weitergeführt, für die Dargestellten des 20. Jahrhunderts auch auf Aussagen von Zeitzeugen zurückgegriffen. Die dadurch

vermiedene Einseitigkeit der in älterer Zeit nicht seltenen reinen Laudationen hat einer größeren Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Biographien Platz gemacht.

Erfreulich sind die beigegebenen Portraits und, wo sie fehlen, die auf Leben oder Tätigkeit des betreffenden Weihbischofs bezogenen Bilder von Kirchen oder eigenen Siegeln.

Diese gelungene Monographie werden Kirchenhistoriker und Territorialgeschichtler gern zur Hand nehmen und als zuverlässige Quelle nutzen.

Friedrich Wilhelm Bauks

Kleve-Märkische Regierung, Landessachen, Findbuch, bearb. von Jürgen Kloosterhuis, 2 Bände (Veröffentlichungen der Staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen, Reihe F, Findbücher Nr. 1), Münster 1985, 1198 Seiten, erschienen im Selbstverlag des Staatsarchivs Münster.

Wer immer sich mit der Geschichte eines märkischen Ortes ernsthaft beschäftigt und das ältere handschriftliche Findbuch des Staatsarchivs Münster (Kleve-Mark, Landesregierung) mit seinen vielen Einschüben und Zusätzen benutzt hat, wird beim Anblick des jetzt erschienenen, nach modernen Grundsätzen erstellten Inventars Freude und Zustimmung empfinden. An der einen breiteren Raum einnehmenden Intus-Auflistung zu wesentlichen Akten wird deutlich, daß der Bearbeiter über die sonst übliche archivtechnische Druckvorbereitung hinaus mindestens in den genannten Fällen Blatt für Blatt sich vorgenommen und inhaltlich geprüft hat. Daß der Archivbenutzer das neue Repertorium nun in „greifbarer“ Nähe haben kann, wird ihm die Arbeit bedeutend erleichtern.

Nach einer Einleitung, u. a. mit dem Abriß einer Territorial- und einer ebenso hilfreichen Behördengeschichte, folgt die Einzelverzeichnung nach den Hauptsachgebieten *Politica* (von der Landeshoheit bis hinunter zu Kommunalangelegenheiten, Reichshöfen, Hofesgerichten und Marken) und *Ecclesiastica*. Das zweite Hauptsachgebiet beginnt mit den für die allgemeine Kirchengeschichte und die Territorialgeschichte wichtigen Akten zur Kirchenpolitik seit etwa 1435 bis 1804. Viele Einzelbelege zur Ausübung der landesherrlichen Kirchenrechte finden sich hier, auch im Zusammenhang mit Reformation und Gegenreformation sowie als Niederschlag des Religionsrezesses von 1672/73. Hier sind auch die Einzelerhebungen über den Konfessionsstand im 17. Jahrhundert eingeordnet, die früher schon Darpe und in diesem Jahrbuch (1909–1919) Philippi dargestellt haben. Nach den Vorgängen zur Kirchenorganisation und geistlichen Gerichtsbarkeit folgen auf mehr als 180 Seiten allgemeine und Ortsakten zum Kirchen-, Schul- und Armenwesen in märkischen und vereinzelt auswärtigen Gemeinden, sowie Aktenvorgänge der märkischen Klöster und Stifter. Insgesamt eine Fülle von historischen Einzelheiten, die bisher wohl erst zum kleineren Teil aufgearbeitet sind.

Dr. Jürgen Kloosterhuis gebührt besonderer Dank für das breitgefächerte und benutzerfreundliche Werk, das Ergebnis eingehender und sorgfältiger Bearbeitung, und der Archivleitung Anerkennung für die gelungene Eröffnung einer neuen Reihe der Veröffentlichungen der Staatlichen Archive des Landes.

Friedrich Wilhelm Bauks

750 Jahre Altstädter Nicolaigemeinde Bielefeld, Kirche mitten in der Stadt, herausgegeben vom Presbyterium, Bielefeld 1986, 265 S., mit vielen Abbildungen.

Ein Mitarbeiterteam hat es auf sich genommen, zum Jubiläum der Gemeinde diesen wertvollen Aufsatzband zu erarbeiten, wie man ihn bei der Bedeutung der Kirche und Gemeinde schon längst sich gewünscht hätte. Nach der Vorstellung der heutigen Gemeinde und ihres Lebens durch die Gemeindepfarrer folgen Berichte über die derzeitige Situation. Weiterhin finden sich Rückblicke auf die Gemeindegliederarbeit in den letzten etwa 50 Jahren. Im rein historischen Teil wird außer einer gründlichen bau- und kunstgeschichtlichen Beschreibung des mittelalterlichen und nach der Kriegszerstörung wiedererstandenen Gotteshauses (von P. H. Oehlmann) unter anderem eine umfassende, vielschichtige Gemeindegeschichte seit den Anfängen von H. Propach vorgelegt. Kantor H. Wulf setzte sich mit der Vergangenheit und Gegenwart der Kirchenmusik an und in St. Nicolai auseinander, die seit langer Zeit über die Stadtgrenzen hinaus Beachtung fand und findet. Die Nicolaikirche als Ausgangspunkt für die weitere kirchliche Entwicklung in der heutigen Großstadt legte einen informativen Bericht über den Gesamtverband der Ev. Kirchengemeinden im Kirchenkreis nahe (von J. Schwedes) sowie bei der räumlichen Nachbarschaft des westf. Landeskirchenamtes auch einen kenntnisreichen und wertvollen Bericht des langjährigen Landeskirchenarchivars H. Steinberg über die Entwicklung der westfälischen Kirche seit 1815. Der Band schließt mit Aufsätzen über ernste und heitere Merkwürdigkeiten in Vergangenheit und Gegenwart und der Wiedergabe einiger Predigten, die im 19. und 20. Jahrhundert von der Nicolaikanzel gehalten worden sind.

Bei den über 30, durchweg sehr lebendigen Einzelberichten waren Wiederholungen nicht zu vermeiden, wie auch Beurteilung aus gesamthistorischer Sicht bei solcher Art der Veröffentlichung nur in Ansätzen möglich sein konnte. Das Werk wird sicher seinen Weg zu den Gemeindegliedern finden und den historisch Interessierten über das Jubiläum hinaus als Geschichtsquelle immer wieder dienlich sein.

Friedrich Wilhelm Bauks

Friedensgruppe der Altstädter Nicolaigemeinde (Hrsg.), Evangelische Kirche im Nationalsozialismus am Beispiel Bielefeld, Bielefeld 1986, 160 Seiten, mit vielen Abbildungen.

Die Veröffentlichung, gedacht als „Dokumentation einer Ausstellung“, kann als flankierende Maßnahme zu der umfangreichen Festschrift zur 750-Jahr-Feier der Altstädter Kirche in Bielefeld verstanden werden. Sie nimmt einen, allerdings gewichtigen und emotionsbeladenen Abschnitt der langen Bielefelder Kirchengeschichte heraus und stellt ihn in Form einer sorgfältigen Auswahl der erreichbaren Einzelbelege in Form von Programmen, Flugblättern, Fotografien, Zeitungsanzeigen, Presseberichten, aber auch von Aussagen der Zeitzeugen und Tagebuchaufzeichnungen dar. Einsetzend mit der Kaiserzeit um die Jahrhundertwende und beispielhaften Einzelnachrichten zur „politischen“ Verbindung von Thron und Altar im Bielefelder Umfeld wird der Leser über Äußerungen der

Kirche und ihrer Amtsträger zu den Zeitströmungen besonders der Weimarer Zeit an das Jahr 1933 und seinen politischen Umbruch einschließlich der Auswirkungen auf die Ev. Kirche herangeführt. Den Phasen des Kirchenkampfes entsprechend ist über die Gleichschaltung mit Hilfe der Deutschen Christen, die Anfänge und den Kampf der Bekennenden Kirche und das kirchliche Verhalten unter dem äußeren und inneren Druck des NS-Staates, insbesondere gegenüber Juden und „Lebensunwerten“, über den folgenden Krieg und abschließend über den kirchlichen und kommunalen Wiederaufbau nach Kriegsende gut berichtet. Aus der Zeit des Kirchenkampfes fehlen nicht spezielle Hinweise auf die Bielefelder Akteure, die zum Teil gesamtkirchliche Bedeutung erlangten (W. Michaelis, W. Niemöller, im kirchenpolitischen Gegensatz zu ihnen: F. Buschtöns).

Wie meist in Dokumentationen können auch hier Tatbestände in der Regel nur punktuell erfaßt werden in unbeabsichtigt leicht einseitiger Ausleuchtung. Vielleicht kann der Dokumentation später einmal eine historische Darstellung folgen, die tiefer in Hintergrund, Voraussetzungen und Folgen des damaligen kirchlichen Zeitgeschehens eindringt.

Friedrich Wilhelm Bauks

E. Nierhaus (Hrsg.), Festschrift zum 125jährigen Bestehen der Evangelischen Kirchengemeinde Ahlen, Ahlen 1986, 126 S., mit vielen Abbildungen.

Die örtliche und regionale Kirchengeschichte zieht immer wieder Gewinn aus Jubiläen, nämlich der Herausgabe von Jubiläumsschriften. Wenn frühzeitig mit der Materialbeschaffung begonnen wurde und der Herausgeber Voraussetzungen für kirchengeschichtliche Arbeit mitbringt, kann eine tiefergreifende und viele Seiten des kirchlichen Lebens erfassende Darstellung entstehen. Die Ahlener Jubiläumsschrift erfreute sich dieser günstigen Voraussetzungen. Die seit 1861 bestehende Gemeinde, eine typische Diasporagemeinde mit allen Schwierigkeiten, die in diesem Wort liegen oder besser: lagen, ist aus kleinsten Anfängen auf heute 15000 Evangelische angewachsen. Welche Planung und Aufbauarbeit zu leisten und welche äußeren Widerstände zu überwinden waren, wird in aller Offenheit und mit freundlichem Humor beschrieben. Die Persönlichkeit des langjährigen Pfarrers Ludwig Becker, der von 1891 bis 1934 im wesentlichen die Verantwortung für die Entwicklung der Gemeinde getragen hat, erfuh eine plastische, auch Einzelheiten aufnehmende Schilderung. Nicht ausgespart blieb eine Darstellung der NS-Zeit, in der kirchenpolitische Spaltung zu beklagen war, und der Bericht über die Ahlener Reformationszeit im 16. und 17. Jahrhundert. Ein Verzeichnis der Pastoren und Presbyter seit der Gemeindegründung schließt das gelungene, gut gebildete Werk ab.

Friedrich Wilhelm Bauks

Jochen-Christoph Kaiser, Frauen in der Kirche, Evangelische Frauenverbände im Spannungsfeld von Kirche und Gesellschaft 1890–1945, herausgegeben von Annette Kuhn (Geschichtsdidaktik/Studien, Materialien, Bd. 27), Schwann, Düsseldorf 1986, 272 Seiten, mit Abbildungen.

Der Verfasser stellt in seiner Einführung Problemlage und Stand der Ev.-kirchlichen Frauenarbeit wie ihrer Erforschung und die Stellung dieser Arbeit in der Kirchengeschichte dieses Jahrhunderts dar. Die eigentliche Darstellung folgt chronologisch der äußeren und inneren Entwicklung, ausgehend von der allgemeinen Frauenbewegung um die Jahrhundertwende, dann der durch den 1. Weltkrieg und seine Folgen gegebenen Aufgabenstellung, der Nachkriegsdiskussion um politische Aktivierung der Frau (ihr Wahlrecht in Staat und Kirche), den Übergang in das Dritte Reich und den Kirchenkampf. Die Schlußbetrachtung versteht sich als eine Art Resümee und einen Ausblick auf die Weiterarbeit nach 1945. In den zusammenfassenden Text eingebettet ist eine umfangreiche Sammlung zeitgenössischer Dokumente, nämlich Rundschreiben, Vorträge, Aufsätze, Schreiben von leitenden Persönlichkeiten, Presseberichten u. a., die oft die jeweilige Situation zu beschreiben und zu klären versuchen. Gerade diese, sorgfältig ausgewählten Belege machen den bleibenden Wert des Bandes aus. Bei der Fülle unterschiedlichster Dokumente ist eine Besprechung im einzelnen an dieser Stelle nicht möglich. Westfälische Stimmen sind mehrfach erfaßt. Genannt seien Verlautbarungen des Generalsuperintendenten Zöllner.

Man wird an diesem Werk bei zukünftiger Arbeit an der Geschichte der kirchlichen Frauenverbände in Westfalen und darüber hinaus nicht vorbeikommen.

Friedrich Wilhelm Bauks

Hans Steinberg (Hrsg.), Gerhard Thümmel – 40 Jahre kirchlicher Verwaltung (1925–1965), dargestellt an der Arbeit im Dienst der evangelischen Kirche (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte Bd. 7), Luther-Verlag, Bielefeld 1987, 144 Seiten.

Es macht den Wert dieses Buches aus, daß ein Kirchenrechtler und „hochkarätiger“ kirchlicher Finanzexperte aus eigenem amtlichen Erleben berichtet. Wer den Verfasser gekannt hat, weiß von seiner Objektivität, so daß ausgeschlossen werden kann, daß etwa Selbstrechtfertigung ihm die Feder geführt haben könnte. Thümmel, seit 1925 im Dienst der Ev. Kirche der (altpreußischen) Union, arbeitete sich in der Zeit der Weimarer Republik in das evangelische Kirchenrecht einschl. Kirchensteuerrecht und Kirchenverfassungsrecht gründlich ein. Daneben galt seine Aufmerksamkeit der Verwaltungsorganisation und -technik. Erste Erfolge erzielte er bei der Sicherung der gesamtkirchlichen Finanzwirtschaft, was sich positiv auf die Arbeit in den Kirchenprovinzen bis hin zu den Einzelgemeinden auswirkte. Im Zusammenhang damit stehen die Verhandlungen über die Kirchen-dotation des Staates, deren Grundlage bis in die Zeit der Säkularisierung von Kirchenvermögen im 19. Jahrhundert, teilweise auf die Kirchenhoheit der Landesherren seit der Reformationszeit zurückgeht, aber bei der rechtlichen Trennung von Ev. Kirche und preußischem Staat nach 1918 erhebliche Bedeutung bekam. Auch das damals neuzukodifizierende Kirchensteuer-, Besoldungs- und

Gesamtverbandsrecht fand in Thümmel einen kundigen und flexiblen Mitgestalter. Mehrfach verwendete man ihn zu schwierigen staatskirchenrechtlichen Verhandlungen und für prozessuale Auseinandersetzungen mit dem Staat. Diese Linie zieht sich durch die gesamte Berichtszeit, erforderte aber bei den seit 1933 immer mehr zunehmenden Schwierigkeiten durch den NS-Staat viel Mut und Verantwortungsbereitschaft. Im Kirchenkampf der nach älterem Recht geordneten Kirchenverfassung verpflichtet, hatte der Münsteraner Konsistorialpräsident, der Thümmel seit 1936 bzw. 1938 war, eine Stellung zwischen den „Puffern“ der kirchlichen Gruppen. Dazu gibt es in dem Band manche Belege. In seiner persönlichen Glaubenseinstellung dürfte Thümmel der Bekennenden Kirche nahegestanden haben. Die veränderte Lage nach dem Kriege und der kirchliche Wiederaufbau fanden den Verfasser, nunmehr juristischer Vizepräsident der Westfälischen Landeskirche, in großer Arbeitsleistung. Durch die sachliche Form seines Berichts werden das persönliche Engagement und die bedeutende Handlungsfähigkeit Thümmels eher verdeckt als offengelegt.

Das vom Verfasser als persönliche Aufzeichnung seiner amtlichen Tätigkeit konzipierte Manuskript konnte durch einen umfangreichen Anmerkungsenteil erweitert werden. H. Steinberg hat aus Archivmaterial und Literatur so viele wertvolle Zusätze und Hinweise zur Vorgeschichte und zum Hintergrund der wichtigeren Daten und Vorgänge eingebracht, daß dadurch ein kleines Kompendium wichtiger Teile des preußischen evangelischen Kirchenrechts seit den 20er Jahren dieses Jahrhunderts entstanden ist. Verfasser wie Herausgeber ist es zu verdanken, daß diese bisher wenig untersuchte Seite wenigstens für die Westfälische Kirche zusammenfassend dargestellt worden ist.

Friedrich Wilhelm Bauks

Westfälische Lebensbilder, Im Auftrage der Historischen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde herausgegeben von Wilhelm Steffens und Karl Zuhorn, Band VI, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1957, VI u. 190 S., 12 Abb./Westfälische Lebensbilder, Im Auftrage der Historischen Kommission Westfalens herausgegeben von Wilhelm Steffens und Karl Zuhorn, Band VII, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1959, IV u. 212 S., 9 Abb.; Band VIII, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1959, IV u. 188 S., 11 Abb.; Band IX, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1962, IV u. 175 S., 9 Abb./Westfälische Lebensbilder, Im Auftrage der Historischen Kommission Westfalens herausgegeben von Robert Stupperich, Band X, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1970, IV u. 187 S., 8 Abb.; Band XI, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1975, 244 S., 11 Abb./Westfälische Lebensbilder, Im Auftrage der Historischen Kommission für Westfalen herausgegeben von Robert Stupperich, Band XII, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1979, IV u. 230 S., 10 Abb.¹

Nachdem in den Jahren 1930 bis 1937 bereits fünf Bände der „Westfälischen Lebensbilder“ erschienen waren, wurde die Arbeit an dieser wichtigen biographi-

¹ Eine Besprechung des 1985 erschienenen Bandes XIII ist in der vorigen Ausgabe dieses Jahrbuchs (auf S. 324ff.) veröffentlicht worden.

schen Reihe einige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder aufgenommen. In den Jahren von 1957 bis 1979 erschienen die Bände VI bis XII. In dieser Zeit waren für die Herausgabe zunächst Wilhelm Steffens und Karl Zuhorn zuständig; mit Band X ging dann die Herausgeberschaft auf Robert Stupperich über.

In Band VI (den Wilhelm Neuser sen. im 49./50. Jahrgang dieses Jahrbuches bereits ausführlich besprochen hat) finden sich zehn Einzelbiographien. Wilhelm Rave hat das Leben des „Westfälischen Wallenstein“, des Heerführers Graf Alexander II. von Velen (1599–1675), geschildert. Alois Schröter hat die biographische Skizze über den Anatom, Naturforscher und katholischen Bischof Niels Stensen (1638–1686) verfaßt, der – als Sohn eines Goldschmieds in Kopenhagen geboren – „einem angesehenen lutherischen Pastorengeschlecht“ entstammte und als münsterischer Weihbischof seine Spuren in der westfälischen Geschichte hinterlassen hat. Karl Stählin (im Inhaltsverzeichnis fälschlich „Wilhelm“ genannt) hat den Lebensweg des westfälischen Pastorensohns Heinrich Ostermann (1687–1747) nachgezeichnet, der es in Rußland „zum Vizekanzler, Grafen, Senator und ersten Kabinettsminister“ brachte und der sein Leben in sibirischer Verbannung beendete. Max Braubach hat über das Leben und Wirken des Freiherrn Franz Wilhelm von Spiegel (1752–1815) berichtet, der als Landdrost des Herzogtums Westfalen und später als kurkölnischer „Finanz- und Kultusminister“ sowie als Bonner Universitätskurator Bedeutung erlangte. Der Lebensweg des aus Harsewinkel stammenden Porträtmalers Johann Christoph Rincklake (1764–1813) ist von Herta Hesse-Frielinghaus geschildert worden. Wilhelm Rahe hat zu dem Band die unter kirchengeschichtlichen Gesichtspunkten wohl bedeutendste Biographie beigezeichnet, nämlich die von Johann Heinrich Volkening (1796–1877), einem der „Bahnbrecher und Träger der kirchlichen Erweckung des vorigen Jahrhunderts“. Hermann Rothert hat die Vita des Osnabrücker Juristen und Politikers Karl Johann Bertram Stüve (1798–1872) dargestellt, der sich auch als Autor territorialgeschichtlicher Arbeiten und als Begründer des Historischen Vereins in Osnabrück Verdienste erworben hat. Von Hans Joachim Moser sind die Lebensstationen des aus Lüdenscheid stammenden Musikers und Musikwissenschaftlers Gustav Nottebohm (1817–1882) nachgezeichnet worden; dieser hat sich besonders um die Beethoven-Forschung verdient gemacht. Den in Dortmund geborenen Kunsthistoriker Wilhelm Lübke (1826–1893) hat Ludwig Rohling in Erinnerung gebracht; zu den bedeutendsten Leistungen dieses Mannes, dessen Ruf leider verblaßt ist, gehört seine 1853 erschienene Darstellung der mittelalterlichen Kunst in Westfalen. Die letzte Biographie des Bandes VI ist dem bedeutenden Anatom Wilhelm von Waldeyer-Hartz (1836–1921) gewidmet: sie ist von Karl E. Rothschild verfaßt worden.

In Band VII (der von Wilhelm Rahe schon im 51./52. Jahrgang dieses Jahrbuches gewürdigt worden ist) werden zehn bedeutende Männer vorgestellt. Am Anfang steht der Bericht über das Leben des Benediktinerabtes Wibald (1098–1158), der das von ihm geleitete Kloster Corvey zu einer neuen Blütezeit führte und der zudem „eine wichtige Persönlichkeit im politischen Leben seiner Zeit“ war; Friedrich Hausmann hat diesen Bericht geschrieben. Das Leben und Wirken des Reformators Antonius Corvinus (1501–1553) und zumal auch seine Auseinandersetzung mit dem münsterischen Täuferturn sind von Robert Stuppe-

rich anschaulich dargestellt worden. Die Biographie des „Kanonenbischofs“, also des münsterischen Fürstbischofs und Kriegsmannes Christoph Bernhard von Galen (1606–1678), hat Wilhelm Kohl verfaßt. Aus der Feder von Peter Baumgart stammt das Lebensbild Heinrich Rüdiger von Ilgens (ca. 1654–1728), der „ein Repräsentant des Geistes und der Tradition preußischer Außenpolitik in drei Generationen“ war. Den katholischen Theologen Georg Hermes (1775–1831), nach dem die theologische Richtung des „Hermesianismus“ ihren Namen erhielt, hat Eduard Hegel gewürdigt. Über den „Bahnbrecher und Pfadfinder“ der Inneren Mission der evangelischen Kirche in Deutschland“, Adelbert Graf von der Recke-Volmarstein (1791–1878) hat Martin Vömel ausführlich berichtet. Der von Karl Buchheim verfaßte Beitrag über den Publizisten Karl Heinrich Brüggemann (1810–1887) gewährt einen guten Einblick in das Leben dieses Mannes, der im Jahre 1832 zu den Hambacher Revolutionären gehörte und der sich anschließend acht Jahre lang in Haft befand. Rudolf Balks hat den Weg des Chemikers Joseph König (1843–1930) nachgezeichnet, der „für die Anwendung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse auf die Landwirtschaft“ große Bedeutung gewonnen hat und der gemeinsam „mit seinen Schülern die Fundamente der Lebensmittelchemie gelegt und die neu begründete Wissenschaft mit Leben erfüllt“ hat. Die Lebensstationen des aus Münster stammenden namhaften Historikers Aloys Schulte (1857–1941) sind von Max Braubach eindrücklich skizziert worden. Am Ende des Bandes VII steht die Biographie des Germanisten und Volkskundlers Franz Jostes (1858–1925), der hierzulande vor allem durch sein Westfälisches Trachtenbuch über den engeren Bereich der Wissenschaft hinaus bekannt geworden ist; Karl Schulte-Kemminghausen hat diesen Beitrag verfaßt.

Der Band VIII (den Wilhelm Rahe bereits im 55./56. Jahrgang dieses Jahrbuches vorgestellt hat) bietet die Lebensbilder von zehn bedeutenden Persönlichkeiten dar. Herbert Grundmann hat den Weg „des westfälischen Grafen und Heiligen Gottfried von Cappenberg“ (1097–1127) dargestellt – jenes Mannes also, „der seine Stammburg südlich von Münster und seinen ganzen bis zum Niederrhein und zur Wetterau reichenden Besitz dem eben erst entstehenden Orden Norberts von Xanten schenkte, selbst Prämonstratenser wurde und bereits mit dreißig Jahren . . . starb“. Um das historisch nicht ganz aufzuhellende Leben und Wirken des Mediziners, Mathematikers und Kartographen Johann Gigas (= Riese) (1582–1637) hat sich Joseph Prinz eindrucksvoll bemüht; ausführlich geht er dabei auf die siebenjährige Lehrtätigkeit dieses Mannes an der reformierten Hohen Schule in Burgsteinfurt ein. Ferdinand von Fürstenberg (1626–1683), Fürstbischof von Paderborn und später auch von Münster, ist von Helmut Lahrkamp eingehend gewürdigt worden. Jörg Jacoby hat die Lebensstationen des aus Minden stammenden preußischen Ministers Wilhelm Heinrich von Thulemeier (1683–1740) aufgezeichnet. Die Vita des lippischen Landesherrn Simon August Graf zu Lippe (1727–1782) ist von Berbeli Schiefer geb. Fritze meier dargestellt worden. Alfred Hartlieb von Wallthor hat mit dem Lebenslauf von Johann Gerhard von Druffel (1759–1834) die Entwicklung eines münsterischen Mannes geschildert, der als hoher Verwaltungsbeamter in seiner Vaterstadt nacheinander tätig gewesen ist in der Regierung des Fürstbistums, in der preußischen Zivilorganisationskommission, in der preußischen Kriegs- und Domänenkammer, in dem von den Franzosen 1806 eingesetzten Administrationskollegium, in der Präfektur des großherzoglich-

bergischen Emsdepartements, in der Präfektur des französischen Lippedepartements, in der provisorischen preußischen Regierungskommission und schließlich in der preußischen Regierung. Hugo Gotthard Bloth hat den Lebensweg des aus Siegen stammenden Pädagogen Adolph Diesterweg (1790–1866) sorgfältig beleuchtet. Wilhelm Schulte hat das wechselvolle Schicksal der revolutionären Demokratin und Frauenrechtlerin Mathilde Franziska Anneke geb. Giesler (1817–1884) untersucht. Gerhard Schulz hat sich mit einer der „eigenartigsten Persönlichkeiten in der deutschen Geschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ befaßt, nämlich mit Johannes von Miquel (1828–1901); dieser aus Neuenhaus stammende Mann gehörte 1848 zu den revolutionären Studenten und unterhielt von 1850 bis 1857 Kontakte zu Marx und Engels, später war er Osnabrücker und Frankfurter Stadtoberhaupt, Bankier in Berlin, nationalliberaler Parlamentarier und – fast elf Jahre lang – preußischer Finanzminister. Das Lebensbild des Diplomaten und Orientalisten Friedrich Rosen (1856–1935), der im Jahre 1921 für einige Monate auch das Amt des Reichsaußenministers innehatte, schließt den Band VIII ab; Herbert Müller-Werth hat dieses Lebensbild geschrieben.

Mit Band IX (der von Wilhelm Rahe schon im 55./56. Jahrgang dieses Jahrbuches rezensiert worden ist) werden zehn bedeutende Personen vorgestellt. Am Anfang steht die Biographie des in Westfalen geborenen livländischen Ordensmeisters Johann Freytag von Loringhoven († 1494), sie stammt aus der Feder von Wilhelm Lenz. Das Lebensbild des für die westfälische Reformationsgeschichte bedeutsamen Grafen Arnold von Bentheim-Steinfurt (1554–1606) ist von Rudolf Rübél verfaßt worden. (Arnolds Todesjahr ist im Inhaltsverzeichnis des Bandes unrichtig wiedergegeben.) Max Braubach hat das von dem Streben nach politischer Macht geprägte Leben des kurkölnischen Ministers Ferdinand von Plettenberg (1690–1737) anschaulich geschildert. Walter Lipgens hat die Wegstationen des katholischen Klerikers Ferdinand August Graf Spiegel (1764–1835) skizziert, der in Münster Domdechant war, dort auch eine Zeitlang als Kapitularvikar wirkte (nachdem Napoleon ihn zum Bischof ernannt hatte) und der dann später Erzbischof von Köln wurde. Arthur Suhle hat zwei Westfalen porträtiert, die sich im 19. Jahrhundert um die Reorganisation und den Ausbau des preußischen Münzwesens sehr verdient gemacht haben, nämlich die Münzdirektoren Christian Friedrich Goedeke (1770–1851) und Heinrich Christian Kandelhardt (1799–1883). Helmut Richtering hat eindrucksvoll über das Leben und Wirken Giesbert von Rombergs (1773–1859) berichtet; dieser hat als Präfekt des großherzoglich-bergischen Ruhrdepartements und anschließend als Landesdirektor in der provisorischen preußischen Verwaltung Bedeutung erlangt, überdies war er einer der bedeutendsten Gewerken im Ruhrbergbau seiner Zeit. Die biographische Skizze über den in Münster geborenen Generaldirektor der Königlichen Museen in Berlin, Ignaz von Olfers (1793–1872), ist von Paul Ortwin Rave geschrieben worden. Alfred Bergmann hat das Leben und das dichterische Schaffen Christian Dietrich Grabbes (1801–1836) gewürdigt. Und Herta Hesse-Frielinghaus hat Werdegang und Werk des vor allem als Kunstsammler und Museumsgründer bekannt gewordenen Hagener Bürgers Karl Ernst Osthaus (1874–1921) aufgezeigt.

Im Band X werden die Lebenswege von acht Männern dargestellt. (Helmut Richtering hat diesen Band ausführlich rezensiert im 64. Jahrgang unseres Jahrbuches.) Der erste Beitrag – er stammt von Wilhelm Kohl – ist dem Bischof von

Osnabrück, Münster und Paderborn, Johann von Hoya (1529–1574) gewidmet und zeigt diesen geistlichen Fürsten als „klugen Diplomaten und vorsichtigen Taktierer“, der „der schwer um ihren Bestand ringenden katholischen Kirche Westfalens . . . keine wesentlichen Dienste leisten“ konnte. Über das Leben und Wirken des münsterischen Stadtarztes und Ratsherrn Bernhard Rottendorf (1594–1671) hat Helmut Lahrkamp berichtet. Den aus Herford stammenden Erforscher Sibiriens und russischen „Reichshistoriographen“, Gerhard Friedrich Müller (1705–1783), hat Wolfgang Mölleken porträtiert. Hugo Gotthard Bloth hat über den Begründer des Realschulwesens in Preußen, Johann Julius Hecker (1707–1768), geschrieben. Eduard Hegel hat sich um die Lebensstationen des münsterischen Kapitelsvikars und späteren kölnischen Erzbischofs Clemens August Freiherr Droste zu Vischering (1773–1845) bemüht – um den Weg jenes Mannes also, der aufgrund des Kölner Kirchenstreites für den „deutschen Katholizismus des 19. Jahrhunderts zu einer Symbolgestalt geworden war“. Robert Stupperich hat die Biographie eines bedeutenden Kirchenhistorikers beigezeichnet, nämlich die des aus Petershagen bei Minden stammenden Professors Karl Gieseler (1792–1854); das von Gieseler verfaßte mehrbändige „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ war „für das ganze 19. Jahrhundert . . . maßgebend durch seine Methode, seine in kurzen Quellenausügen gegebene Begründung und seine meisterhafte Prägnanz“. Das Leben des westfälischen Standesherrn Wilhelm Friedrich Fürst zu Salm-Horstmar (1799–1865) ist von Egbert Thiemann dargestellt worden; die naturwissenschaftlichen Interessen des Fürsten und zumal auch seine „Leistungen auf dem Gebiet der Agrikulturchemie und -physik“ haben dabei eine besondere Berücksichtigung gefunden. Erich Kittel hat den Mann gewürdigt, den Friedrich Engels „den ersten und bedeutendsten Dichter des deutschen Proletariats“ genannt hat: Georg Weerth (1822–1856), Sohn des lippischen Generalsuperintendenten Ferdinand Weerth.

In Band XI finden sich die Lebensbilder von elf Personen. Über den Lebensweg des bedeutenden Historikers Karl Brandi (1868–1946), der aus Meppen stammte, hat Wilhelm Berges berichtet. Um die Vita des Zentrumspolitikers und Reichskanzlers Heinrich Brüning (1885–1970), der in Münster geboren und aufgewachsen ist, hat sich Rudolf Morsey bemüht; er hat dabei die Überzeugung bekundet, daß „der Politiker Brüning . . . ohne die Kenntnis seines westfälischen Hintergrundes und seines heimatlichen Erbes nicht zu verstehen“ sei. Von Martin Sagebiel stammt die biographische Skizze über den sozialdemokratischen Politiker Heinrich Drake (1881–1970); dieser hat sich in der Weimarer Zeit als Mitglied des dreiköpfigen Landespräsidiums des Freistaates Lippe und nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst als Landespräsident von Lippe und Schaumburg-Lippe, später als Detmolder Regierungspräsident Verdienste erworben. Das Lebensbild des aus Amelunxen stammenden Dorpater Professors Gustav Ewers (1781–1830) ist von Robert Stupperich verfaßt worden; Ewers war Adolf von Harnacks Großvater mütterlicherseits; er trat vor allem mit Arbeiten zur russischen Geschichte und Rechtsgeschichte hervor. Den Lebensweg eines bedeutenden westfälischen Juden, nämlich des Arztes Alexander Haindorf (1782–1862) hat Hans-Joachim Schoeps nachgezeichnet; Haindorf – als Hirsch Alexander in Lehnhausen bei Finnentrop geboren – erlangte nicht nur als Mediziner Bedeutung, sondern auch und vor allem durch sein pädagogisches Engagement; der (ursprünglich anders

genannte) „Verein für Westfalen und die Rheinprovinz zur Ausbildung von Elementarlehrern und zur Beförderung von Handwerken und Künsten unter den Juden“ und die Schule dieses Vereins in Münster, die auch von christlichen Kindern besucht werden konnte, waren Haindorfs Werk; „durch die Elementarschule des Vereins, die längst eine Realschule mit Elementarklassen geworden war, sind hunderte jüdischer Knaben zu Handwerkern ausgebildet und in einer Art Proseminar zahlreiche jüdische Lehrer und Kantoren . . . herangezogen worden“. (Haindorfs Todesjahr ist im Inhaltsverzeichnis des Bandes unrichtig wiedergegeben.) Ein Beitrag von Manfred Wolf informiert über das Leben und Wirken des Landtagsmarschalls des westfälischen Provinziallandtags, Ignaz Graf von Landsberg-Velen (1788–1863). Günther Engelbert hat die Lebensgeschichte des lippischen Kabinettsministers und späteren Mindener Landrates Alexander von Oheimb (1820–1903) aufgezeichnet. Eine biographische Skizze über den in Brilon geborenen Juristen Heinrich Eduard Pape (1816–1888) hat Hans-Georg Mertens geschrieben; Pape erlangte vor allem Bedeutung als Präsident des Reichsoberhandelsgerichtes und als Vorsitzender der Kommission zur Ausarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Kurt Koszyk hat die Lebensstationen des aus Herford stammenden, später aber in Bielefeld beheimateten sozialdemokratischen Politikers und preußischen Innenministers Carl Severing (1875–1952) geschildert. Hubert Rösel schließlich hat die Viten der Grafen Johann von Sporck (1595–1679) und Franz Anton von Sporck (1662–1743) dargestellt; Johann Sporck, Bauernsohn aus dem Delbrücker Lande, war Soldat, er diente im bayrischen und später im kaiserlichen Heer; er brachte es bis zum Reitergeneral und wurde vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben; sein Sohn Franz Anton, in Böhmen geboren, war „aus ganz anderem Holz geschnitzt“: er machte sich als Philanthrop und „Vater der Armen“, aber auch als „Förderer des Theaters“ und „Förderer von Literatur und Kunst“ einen Namen.

Der Band XII stellt etwas Besonderes innerhalb des Gesamtwerkes dar: Zehn beeindruckende Frauengestalten werden in diesem Band vorgestellt, er ist also ausschließlich bedeutenden Frauen gewidmet. Hans Jürgen Warnecke hat das Leben der Gräfin Agnes von Limburg-Stirum (1563–1645), Äbtissin zu Elten, Vreden, Borghorst und Freckenhorst, anschaulich geschildert. Leben und Wirken der Herforder Fürstäbtissin Elisabeth von der Pfalz (1618–1680) hat Rainer Pape dargestellt; Elisabeth war eine der gelehrtesten Frauen ihrer Zeit; ihr Name ist „mit der Geschichte Herfords untrennbar verbunden“. Die biographische Skizze über Adelheid Amalia Fürstin von Gallitzin geb. Gräfin von Schmettau (1748–1806) ist von Waltraud Loos verfaßt worden; im Zusammenwirken mit dem münsterischen Generalvikar und Minister Franz von Fürstenberg war Amalia von Gallitzin die Mitte des geistesgeschichtlich bedeutsamen „Kreises von Münster“; „schon die Zeitgenossen haben das Außergewöhnliche an ihr wahrgenommen und sind ihr, als einer der bemerkenswertesten Frauen ihres Jahrhunderts, teils mit Bewunderung und Zuneigung, teils mit Befremden und skeptischem Interesse begegnet.“ Robert Stupperich hat den Lebensweg der in Minden geborenen Ehefrau des Staatsmannes und Gelehrten Wilhelm von Humboldt, Caroline geb. von Dacheröden (1766–1829), nachgezeichnet, er hat sie dabei „als eine der profilierten Erscheinungen in der vom Idealismus geprägten Welt“ herausgestellt. Über Henriette Davidis (1801–1876), die Pastorentochter aus Wengern, hat Willy

Timm berichtet; als Leiterin der Mädchenarbeitsschule in Sprockhövel hat sie sich von 1841 bis 1848 um die Erziehung junger Menschen bemüht; berühmt geworden ist sie als Schriftstellerin, zumal durch ihr legendäres Kochbuch, aber auch durch ihre anderen Publikationen; „besonders die Frauenwelt des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf dem Lande wie in der Stadt verdankt ihren lehrhaften Büchern viel.“ Malwida von Meysenbug (1816–1903), Schriftstellerin und (lt. Selbstzeugnis) „Idealistin“, ist von Gisela Wagner biographisch gewürdigt worden; Malwida von Meysenbug verbrachte entscheidende Jahre ihres Lebens in Detmold; den revolutionären politischen Ideen des Jahres 1848 wußte sie sich verbunden, 1852 ging sie ins Exil nach England und blieb dort sieben Jahre; mit Giuseppe Mazzini, Richard Wagner, Friedrich Nietzsche, Romain Rolland und anderen bedeutenden Zeitgenossen war sie befreundet. Um die Ordensfrau vom Guten Hirten, Maria Gräfin Droste zu Vischering (1863–1899) hat sich Dietrich Graf von Merveldt bemüht; Maria Droste zu Vischering, geboren im Erbdrostenhof zu Münster, wirkte in den letzten Jahren ihres Lebens als Oberin in Porto (Portugal); auf die Eingaben, die sie von dort an Papst Leo XIII. gerichtet hatte, ging offenbar die Enzyklika „Annum sacrum“ zurück, durch die die ganze Welt dem Herzen Jesu geweiht werden sollte. (Die am 1. November 1975 erfolgte Seligsprechung dieser Ordensfrau hat in Merveldts Beitrag keine Erwähnung gefunden.) Marianne Pünder hat den biographischen Bericht über die aus Hacheney bei Hörde stammende Pädagogin Hedwig Dransfeld (1871–1925) geschrieben, die als Vorsitzende des Deutschen Katholischen Frauenbundes große Bedeutung erlangte und die überdies – als Mitglied der Deutschen Zentrumspartei – der Weimarer Nationalversammlung und anschließend dem Reichstag angehörte. Gertrud Bäumer (1873–1954), „Autorin historischer Romane, einflußreiche Führerin der Frauenbewegung in Deutschland . . . , bedeutende Politikerin der Deutschen Demokratischen Partei“, ist von Barbara Greven-Aschoff eindrucklich gewürdigt worden; Gertrud Bäumers „Grenzstationen“ haben in Westfalen gelegen; in Hohenlimburg ist sie als Pfarrerstochter geboren worden („ihr Vater entstammte einem alten westfälischen Pastorengeschlecht“), in Bethel ist sie gestorben; gelebt hat sie zumeist außerhalb von Westfalen; daher konnte sie „sich. . . ihrer engeren, westfälischen Heimat nicht so eng verbunden fühlen. . .“ (Die Stadt Mülheim an der Ruhr, in der Gertrud Bäumer ein Jahr lang gelebt hat, liegt natürlich nicht – wie die Verfasserin irrtümlich angenommen hat – in Westfalen.) Ein Lebensbild der Schriftstellerin Gertrud Freiin von le Fort (1876–1971) bildet den Abschluß des Bandes; es stammt aus der Feder von Friedrich Kienecker. Gertrud von le Fort wurde in Minden als Tochter eines preußischen Offiziers geboren. „Eine Heimat im engeren, geographischen Sinne besaß . . . (sie) nicht.“ „Der Beruf des Vaters machte es unvermeidlich, daß die Familie sehr häufig den Wohnsitz wechseln mußte. So blieben an Minden und Westfalen nur sehr beiläufige Erinnerungen.“ Die Schriftstellerin von le Fort, die bewußt als Christin schrieb und die sich der christlichen Dichtung verpflichtet wußte, konvertierte im Jahre 1926 zur römisch-katholischen Kirche.

Die hier vorgestellten sieben Bände der Westfälischen Lebensbilder sind ein beeindruckender Teil des Gesamtwerkes. Die in ihnen enthaltenen Biographien sind – soweit der Rezensent das zu beurteilen vermag – sorgfältig erarbeitet, und sie informieren zuverlässig über die dargestellten Personen. Auch im Hinblick auf

diese Biographien kann das festgestellt werden, was schon bei der Besprechung des XIII. Bandes (in der vorigen Ausgabe unseres Jahrbuchs) gesagt worden ist: „Für die Arbeit an der westfälischen Kirchengeschichte sind diese Lebensbeschreibungen von unterschiedlicher Bedeutung; für die Beschäftigung mit der westfälischen Geschichte aber sind sie alle von großem Nutzen.“

Die Übersicht über die hier vorgestellten sieben Bände der Westfälischen Lebensbilder macht deutlich, welch ein reicher biographischer Fundus das (noch nicht abgeschlossene) Werk jetzt schon ist. Dieser Fundus, von dem man nur dankbar Kenntnis nehmen kann, bedarf freilich noch einer umfassenden Erschließungsmöglichkeit. Die einzelnen Bände haben zwar jeweils am Schluß ein Namensregister, und im Band X ist außerdem auch ein Verzeichnis der in den Bänden I bis X behandelten Personen enthalten; aber es ist doch zu wünschen, daß dem XIV. Band (der in Vorbereitung ist) oder einem späteren Bande ein ausführliches Sach- und Personenregister für das Gesamtwerk beigegeben wird.

Ernst Brinkmann

Meinolf Mückshoff, Predigt und Prediger auf der Cathedra Paulina, Eine Studie zum Predigtwesen im Dom zu Münster (Westfalia Sacra, Quellen und Forschungen zur Kirchengeschichte Westfalen, Band 8), Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1985, VIII und 247 S.

Das IV. Laterankonzil ordnete 1215 an, daß an Dom- und Stiftskirchen geeignete Theologen als Prediger und Seelsorger angestellt werden sollten. Für den Dom zu Münster läßt sich eine entsprechende Predigerstelle erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nachweisen. Das vorliegende Werk behandelt das Wirken der Domprediger für die Zeit von 1490 bis zur Zerstörung des Doms am 10. Oktober 1943. Es ist in vier Teile gegliedert: Die münsterische Dompredigt zur Zeit der Reformation, in der Zeit der katholischen Reform bis zur Säkularisation, im 19. Jahrhundert bis zum Kulturkampf und vom Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Der erste Teil behandelt u. a. die Auseinandersetzung zwischen dem Domprediger Johann von Deventer und Bernhard von Aachen. Der zweite Teil setzt ein mit der Berufung der Jesuiten nach Münster (1588), die die Dompredigt fast 200 Jahre hindurch bestimmten. Sie wurden die Träger der Gegenreformation im Bistum Münster und prägten die katholischen Reformen des geistlichen Lebens. Neben ihnen werden Dominikaner und Kapuziner als Prediger im Dom genannt. Die beiden weiteren Teile behandeln die Auseinandersetzung zwischen Dompredigt und revolutionären Strömungen und Ereignissen sowie den Kulturkampf, seine Ursachen und Auswirkungen. Das Werk schließt mit einer Würdigung des in Kriegs- und Nachkriegszeit wie in der Zeit des Nationalsozialismus bewährten Dompredigers Adolf Donders.

Der Verfasser leuchtet über allgemein bekannte geschichtliche Tatbestände hinaus das innere geistliche Leben des Bistums Münster aus. Er hat dazu eine Fülle von Einzelmaterial zur Predigt- und Frömmigkeitsgeschichte verarbeitet. Problematisch erscheint allerdings seine Methode, Auszüge aus Predigten und Traktaten in einer Mischform von Zitat und Zusammenfassung zu bieten; dabei

verwischen sich die Grenzen zwischen Zitat, Referat und eigener Beurteilung des Autors. Es entsteht der Eindruck, als sei die rechtgläubige katholische Lehre gleichbleibend von der Domkanzel gepredigt worden. Schon im Vorwort heißt es: „Die Domkanzel stand wie ein Leuchtturm in den weltanschaulichen, theologischen und religiösen Irrungen und Wirrungen der Zeit.“ Unter solcher Voraussetzung erarbeitet und dargestellt wirken die Lebens- und Wirkungsbilder der münsterischen Domprediger fast wie auf Goldgrund gemalte Ikonen. Einzelne Punkte des Werkes kritisch zu beleuchten, wird dem evangelischen Leser durch den exklusiv katholischen Charakter der Darstellung schwer gemacht.

Walter Gröne

Michael Pavlicic, Elisabeth von Kanne, Josef Leiwen, Hausinschriften an Fachwerkhäusern im Kirchspiel Neuhaus, Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte, Volks- und Familienkunde eines alten kirchlichen Verwaltungsbezirkes (Anlässlich des 950jährigen Ortsjubiläums der Gemeinde Schloß Neuhaus und des Thunhofes in der Gemeinde Sande herausgegeben vom Heimatverein Schloß Neuhaus 1909 e. V.), Verlag Bonifatius-Druckerei, Paderborn 1986, 184 Seiten, 114 Abbildungen, davon 17 farbig, Leinen gebunden mit farbigem Schutzumschlag.

Das Buch aus der Feder von drei Bearbeitern bietet für die Stadt und die Bauerschaften im alten Kirchspiel Neuhaus nicht nur die erhaltenen oder überlieferten Hausinschriften von 70 Fachwerkhäusern, von denen 40 noch stehen, sondern darüber hinaus auch die Familiengeschichten der Hausbesitzer und Mitteilungen über ihre rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Eine kurze ortsgeschichtliche Einleitung legt die örtlichen Verhältnisse dar, um dem Leser notwendige Erklärungen über die Siedlungsgeschichte des Ortes Neuhaus zu geben. Die Hofesgeschichten sind anhand der Kirchenbücher und von Akten der Staatsarchive in Münster und Detmold erarbeitet und bis in die Gegenwart durchgezogen.

Ortsgeschichte und Volkskunde sind heute, wenn auch verspätet, ins Blickfeld der territorialen Kirchengeschichte gelangt. Im Bereich der Volkskunde steht der theologischen Forschung noch ein Arbeitsfeld offen. Das zeigt auch dies Buch. Immerhin weisen 60 der 68 aufgeführten Hausinschriften auf den christlichen Glauben der Erbauer hin, teils ganz kurz nur durch das Jesusmonogramm IHS (5), teils mit der Einleitung „Im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit“ oder ähnlichen Formulierungen (16), teils auch mit gereimten Sprüchen (32) oder Bibelzitat (7). Daß Neuhaus ein römisch-katholisches Kirchspiel ist, wird sichtbar, wenn in den Hausinschriften das Jesusmonogramm und die Namen Maria und Joseph erscheinen, oder wenn, wie in einem Falle, St. Agatha um Schutz gegen das zeitliche und ewige Feuer angerufen wird. Eine ornamentale Ausschmückung der Torbogen und Schriftbalken findet sich nur selten. Das Buch ist reich bebildert mit 114 Ganz- und Detailabbildungen der beschriebenen Häuser, darunter 17 in Farbe. Dem Familienforscher ist ein angefügtes Personenregister nützlich.

Walter Gröne

Gerhard Besier/Gerhard Ringshausen (Hrsg.), *Bekenntnis, Widerstand, Martyrium, Von Barmen 1934 bis Plötzensee 1944*, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1986, 428 S., kart.

Mit den Stichwörtern „Barmen 1934“ und „Plötzensee 1944“ setzen die beiden Herausgeber die thematischen Akzente, nicht dagegen die zeitlichen Grenzpunkte dieses Buches, das auf eine Tagung des Religionspädagogischen Instituts der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers in Loccum im April 1984 zurückgeht. Vielmehr ist der Gegenwartsbezug der diskutierten Fragen fast in allen Aufsätzen präsent, und die beiden Herausgeber betonen ihn auch ausdrücklich in ihrem Vorwort, wenn sie nach dem politischen Mandat der Kirche heute und seiner Rechtfertigung oder Verwerfung durch Barmen fragen. Weitere durchgehende Fragestellungen sind die nach der Wertung des Kirchenkampfes in der NS-Zeit als kirchlicher und/oder politischer Widerstand und nach dem Verhältnis von politischen zu theologischen Kategorien bei der Entscheidung von Einzelpersonen und Gruppen zum Widerstand, schließlich auch die nach dem Stellenwert des kirchlichen Widerstandes, ja letztendlich der Kirchengeschichte überhaupt, im modernen Religionsunterricht – eine Frage auch an das Selbstverständnis des Religionsunterrichts. Wenn hier, auf dem schulisch-didaktischen Sektor, festgestellt wird, daß sich der Religionsunterricht heute oft mehr als Teilbereich der politischen Bildung verstehe, wird damit eine Problematik aufgegriffen, die – ausgesprochen und unausgesprochen – das ganze Buch durchzieht: Inwieweit darf und muß die Kirche auch zu eigentlich „politischen“ (aber was heißt das schon?) Fragen in der aktuellen Auseinandersetzung Stellung nehmen, und inwieweit darf sie sich dabei auf das „Erbe“ oder die „Verpflichtung“ des Kirchenkampfes berufen?

Der umfangreiche Band gliedert sich in zwei Teile: „Historische Ordnungsversuche und theologische Reflexionen“ und „Unterrichtliche Erschließung“; es folgt noch ein Anhang „Unveröffentlichte Dokumente aus der Auslegungsgeschichte von Barmen“. Die „historischen Ordnungsversuche“ werden vor allem von Peter Steinbach und Andreas Lindt vorgenommen. Steinbach reflektiert in seiner material- und umfangreichen Studie – ausgehend vom inflationären Gebrauch der Vokabel „Widerstand“ und einer ebenso häufigen wie ungerechtfertigten Bezugnahme auf den Widerstand im „Dritten Reich“ im aktuellen politischen Meinungsstreit – sowohl die verschiedenen Definitionen des Widerstandsbegriffes als auch Geschichte und Wandlungen der verschiedenen „Widerständigkeiten“ in ihrem jeweiligen Bezug zur Struktur des frühen und des Weltkrieg-NS-Staates. Dabei verkennt Steinbach nicht, daß „unsere Gegenwart . . . der Schlüssel zur Deutung unseres Widerstandsbildes“ ist – siehe die wechselhafte Rezeption des Widerstandes im Nachkriegsdeutschland –, aber er reklamiert die gleiche Funktion auch für „die durch Neuerschließung von Quellen bedingte Revision des geschichtswissenschaftlichen Forschungsstandes“ und plädiert für eine Fortsetzung auch der Widerstand beschreibenden (und nicht nur ihn theoretisch reflektierenden) Studien. Dabei geht er von einem sachlich offenen, breiten Widerstandsbegriff aus, der sich konkret auf die Geschichte des „Dritten Reiches“ und das NS-Herrschaftssystem bezieht, jeweils unterschiedliche eigene Wurzeln von Widerstands-

motivation und vielfältige Widerstandswirklichkeiten erfassen kann, aber sich deutlich von Formen der Anpassung und Kooperation abgrenzt.

Auch Andreas Lindt skizziert zunächst die Forschungsergebnisse, hier der kirchlichen Zeitgeschichte von Neuhäusler/Niemöller bis Meier/Scholder; daran knüpft er einige Reflexionen über das Verständnis des Nationalsozialismus zum Christentum und der christlichen Kirchen in ihrer Haltung gegenüber politischen Entscheidungssituationen. Lindt kommt zu einem doppelten Fazit: daß ein apolitisches Christentum seinem Ursprung und seinem Auftrag untreu wäre, daß aber auch ein Mitschwimmen von politisierenden Theologen und Kirchenleuten im Strom gerade modischer aktueller Emotionen und Leitbilder, Meinungen und Interessen ebenfalls die Substanz des Glaubens in Gefahr bringe.

Zu den „theologischen Reflexionen“ leitet dann Wilhelm Hüffmeier mit seinem interessanten Versuch, Barmen als „das eine Element des Genius‘ der EKV“ und damit „die Aktualität von Barmen“ zu belegen, über. Wolfgang Pöhlmann untersucht den Widerspruch und Zusammenhang zwischen Römer 13 („Jedermann sei untertan der Obrigkeit . . .“) und der 5. Barmer These, Gerhard Besier bestimmt „Bekenntnis – Widerstand – Martyrium als historisch-theologische Kategorien“. Ebenfalls mit Bezug auf Barmen definiert Gerhard Sauter schließlich Freiheit des Glaubens und politische Freiheit: „Die Freiheit zur Verkündigung bildet das Scharnier zwischen der Freiheit des Glaubens und politischer Freiheit.“

Der zweite Teil des Buches, der „unterrichtlichen Erschließung“ gewidmet, beginnt mit zwei grundsätzlichen Aufsätzen. Gerhard Ringshausen stellt „Überlegungen zu Ansatz und Ziel des Religionsunterrichts über Kirchliche Zeitgeschichte zwischen ‚Barmen‘ 1934 und 20. Juli 1944“ an. Dabei weist er mit Recht auf die Behandlung kirchlicher Ereignisse im Geschichtsunterricht hin – ein Thema, das dann Herwart Vorländer in seinem Beitrag über „Kirche im Nationalsozialismus – Geschichtsdidaktische Perspektiven“ weiter ausführt. Während Ringshausen den jeweiligen fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Befund skizziert, geht Vorländer von der Frage nach der Relevanz seines Themas für den historisch-politischen Unterricht aus. Mit dem Hinweis auf die Befragung von Zeitzeugen und einen lokal bezogenen Projektunterricht weist er auf zwei unterrichtsmethodische Möglichkeiten hin, von denen die erstere allerdings wohl bald nicht mehr möglich sein wird (hier wird das Versäumnis der Archive und Wissenschaftler, nicht intensiv und rechtzeitig genug solche Erinnerungen aufgespürt und gesammelt zu haben, schmerzhafte deutlich).

Der Wert der drei folgenden Unterrichtsmodelle von Martin Möller/Gerhard Niemöller, Jörg Thierfelder und Gerhard Ringshausen läßt sich schwer von außen beurteilen und dürfte sich letztlich erst in ihrer unterrichtlichen Anwendung zeigen. Alle drei geben mehr oder weniger detaillierte didaktische Einleitungen und lassen eine Reihe von Quellen für den Unterricht folgen. Immerhin: es ist verdientvoll, daß hier die häufig als Arbeiten minderen Ranges geschmähten didaktischen Bemühungen um das Thema gleichberechtigt neben den eher fachwissenschaftlich ausgerichteten Aufsätzen stehen und daß sich Autoren fanden, diese immer etwas undankbare Aufgabe der didaktischen Umsetzung zu übernehmen. Manches wird gerade auch in der durch den Unterricht gebotenen Verkürzung und Beschränkung auf das Wesentliche deutlicher: so etwa die oben angesprochene theologisch-politisch-kirchliche Grundproblematik in dem weiten

Bogen, den Martin Möller und Gerhard Niemöller von der Theologischen Erklärung von Barmen 1934 zur Friedensdiskussion im Raum der Kirche 1984 schlagen, oder wenn Gerhard Ringshausen versucht, den 20. Juli 1944, also ein ausgesprochenes Thema des Geschichtsunterrichts, vom evangelischen Religionsunterricht her (und für ihn) zu erschließen.

Bernd Hey

Bertram Haller, Der Buchdruck Münsters 1485 bis 1583, Eine Bibliographie, Verlag Regensburg, Münster 1986, 142 S. u. 16 Abb., kart.

Neben den großen alten Druckerstädten Deutschlands – Mainz, Köln, Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg, Passau, Ulm und manchen anderen –, von den ausländischen ganz zu schweigen, behauptet Münster nur einen bescheidenen Platz, wenn auch in Westfalen für längere Zeit den einzigen. Immerhin zählt der Verf. aus den ersten einhundert Jahren seit 1485, dem Erscheinen des ersten münsterischen Druckes, 166 noch heute nachweisbare, daneben eine größere Anzahl verlorengegangener Drucke. Als Quellenpublikation gedacht, beschreibt die Bibliographie die nachweisbaren Drucke sorgfältig. Vollständigkeit dürfte nicht erreichbar sein, doch kommt das Verzeichnis diesem Ziele zweifellos nahe. Ein Vergleich mit der Liste von Inkunabeln, die der gelehrte Domdechant Bernhard von Mallinckrodt (1591–1664) von allen ihm bekannt gewordenen Stücken angefertigt hat, zeigt, daß diesem Nr. 3 und 7 des Hallerschen Verzeichnisses (Gedichte Rudolfs von Langen und kölnische Provinzialstatuten) bekannt waren. Beide sind von Johannes Limburg 1486 gedruckt. Der von Mallinckrodt (Nr. 32) aufgeführte Manipulus curatorum desselben Druckers könnte mit den Regulae Remigii (Haller Nr. 5) identisch sein. Die Ausführungen von Kurt Ohly (Westfälische Studien. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft, Kunst und Literatur in Westfalen. Alois Bömer zum 60. Geburtstag gewidmet. Leipzig 1928, S. 37–62) über das für die Geschichte der Inkunabeln höchst bedeutsame Verzeichnis Mallinckrodt's fehlen übrigens im Literaturverzeichnis.

Ein Namenregister erleichtert die Benutzung. Zu ergänzen wäre bei „Johannes Dobaeus 1515“, daß es sich hier um den älteren münsterischen Domherrn Johannes Dobbe handelt, der schon am 17. Oktober 1506 starb, zur Zeit des Erscheinens des Buches also längst tot war (vgl. Zeitschrift für Vaterländische Geschichte 53.1895, T. 1, S. 194; Das Domstift St. Paulus zu Münster, im Auftr. d. Max-Planck-Instituts f. Geschichte bearb. v. Wilhelm Kohl, Bd. 2 (Germania Sacra, N. F. 17,2) Berlin/New York 1982, S. 580f.). Ein Orts-, Sach- und ein Druckerregister beschließen die sehr verdienstvolle Veröffentlichung.

Wilhelm Kohl

Alois Schröer, die Kirche in Westfalen im Zeichen der Erneuerung (1555–1648), Erster Band: Die Katholische Reform in den geistlichen Landesherrschaften, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1986, XII u. 612 S.

Der um die westfälische Kirchengeschichte hochverdiente Gelehrte Alois Schröer legt mit diesem Bande den ersten Teil seines dritten Werkes vor, das mit

dem 1967 erschienenen „Die Kirche in Westfalen vor der Reformation“ in zwei Bänden und dem 1979/1983 veröffentlichten „Die Reformation in Westfalen“, ebenfalls in zwei Bänden, eine konzeptionelle und geistige Einheit bildet. Insgesamt behandeln sie die westfälische Kirchengeschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In dem großartigen Überblick über dieses Thema spiegelt sich gleichzeitig das umfassende Wissen des Verfassers eindrucksvoll wieder. In zahlreichen weiteren Veröffentlichungen zur Kirchengeschichte hat er außerdem zu Sonderfragen und Spezialthemen beachtenswerte Ergebnisse beigetragen.

Die drei genannten, großangelegten Werke tragen – und sollen das wohl auch – den Charakter von Kompendien. Jeder Interessent, der sich über Zusammenhänge in der wechselvollen Kirchengeschichte Westfalens orientieren möchte, wird zuerst nach diesem Hilfsmittel greifen und in ihm kaum vergeblich suchen müssen. Der Umfang der erwähnten und behandelten Fakten und Personen ist überwältigend. Es wäre kleinlich und ungerecht, an dieser Stelle mehr Einzelheiten, an jener stärkere Beschränkung zu wünschen, was doch nur der eigenen Geschmacksrichtung Rechnung tragen würde. Von kleineren Mißgriffen kann sich im übrigen kein Verfasser freisprechen, der in dieser umfassenden Weise an ein großes Thema herangeht. Davon soll auch nicht die Rede sein. Wer sich im Zusammenhang oder zu Einzelpunkten mit diesem Werk beschäftigt, wird im Auge behalten müssen, daß es sich um die Forschungsergebnisse eines hohen Geistlichen der katholischen Kirche handelt, der sich zwar in anerkannter Weise um historische Objektivität bemüht, aber doch in seiner Denkungsart den kirchlichen Grundüberzeugungen und der katholischen Sicht verhaftet bleibt. Das kann auch gar nicht anders sein. Niemand wird dem Verfasser daraus einen Vorwurf machen können.

Andererseits wird er sicherlich dafür Verständnis haben, daß von evangelischer Seite bestimmte Aspekte unter anderen Vorzeichen eingeordnet werden oder in einem anderen Licht erscheinen. Wenn hierfür im folgenden beispielsweise einige Anmerkungen vorgetragen werden, so wäre es falsch, darin eine Kritik an der überzeugenden Leistung des Verfassers zu erblicken. Es ist lediglich ein Versuch darauf hinzuweisen, daß bestimmte, durchaus richtig dargestellte Ereignisse unter einem anderen Blickwinkel – der selbstverständlich subjektiv sein muß – auch anders eingeordnet werden könnten, als es der Verfasser tut.

So könnte man, wenn von einer „ungewöhnlichen Handlungsweise“ Gregors XIII. im Falle der Einsetzung des Administrators Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Mark in Münster (1579) gesprochen wird (S. 389), zweifellos auch, und das nicht einmal unter konfessionellem Vorzeichen, von einem unerhörten Rechtsbruch des Papstes reden, der sich damit über die Bestimmungen des Konkordates zum Nachteil des Kaisers hinwegsetzte. An anderer Stelle ist ganz richtig davon die Rede, daß der klevische Rat Heinrich von der Recke bei seinen Anträgen auf Berücksichtigung Johann Wilhelms in der Koadjutorfrage darauf hinweisen sollte, Herzog Wilhelm der Reiche habe „sich jeder Zeit zur alten katholischen Religion bekannt“ (S. 303). Es folgt aber keinerlei Hinweis darauf, daß es sich dabei um eine der damals häufig und ganz unbekümmert abgegebenen Behauptungen über einen konfessionellen Standpunkt handelt, der mit den Tatsachen überhaupt nicht in Einklang gebracht werden kann. Jedermann wußte damals wie heute um die protestantische Einstellung Wilhelms des Reichen vor

dem Verträge von Venlo. Es ist auch allgemein bekannt, daß die letzten Lebensjahre des Herzogs nicht gerade eindeutig unter katholischem Vorzeichen standen, ungeachtet des ständigen spanischen Drucks. Der Verfasser erwähnt ja selber an anderer Stelle, daß Wilhelms ältester Sohn Karl Friedrich „die hl. Kommunion sub utraque specie empfangen habe“ (S 304) und damit das Mißtrauen der römischen Kurie hervorrief.

So wird z. B. auch nicht der Versuch unternommen, einleuchtend zu erklären, aus welchem Grunde das „Domkapitel, dessen Visitation sich der Bischof“ Johann von Hoya „selbst vorbehalten hatte“ (S. 319), schließlich doch nicht visitiert wurde. Es bleibt bei der Bemerkung, sie sei „nicht mehr zur Ausführung“ gelangt (ebd.). Man fragt sich: kann diese Erklärung wirklich befriedigen? Vom Beginn der Visitation im Jahre 1571 bis zum Tode Johanns von Hoya am 9. März 1574 wäre doch Zeit genug gewesen, wenn der Bischof die Visitation nur ernsthaft gewollt hätte. Gern hätte man auch, um bei diesem Bischof zu bleiben, eine distanziertere Erklärung für die „in der Tat seltsam anmutende Zusammensetzung der von Johann v. Hoya am 9. März 1569 berufenen Paderborner Landesregierung“ (S. 141) vernommen, in der ausschließlich Protestanten, darunter sogar Calvinisten, vertreten waren. Ist das wirklich mit einer angeblich konsequenten katholischen Haltung Johanns von Hoya vereinbar, wenn man gleichzeitig an die Einsetzung des ebenfalls protestantischen Statthalters Konrad von Westerholt durch ihn in Münster denkt? Lag der Paderborner Entscheidung tatsächlich nur „die Sorge um die territoriale Integrität des Landes“ (S. 142) zugrunde? Zweifellos entschärfte sie das Verhältnis zu den benachbarten protestantischen Fürsten, schuf doch aber gleichzeitig einen gefährlichen inneren Konflikt des Bischofs mit dem in der Mehrzahl altkirchlich eingestellten Domkapitel zu Paderborn. Das kann der kluge Bischof nicht übersehen haben.

Solche Fragen drängen sich an mehreren Stellen auf. Ihnen mag eine grundsätzlich andere Betrachtungsweise des Rezensenten zugrunde liegen, die ihn von der des Verfassers unterscheidet. Keineswegs beansprucht jener für sich die richtige Sicht. Er möchte nur meinen, daß es in einem derartigen überblickartigen Werk bei aller weisen Zurückhaltung in Urteil und Wertung, wie sie der Verfasser übt, möglich gewesen wäre, auch andere als die eigenen Deutungsmöglichkeiten zumindest dann zu erwähnen, wenn sie bereits in der Literatur aufgetaucht sind.

Die Darstellung schließt etwa mit dem Jahre 1585 ab. Der Titel des Bandes verspricht eine Fortführung bis zum Jahre 1648. Aus Vorwort und Untertitel ist nicht zu ersehen, ob dem ersten, den geistlichen Ländern gewidmeten Bande ein zweiter folgen wird, der ebenfalls den geistlichen Fürstentümern bis 1648 gilt oder ob nur noch ein Band über die weltlichen Staaten folgt. Es ist ja so, und dieser Eindruck drängt sich nach der Lektüre des ersten Bandes ungeachtet der positiven Einstellung des Verfassers zu den Erfolgen der katholischen Reform in der Zeit bis 1585 auf, daß zwar die römische Gesamtkirche mit dem Tridentinum einen gewaltigen und imponierenden Sprung in eine neue Zeit machte, daß sich aber in der westfälischen Kirche noch nicht allzuviel neue Ansätze zeigten. Ja, in vielen Beziehungen war hier der Tiefpunkt noch gar nicht erreicht. Der Verfasser stellt bei der Behandlung der Ordenshäuser wohl zutreffend dar, daß die Verhältnisse in ihnen bis 1585 gar nicht allzu schlecht waren. Nur wenige Mönche waren ausgetreten. Hält man sich die Zustände um das Jahr 1600 vor Augen, so glaubt man, in eine

andere Welt versetzt zu sein. Marienfeld war fast ausgestorben. In Frenswegen lebte nur noch ein einziger Konventual. Und dieser war Calvinist und verheiratet. In anderen Klöstern sah es nicht besser aus. Erst nach 1600 setzte die eigentliche Wiederbelebung der katholischen Kirche in Westfalen ein, gegen enorme innere und äußere Widerstände. Der zweite, den geistlichen Ländern für die Zeit von 1585 bis 1648 zu widmende Band wird über diese gewaltige Kraftleistung der katholischen Kirche in diesem Lande Rechenschaft ablegen müssen.

Abschließend muß noch einmal, um den obigen persönlichen Eindrücken kein allzu großes Gewicht zu verleihen, betont werden, welche Leistung der an Lebensjahren reiche, an Kenntnissen und wissenschaftlicher Erfahrung aber noch viel reichere Verfasser mit dem vorgelegten Bande vollbracht hat. Seine intensiven Studien in den päpstlichen Archiven haben, wie schon in früheren Werken, zusätzlich manche neuen Dokumente von entscheidender Bedeutung ans Licht gezogen und der Wissenschaft zur Verfügung gestellt. Dieser Band bildet somit eine weitere Stütze in dem soliden Gerüst der westfälischen Kirchengeschichte, das Alois Schröer der Nachwelt hinterlassen wird. Über Ansichten und Meinungen wird man im einzelnen streiten können. Die Tragfähigkeit des wissenschaftlichen Gesamtgebäudes seiner Kompendien wird hierdurch nicht in Frage gestellt. Es wird auf Jahrzehnte kirchengeschichtlicher Arbeit seine Dienste leisten.

Beigegeben ist dem Werk eine knappe Literaturzusammenstellung und ein gutes Register.

Wilhelm Kohl

650 Jahre Kirchengemeinde Steinhagen, Festschrift, Steinhagen 1984, 152 S.

Die Gründungsurkunde der Pfarrei Steinhagen, die in der Festschrift im Wortlaut veröffentlicht ist, trägt das Datum des 25. Juni 1334. An diesem Tage hat Bischof Bernhard von Paderborn bestimmt, daß die zur Parochialkirche Dornberg gehörige Kapelle in Steinhagen den Charakter einer selbständigen Kirche erhielt. Die Verhältnisse in Steinhagen und die Besiedlungsdichte des Ortes erlaubten es, daß die Pfarrei aus eigener Kraft einen Pfarrer „angemessen halten“ und die Kosten für die Unterhaltung der Kirche aufbringen konnte. Graf Bernhard von Ravensberg schenkte einen Hof in Werther, und der Ritter Schweder von dem Busche aus Gersmold übertrug „in Form einer fortdauernden Schenkung“ seine gräflich ravensbergischen Höfe in Steinhagen mit Zustimmung des Grafen der neuen Pfarrei. Die Pfarre Dornberg erhielt für die Trennung jährlich 44 Silbergroschen. Die Äbtissin des Stifts Herford als Patron der Kirche zu Dornberg stimmte der Teilung zu. Es wurde geordnet, daß bei der Pfarrbesetzung die Äbtissin ihre Rechte an erster Stelle und der jeweilige Graf von Ravensberg sie an zweiter Stelle wahrnahm. Auch eine Grenzbeschreibung der Pfarrei Steinhagen enthält die Urkunde.

So gibt die vom Bischof, der Äbtissin von Herford, dem Erzdiakon von Lemgo, dem Grafen von Ravensberg und dem Ritter Schweder vom Busche mit ihren Siegeln versehene Urkunde das Bild eines einträchtlichen Zusammenwirkens von „Staat und Kirche“ bei der Gründung der Pfarrei Steinhagen. Aus der Urkunde bedarf noch der Absatz der Erwähnung, in dem es heißt, daß künftig „zwei Presby-

teri“ die nun von einander getrennten Gemeinden leiten sollen. Es wird noch der Nachforschung bedürfen, wie sich diese Presbyterien zusammensetzten. Es bleibt festzuhalten, daß hier Glieder der Gemeinden an der vermögensrechtlichen Leitung der Gemeinde beteiligt waren.

In der Festschrift wird in Einzeldarstellungen behandelt die kirchliche Entwicklung der Gemeinde Steinhagen vor und nach der Reformation sowie vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Die evangelische Kirchengemeinde hat heute etwa 8300 Gemeindeglieder mit drei Pfarrstellen und die katholische St. Hedwigs-gemeinde 2150 Glieder. In den Jahren 1964/65 wurde die alte Kirche gründlich renoviert. Dem bekannten Steinhagener Flügelaltar, der im 15. Jahrhundert von einem dem westfälischen Meister Johann Körbecke nahestehenden Meister geschaffen wurde, ist ein besonderer Beitrag gewidmet. Das Mittelbild des Altars zeigt die Kreuzigung Jesu. Zwölf weitere Darstellungen im Mittelteil und an den Flügeln haben die Passionsgeschichte, die Auferstehung Jesu und die Ausgießung des Heiligen Geistes zum Inhalt. Hervorzuheben ist die realistische Darstellung dieses Kunstwerkes, das im Jahre 1952 renoviert wurde. Von den Steinhagener Pfarrern wird besonders gewürdigt Johann Matthias Capellmann (1714–1764), der sich um die Hebung der „geistlichen Redekunst“ bemühte und im Jahre 1741 „Beiträge zur Beredsamkeit der Geistlichen“ herausgab.

Die sorgfältig verfaßte Festschrift ist gemeinsam von der evangelischen und der katholischen Gemeinde gestaltet und herausgegeben. Sie gibt dem Dienst am Evangelium in 650jähriger Geschichte beredten Ausdruck. Die Vertreter beider Gemeinden heben im Nachwort die „ökumenische Offenheit“ ihres Dienstes auch im Hinblick auf die Verpflichtung durch ihre Geschichte hervor.

Oskar Kühn

Klaus Breuer, Die Westfälische Provinzialkirche im Zeitalter von Liberalismus und Kulturkampf 1861 bis 1879 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 5), Luther-Verlag, Bielefeld 1984, 297 S.

Die Arbeit des Verfassers behandelt in einer geschlossenen Darstellung die Geschichte der westfälischen Kirche in Preußen von der „Neuen Ära“ bis zur ersten ordentlichen Generalsynode im Jahre 1879. In dieser Zeit hat die westfälische Kirche ständig die Entwicklung des kirchlichen Liberalismus kritisch beobachtet und zur staatlichen Gesetzgebung zur Zeit des Kulturkampfes ablehnend Stellung genommen. Hierfür erwiesen sich die rheinisch-westfälische Kirchenordnung von 1835 und ihre Einleitung „Von dem Bekenntnisstande der evangelischen Landeskirche in Westfalen und der Rheinprovinz“ (1855) als gegebene, sichere Grundlage.

In den einleitenden Kapiteln zeichnet der Verfasser nach die Entstehung der westfälischen Provinzialkirche, die Synode von Lippstadt 1819, die Kirchenordnung von 1835 und ihre weitere Entwicklung, die Bekenntnisfrage in Westfalen und das Zusammenwirken der Organe der westfälischen Kirche. Hier wird in die gute Zusammenarbeit auch ausdrücklich das Konsistorium eingeschlossen, während es alsbald und insbesondere in den 70er Jahren Probleme in der Zusammenarbeit mit dem seit 1850 bestehenden Ev. Oberkirchenrat gab. Im Abschnitt

„Union und Bekenntnis“ behandelt der Verfasser die lutherischen Strömungen, insbesondere in Minden-Ravensberg. Es fand in der Provinzialsynode keine gemeinsame Abendmahlsfeier statt, aber das Zusammenleben in einer Kirche wurde eindeutig bejaht. Schon früh zeigt sich die Bedeutung der Provinzialsynode, die alle drei Jahre vierzehntägig berät.

Aus der gründlichen Darstellung, der 36 Anlagen beigegeben sind, können, soweit es die beiden Hauptthemen betrifft, nur die wesentlichsten Teile wiedergegeben werden:

1. Im Abschnitt zum kirchlichen Liberalismus behandelt der Verfasser einleitend die Weiterbildung der Kirchenverfassung in Preußen und das Eintreten der westfälischen Kirche für den Zusammentritt einer Generalsynode. Damit verbunden ist das Streben nach größerer Selbständigkeit der Provinzialsynode, das insbesondere von dem Präses Albert und dem Superintendent König vertreten wird. Nach 1866 ergeben sich neue Probleme, die durch die Erweiterung des preußischen Staatsgebietes, das Erstarren des konfessionellen Bewußtseins und die Erörterungen um das Verhältnis von Union und Bekenntnis geprägt sind. In diesem Zusammenhang erläutert der Verfasser eingehend die Folgen der Schrift von Friedrich Fabri (1867) über die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirche sowie die Denkschrift des Oberkirchenrats von 1867 und dessen Eintreten für die Union.
2. Die liberalen Bestrebungen des in Baden gegründeten Protestantenvereins fanden in Westfalen fast einmütige Ablehnung. Besonderen Widerstand rief die Schrift des Heidelberger Professors Schenkel „Das Charakterbild Jesu“ hervor. Die Provinzialsynode hielt es im Jahre 1868 für „ihre heilige Pflicht, zu erklären, daß sie diese dem Evangelio widerstrebenden Kundgebungen mit der Stellung eines evangelischen Predigers und Seelsorgers nicht zu vereinigen weiß und die Gemeinden ihres Kreises ernstlich und dringend warnen muß, sich durch die Bestrebungen des Protestantenvereins nicht beirren und von der Wahrheit abwenden zu lassen.“
3. Bei den Auseinandersetzungen um die Lehre und die Grenzen der Lehrfreiheit wandte sich die Provinzialsynode gegen jede Lehrabweichung. Zu den Vorträgen der Berliner Pfarrer zum apostolischen Glaubensbekenntnis (Dr. Lisco) und zur Geburt Jesu (Dr. Sydow) im Berliner Unionsverein, die erhebliche Unruhe ausgelöst hatten, erklärte die Provinzialsynode im Jahre 1875: „Provinzialsynode kann und darf sich des Rechts nicht begeben, von solchen öffentlichen Kundgebungen von Seiten evangelischer Geistlicher der Landeskirche, die eine Leugnung fundamentaler Wahrheiten in sich enthalten, nicht nur Notiz zu nehmen, sondern auch klagend und Beschwerde führend sich über dieselben zu äußern.“ (S. 135).
In dieser Zeit ergaben sich erhebliche Spannungen mit dem Ev. Oberkirchenrat, der um eine vermittelnde Position bemüht war. Schließlich konnte das Konsistorium im Jahre 1878 dem Ev. Oberkirchenrat berichten, daß in den westfälischen Gemeinden „an Stelle trüber Stimmung wachsendes Vertrauen getreten sei“, da die Gemeinden neuerdings die Erfahrung gemacht hätten, daß sie vor Lehrwillkür geschützt würden.
4. Im Abschnitt über den Kulturkampf geht der Verfasser den einzelnen Maßnahmen der staatlichen Gesetzgebung in den Jahren 1871 bis 1875 nach. Hierzu sagt

der Verfasser einleitend zutreffend: „Nichts deutete für die westfälische Provinzialkirche darauf hin, daß die Maßnahmen des Staates sich bald nicht auf die römisch-katholische Kirche beschränken, sondern sie selbst in voller Härte treffen würden“ (S. 161).

Den Einwendungen gegen die Einführung der staatlichen Schulaufsicht, wie sie ihren Ausdruck fanden in den Verhandlungen der Kreissynoden im Jahre 1872 und der Provinzialsynode 1874, war kein Erfolg beschieden. Vergeblich wurde auf die Nichtachtung der Bestimmungen der Kirchenordnung, wonach es Aufgabe der Provinzialsynode war, über die Reinheit der Lehre in Kirchen und Schulen zu wachen, und die Schulaufsicht in den Gemeinden dem Ortspfarrer und in den Kirchenkreisen dem Superintendenten übertragen war, hingewiesen. Der Ev. Oberkirchenrat erklärte sich nicht zu der Eingabe der Provinzialsynode 1874, und der Kultusminister Falk antwortete nicht. Besonderen Widerstand fand die Einführung der Simultanschule, die eine heftige Kontroverse zwischen dem Konsistorium und dem Ev. Oberkirchenrat zur Folge hatte. Erst im Jahre 1880 konnte die Provinzialsynode feststellen, daß der neue Kultusminister von Puttkamer bereit war, „der Kirche in der Mitwirkung an der Leitung und Pflege der Volksschule das Ihrige zu geben“ (S. 108). Es wurden keine neuen Versuche zur Errichtung von Simultanschulen in der Provinz unternommen, und auch die Schulaufsicht blieb – mit mehreren Ausnahmen – bei den kirchlichen Organen. Immerhin hatte die staatliche Gesetzgebung in der Kulturkampfzeit in der Kirche Wunden geschlagen. Das galt auch für die Einführung des Kanzelparagraphen, von dem zum ersten Male der westfälische Pfarrer Buschmann betroffen wurde, und insbesondere die Maigesetze des Jahres 1873 und die Zivilstandsgesetzgebung. Man verstand sich zur Gesetzestreue, aber es war offenkundig, daß der Staat im Verhältnis zur Kirche seine Grenzen überschritten hatte. Der Verfasser gibt ein lebendiges Bild dieser Jahre und ihrer Auseinandersetzungen, die mühsam später mit einem Frieden endeten.

5. Im Schlußabschnitt geht der Verfasser den Bemühungen der rheinischen und der westfälischen Kirche um eine Revision der Kirchenordnung nach, die im Jahre 1877 begannen. In diesem Zusammenhang behandelt der Verfasser die Kirchengemeinde- und Synodalordnung für die östlichen Provinzen vom 10. 9. 1873 und die Generalsynodalordnung für die evangelische Landeskirche der acht älteren Provinzen der Monarchie vom 20. 1. 1876. Bei den Verfassungsberatungen mit der rheinischen Kirche stimmte die westfälische Provinzialsynode einer Parität von Ältesten und Pfarrern in der Kreissynode zu, lehnte aber eine Verdoppelung der Zahl der Ältesten in der Provinzialsynode ab. Man sah in diesem Vorschlag ein Zugeständnis an den liberalen Zeitgeist. Die entsprechenden Änderungen der Kirchenordnung wurden erst durch das Kirchengesetz vom 27. April 1891 eingeführt.
6. Abschließend behandelt der Verfasser die Ergebnisse seiner Arbeit. Er erklärt, die westfälische Kirche habe zur Lösung der wichtigen kirchlichen Fragen der 60er und der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts einen beachtlichen Beitrag geliefert. Weiterhin hebt er hervor, daß die Stellung der westfälischen Provinzialsynode – „trotz aller Beschränkungen und Behinderungen“ – ein erhebliches Gewicht behielt.

Die Bedeutung der Arbeit besteht darin, daß sie die These, die evangelische Kirche habe sich im Kulturkampf widerstandslos dem Staat gefügt, widerlegen kann. Die Haltung der evangelischen Kirche in Preußen in der damaligen Zeit darf nicht allein an der Stellungnahme des Oberkirchenrats gemessen werden. Gerade in Westfalen hat sich in den Gemeinden, bei den Tagungen der Kreisynoden und der Provinzialsynode sowie in den Erklärungen ihrer Amtsträger gezeigt, daß Angriffen gegen die evangelische Botschaft widerstanden wurde. Wir verdanken es der fleißigen Arbeit des Verfassers, daß sie für diese Beurteilung eine umfassende Grundlage gegeben hat.

Oskar Kühn

Adelhard Gerke OSB, Die Benediktinerabtei Corvey, Das Heiligtum Westfalens und ganz Sachsens, Die wiederentdeckte karolingische Gesamtbaukonzeption, Bonifatius-Druckerei, Paderborn, 21985, 132 S., mit zahlr. Abb. und Zeichnungen.

Der großzügig aufgemachte Band, der jetzt in 2. überarbeiteter Auflage erscheinen konnte, erfreut sich hoher Protektion. Ein westfälischer Präses, zwei Paderborner Erzbischöfe, ein Oberer des Benediktinerordens und der Oberkreisdirektor in Höxter steuerten lobende Vor-, Geleit- und Grußworte zu dieser Untersuchung bei, in der es darum geht, „wie der ursprüngliche Bauplan (von Corvey) ausgesehen hat. Seine einzigartige Konzeption soll aus dem Ideengut der karolingischen Zeit verständlich gemacht werden, auch die Bedeutung der Zahlensymbolik und die Beschreibung der himmlischen Stadt Jerusalem in der Heiligen Schrift für den Bauplan Corveys wird herausgearbeitet.“ (S. 17) Es handelt sich also bei P. Adelhard Gerkes Buch um eine wissenschaftliche Untersuchung, die sich als solche auch der wissenschaftlichen Kritik zu stellen hat.

Die Arbeit behandelt einleitend kurz „Die Gründung Corveys“ (S. 18f.), erörtert sodann den „Bauplan“ (S. 19–27), vergleicht die Anlage mit der „Beschreibung des himmlischen Jerusalems“ (S. 27–42), analysiert „Das Westwerk“ (S. 42–79) und die „Gesamtanlage der Kirche“ (S. 80–94), um dann „Corvey die vollkommene Stadt als Synthese von Göttlichem und Irdischem“ (S. 95–109) und den „Bauzeitplan zum karolingischen Bauplan der Abtei Corvey“ (S. 109–121) abzuhandeln. Tabellen, Anmerkungen, Literaturverzeichnis und Register beschließen den reich illustrierten Band.

Die 822 auf Wunsch Karls d. Gr. von dessen Sohn, Ludwig dem Frommen, gegründete Benediktinerabtei zu Corvey hat seit jeher in der Forschung ein herausragendes Interesse ausgelöst, ist das dortige Westwerk doch das einzige erhaltene Beispiel einer solchen Anlage aus karolingischer Zeit. Entsprechend reichhaltig und kontrovers ist auch die Literatur, die sich mit Corvey beschäftigt hat, zumal damit ja immer auch das Gesamtphänomen karolingischer Kunst angesprochen ist.

Der Vf. geht von der Schlüsselrolle mittelalterlicher Zahlensymbolik aus, die besonders an den Aachener Bauten Karls d. Großen studiert worden ist. Bei ihm wird nun aber die Erkenntnis von dem Bedeutungsgehalt der Zahlen für die mittelalterliche Architektur in einer Weise extensiv betrieben, wie sie dem Rez.en in dieser Fixierung in der wissenschaftlichen Literatur noch nicht begegnet ist.

Hier müssen einige Beispiele genügen, aus denen die Argumentationsweise P. Adelhards erkennbar wird.

Die hinter dem Wassergraben befindliche Schutzmauer von Corvey hatte ein 1,20 m breites Fundament, die Mauer selbst hatte eine Stärke von 2 karolingischen Fuß: „Die Zahl zwei ist die Zahl der Trennung oder Scheidung. Und was trennt wohl sinnfälliger als eine Mauer?“ Aber damit nicht genug. Zusammen mit dem Wassergraben hatte die Befestigungsanlage eine Gesamtbreite von 77 karolingischen Fuß. Da die Zahl 7 auf den Kaiser hinweist, ergibt sich völlig einleuchtend aus dem Maß der Befestigungsanlage, „daß nämlich dieses Heiligtum unter dem besonderen Schutz des Kaisers steht“ (S. 32). Der Wassergraben, der die Anlage von Corvey umschloß, bezweckte in Auslegung von Ps. 45, 32.2 und 135.6 die Vorstellung, „daß diese ganze heilige Klosterstadt Corvey gleichsam wie die Erde auf den Wassern des Urmeeres schwimmt“ (S. 39). Für das Podest innerhalb des Westwerks, auf dem der Kaiser in der Kaiserlaube thronte, ermittelt der Verf. eine Gesamthöhe von 33 karolingischen Fuß von der Grundfläche aus: „Die Zahl 33 für das Vollalter Christi weist darauf hin, daß der Kaiser seine Macht von Gott hatte und hier als Stellvertreter Gottes (Vicarius Christi) saß“ (S. 51). Im Westwerk erkennt der Autor nicht nur ideell das „dem Dreifaltigen Gott gewidmete Gotteshaus nach dem Vorbild des Salomonischen Tempels“, sondern er führt auch den rechnerisch exakten Beweis für diese Erbfolge (S. 74f.). Die 154 Außenöffnungen des Westwerks bergen in sich die Zahlenreihe $7 \times 7 + 7 \times 7 + 7 \times 7 + 7 = 154$, so daß auch damit darauf hingewiesen wird, „daß das Westwerk für den Kaiser gebaut worden ist“ (S. 79 bzw. 77).

Am 26. Sept 822 wurde in Corvey das erste Meßopfer gefeiert: „Der 26. September 822 ist der 276. Tag dieses Jahres. Mit dieser Zahl hat es eine ehrwürdige und großartige Bewandnis. Einmal ist die Quersumme dieser Zahl 15; zweitens ist diese Zahl das Produkt von zwei sehr bedeutenden Zahlen. Im Johannesevangelium (Jo. 2.19 – 20) steht: ‚Christus sagte: Reißt diesen Tempel nieder, in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten. Da sagten die Juden: Sechsendvierzig Jahre wurde an diesem Tempel gebaut, und du willst ihn in drei Tagen wieder aufrichten?‘ Die Zahl 46 ist in 276 sechsmal enthalten, und so wird eine ganz eindeutige Beziehung zum Heiligtum des alten Bundes hergestellt und soll aussagen: Seht, das ist das neue Heiligtum des Christentums im Sachsenlande, wobei die Zahl sechs auf die Vollkommenheit und die Neuschöpfung dieser Tempelstadt hinweist. Konnte es wohl einen günstigeren Tag zum Beginn des klösterlichen Lebens in diesem Heiligtum geben?“ (S. 110f.) Von ähnlicher Bedeutsamkeit sind dann natürlich auch alle anderen Daten in der Geschichte Corveys, insbesondere die Weihedaten der einzelnen Baukörper.

Die Geschlossenheit dieser Interpretation ist durchaus verführerisch (vgl. z. B. W. Matthes, Corvey und die Externsteine. Schicksal eines vorchristlichen Heiligtums in karolingischer Zeit, Stuttgart 1982). Ebenso beeindruckt die fromme Entschlossenheit, mit der P. Adelhard die Spiritualität dieser großartigen karolingischen Klosteranlage zu entziffern versucht. Frappierend ist auch die Fülle der biblischen Zahlenangaben, die hier präsent sind. Wichtig sind nicht zuletzt auch die vielfältigen Einzelbeobachtungen zum Bau selbst, die der Verf. aus hingebungsvollem Studium der Details gewonnen hat. Trotzdem bleiben Fragen grundlegender Art an diese Untersuchung.

Der Verf. weitet den Geltungsbereich mittelalterlicher Zahlensymbolik bis auf kleinste Bauformen aus. Da rechnerisch letztlich jedes Ergebnis herstellbar ist, würde man gerne erfahren, ob und wo es Anhaltspunkte dafür gibt, daß die mittelalterliche Zahlensymbolik jemals so weit gegangen wäre. Nur zu oft muß der Autor seine Zahlenwerte durch Auf- oder Abrunden, Schätzen, Rekonstruieren und Vermuten gewinnen. Dürfen solche Zahlen dann aber zum Ausgang tiefsinniger Zahlensymbolik gemacht werden? Die aus der Bibel herangezogenen Zahlenwerte sind zumeist beliebig und könnten auch durch andere ersetzt werden, die gleichfalls einen Sinnbezug herstellen würden. Wie läßt sich glaubhaft machen, daß der Zusammenhang von biblischer Zahl, Meßwert am Bau und deren Verrechnung miteinander und gegeneinander nun wirklich zwingend ist? Wie sieht es mit den Zahlenangaben der mittelalterlichen Autoren und den darauf bezüglichen frommen Betrachtungen aus? Werden da Idealwerte genannt, oder werden da tatsächlich geplante oder vorgefundene Werte spirituell interpretiert? Darf man da schon von einer gleichsam naturwissenschaftlich genauen Meßtechnik ausgehen, die sich am Bau verifizieren ließe und sogar die Rekonstruktion restlos verlorengegangener Bauteile gestatten würde? Wie sieht es mit den mancherlei Zufälligkeiten aus, die jedes große Bauvorhaben begleiten? Gab es in Corvey keine topographischen und geologischen Rahmenbedingungen, die den Idealplan, wenn es ihn denn gab, nach Ausführung und Zeitablauf verändert hätten? Fragen über Fragen, gewiß, aber eine so geschlossene Deutung, wie P. Adelhard sie vorgelegt hat, provoziert das Fragen! Corvey, „die heilige Stadt des Sachsenlandes“, dieses „Juwel karolingischer Baukunst“, diese „größte Bauanlage aus karolingischer Zeit überhaupt“, wie der Verf. annimmt, verdient es, daß solches Fragen nicht vorzeitig zum Schweigen gebracht wird.

Peter Maser

H. Walberg (Hrsg.), G. Klose und A. Willer (Bearb.), Die Schriften Johann Westermanns 1524/1525, Mit einem Geleitwort von R. Stupperich (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Lippstadt, Band 4), Lippstadt 1985, XII u. 178 S.

Vor 25 Jahren schrieb R. Stupperich über Westermanns Katechismus, es sei wünschenswert, daß „dieses Büchlein auch heute ebenso wie andere reformatorische Zeugnisse geachtet und gelesen würde“ (Jb 1952/53, S. 106). Der Wunsch ist mit diesem Faksimiledruck in Erfüllung gegangen; die beigegebene Übersetzung erschließt erst eigentlich den schwerverständlichen niederdeutschen Text. Auf den Inhalt soll – so reizvoll dies wäre – hier nicht eingegangen werden.

Aus der Druckbeschreibung geht hervor, daß der Drucker noch immer nicht identifiziert werden konnte. Da jegliche Schmuckinitialen fehlen, muß die Feststellung des Druckers schwer fallen.

Die Übersetzung ist textnah und doch gut lesbar. Einige Stellen sind nicht richtig gelungen: „Kynderē vñ clenen van vorstande“ sind „Kinder und der im Verstand Schwachen“ (S. 14/15) Die „seyl vorwareren des Israelschen volck“ sind nicht einfach die „Hirten“ (S. 24./25f.), sondern die Seelenhirten. Seite 35 muß es heißen „Zum ersten, dies Gebot“ (usw.) „poenitentia“ ist nicht die „Bestrafung“ (S. 78/79), sondern die Buße, die Gott Adam auferlegte.

Der Text ist ausführlich kommentiert (S. 9, Anm. 5 richtig: Eph 2,8).

Herausgeber und Bearbeiter haben ein schmuckes Buch vorgelegt, das sich würdig in die Reihe der jüngsten Nachdrucke reformatorischer Schriften aus Westfalen einreihet.

Im Anhang wird der Faksimiledruck einer anonymen Schrift publiziert. Es handelt sich um die niederdeutsche Übersetzung der Lutherschrift „Ein Sermon von dem Gebet und Prozession in den Kreuzwochen“ (1519), der WA 2, 172ff. unerwähnt bleibt.

Wilhelm H. Neuser

Hans Nordsiek, Glaube und Politik. Beiträge zur Geschichte der Reformation im Fürstbistum Minden (Mindener Beiträge 22), Minden 1985, 136 S., 32 Abb., 2 Übersichtskarten.

Das Buch trägt im Untertitel die Bezeichnung „Beiträge“. Diese Zurückhaltung ist im Forschungsgegenstand und in der Quellenlage begründet. Mit der Einführung der Reformation in der Stadt Minden im Jahre 1530 wurden bald auch die Kirchengemeinden im Fürstbistum evangelisch, in denen die Stadtgemeinden Minden das Patronatsrecht ausübten. In der Stadt Lübbecke blieb die Lage bis 1572 unentschieden (S. 74). Die Gemeinden, in denen das katholische Domkapitel das Patronat ausübte, blieben hingegen noch lange im Prinzip römisch-katholisch. Der Landesherr vergab oft Pfarrstellen den Domherren als Pfründen. Da diese für den Pfarrdienst Kapläne anstellten, wurde wiederum die Reformation auch in diesen Pfarrstellen oft eingeführt, denn der Sekundarklerus neigte besonders schnell der „neuen Lehre“ zu (vgl. A. Schröer, *Die Reformation in Westfalen*, I, 501 ff.). Nimmt man die Gemeinden hinzu, in denen die evangelischen Grafen von Hoya oder von Tecklenburg den Patronat innehatten, oder die von Ravensberg abhängig waren, wo die Klever Herzöge eine via media zwischen Reformation und Katholizismus einhielten, so ist die bunte Vielfalt der reformatorischen Einflüsse im Fürstbistum Minden angedeutet; die rechtlichen Möglichkeiten der Einflüsse von außen waren sogar noch größer. Erst 1583 wurden alle Gemeinden auf die *Confessio Augustana* verpflichtet.

Der Vf. ist gezwungen, die Konfessionskarte des Bistums Stück für Stück zusammenzustellen, will er den Übergang der 37 Gemeinden zur Reformation darstellen. Dabei bleiben manche Stellen aus Quellenmangel weiß und nur der Rückschluß und Wahrscheinlichkeitsbeweis bleiben als Methode übrig. Umso größer ist das Verdienst des Vf's, diese mühsame, aber notwendige Untersuchung angestellt zu haben.

Er geht in der Weise vor, daß er in zuerst großen, dann immer enger werdenden Kreisen auf sein eigentliches Thema, den Konfessionswechsel der einzelnen Gemeinden, zugeht. Die Reformation in Minden 1530 – Mindens Zugehörigkeit zum Schmalkaldischen Bund 1536 – die Reichsacht 1538 – der Reformationsversuch des Bischofs Franz von Waldeck 1541–1546 – das Interim 1547, das das Festhalten der Protestanten an der Reformation auch im Bistum Minden nicht zu erschüttern vermochte. Besondere Aufmerksamkeit wird den Bestimmungen des Passauer Vertrages 1552 und dem Augsburger Religionsfrieden 1555 gewidmet,

der die Beibehaltung des status quo in den geistlichen Territorien verfügte. Es folgt der Abschluß der Reformation im Fürstbistum Minden.

Damit ist der Grund gelegt, der die Erforschung des Vordringens der Reformation in den einzelnen Kirchengemeinden erlaubt. Sorgfältig werden alle Pfarrerristen, Inschriften und andere Quellen herangezogen. Als besonders aussagekräftig erweist sich unter den Inschriften die „Protestantendevise“ *Verbum dei manet in aeternum*. Die Visitationsprotokolle von 1650 zeigen, daß ganz unterschiedliche reformatorische Kirchenordnungen in den Gemeinden galten (S. 60). Der Vf. selbst bemerkt, daß noch viel Quellenmaterial gesammelt werden muß, um ein klares Bild zu erlangen (S. 60 ff.). Zutreffend stellt er fest, daß die Reformation im Bistum Minden eine Reformation von unten war (S. 102).

Es wäre wünschenswert, daß auch die beiden anderen westfälischen Gebiete, die keine „Fürstenreformation“ erlebt haben, Mark und Ravensberg, auf gleiche Weise erforscht und die einzelnen Gemeinden auf ihrem Weg zur Reformation durchleuchtet würden.

Das Buch, das die Kirchengeschichtsforschung erheblich fördert, besticht durch seine schicke Aufmachung.

Wilhelm H. Neuser

Heinz-Dieter Heimann (Hrsg.), Von Soest – Aus Westfalen, Wege und Wirkung abgewanderter Westfalen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Schöningh, Paderborn 1986, 234 Seiten mit Abbildungen.

Um den Titel dieses, vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe und anderen Institutionen finanziell geförderten Buches recht zu verstehen, muß man schon die Einführung des Herausgebers anlesen, die mit den Sätzen beginnt: „VON SOEST, so könnte eine Geschichte Westfalens beginnen, weil sie in der sogenannten heimlichen Hauptstadt des mittelalterlichen Westfalens ihren Anfang nimmt. AUS WESTFALEN, so könnte auch der Beginn einer Geschichte über Westfalen außerhalb ihrer Heimat lauten.“ Und von solchen ausgewanderten Westfalen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit handelt dieser Sammelband, der 13 bedeutende Persönlichkeiten aus wenigen bestimmten Berufsgruppen – der Musik, Malerei, Buchdruckerei, Theologie, Stände- und Staatslehre – in ihrem Leben und Wirken darstellt. Bei dem aus Unna gebürtigen Sängerkomponisten Johann von Soest hätte man im Titel getrost als weiteren Beruf den des Arztes hinzufügen können. Überhaupt führen von den 13 vorgestellten Westfalen in der Ferne fünf den Herkunftsnamen „von Soest“ oder „Susato“ und tragen damit zur Rechtfertigung des Buchtitels bei. Andere Berufszweige, wie etwa Ordensritter oder Hansekaufleute, vermißt man unter diesen Lebensbildern, doch sollen deren Wege und Wirkungen, wie in der Einleitung angedeutet ist, noch zu markieren sein.

Aber um Vollständigkeit ging es bei diesem Buche ohnehin nicht als vielmehr „um die Verdeutlichung von Teilhaberschaften abgewanderter Westfalen an dem geistig-kulturellen und gesellschaftlichen Geschehen in anderen Räumen, an anderen Denkstrukturen und Mentalitäten . . .“, wobei versucht wird, mit dieser Teilhabe abgewanderter Westfalen am kulturell-gesellschaftlichen Geschehen in

ihren Zuwanderungsländern „westfälische Landesgeschichte aus dem Verbund vorzuführen“ und so Wege eines neuen Westfalenbildes darzustellen.

Neben dem schon erwähnten Johann von Soest, dessen Bild auch den Umschlagdeckel ziert, enthält der Band die Lebens- und Berufswege des Tafelbildmalers Conrad von Soest, des Musikverlegers Tylman Susato, des Universitätsdruckers Johann von Paderborn, des Konzilstheologen Konrad Koler von Soest, des Predigers und Inquisitors Jacob von Soest, des Prager Erzbischofs Konrad von Vechta, des Volkspredigers und Literaten Dietrich Kolde, des Kirchenreformers Antonius Corvinus, des Fürstenerziehers und märkischen Geschichtsschreibers Levold von Northof, des Humanisten und Schulreformers Ludwig von Dringenberg, des Finanzwissenschaftlers Casper Klock sowie des Staatsphilosophen Johannes Althusius. Von den Autoren der 13 Lebensbilder gehören allein acht wie auch der Herausgeber der Fakultät für Geschichtswissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum an; andere sind Bibliothekare oder Museumsleiter. Das Lebensbild von Antonius Corvinus schrieb der Ehrenvorsitzende unseres Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, Prof. D. Dr. Robert Stupperich. Es ist dies ein Buch zum „Lob der Westfalen außerhalb der Grenzen der Landschaft“, dem man nicht nur weite Verbreitung, sondern ebenso eine Fortführung mit – wie schon angedeutet – anderen Berufsbereichen wünschen möchte.

Willy Timm

Berichte

Jahrestagung 1986 in Recklinghausen

Runde Stadtjubiläen sind ein beliebter Anlaß, einmal innezuhalten, auf den Weg der Kommune aus mehr oder weniger dunkler Vergangenheit zurückzublicken und die Geschichtsschreibung zu reflektieren und gegebenenfalls zu überprüfen; ein durchaus erwünschter Nebeneffekt und für manche sicher das wichtigste Motiv solcher Veranstaltungen ist die Förderung von Fremdenverkehr und Gastronomie. Im Jahre 1986 feierte die Stadt Recklinghausen das Jubiläum ihres 750jährigen Bestehens. Der Verein für Westfälische Kirchengeschichte folgte gern einer Einladung der Stadt, aus diesem Anlaß den „Tag der Westfälischen Kirchengeschichte 1986“ in Recklinghausen abzuhalten, und zwar am 6. und 7. Oktober 1986. Die Hoffnung auf eine gegenseitige Befruchtung von Stadtjubiläum und Kirchengeschichtstagung erfüllte sich jedoch leider nicht. Im überall ausliegenden Veranstaltungskalender des städtischen Amtes für Öffentlichkeitsarbeit wurde die Tagung – im Gegensatz zum „Ball der Gastronomie“ des örtlichen Hotel- und Gaststättenverbandes – überhaupt nicht erwähnt, und zu den Vortragsveranstaltungen im „Haus des Kirchenkreises“ erschienen nur wenige Einheimische. Das war um so bedauerlicher, als das Tagungsprogramm durchgehend von der Jubiläumsstadt und ihrem geschichtlichen Umfeld bestimmt war und durchaus nicht alltägliche Themen behandelte.

Der Inhalt der Tagungsvorträge, die fast vollzählig im vorliegenden Jahrbuch abgedruckt sind, braucht hier nicht im einzelnen wiedergegeben zu werden. Die Vortragsthemen waren sehr gut aufeinander abgestimmt und gaben dem aufmerksamen Zuhörer in ihrer Gesamtheit eine ausgezeichnete Einführung in die Entwicklung des kirchlichen (konfessionellen) Lebens im Vest Recklinghausen seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts. Die Tagung begann mit einem kenntnis- und detailreichen Vortrag von Kirchenverwaltungsdirektor Bauks zu dem Thema „Kirchlicher Aufbau in der Anfangszeit der evangelischen Kirche im Vest Recklinghausen“. Nach einleitenden Bemerkungen über die (nicht deckungsgleichen) territorialen Grenzen des Vestes und des Kirchenkreises Recklinghausen, über die Voraussetzungen von Gemeindegründungen überhaupt und über die örtlichen Ansätze evangelischen Lebens in der Reformationszeit beschrieb der Redner die Gemeindegründungen in der Zeit zwischen 1837 und 1885. In einem weiteren Hauptteil seines Vortrags schilderte er das innere Gemeindeleben und die Lebensumstände der frühen Kirchengemeinden bis etwa zur Jahrhundertwende.

Die anschließende rege Diskussion mußte aus Zeitgründen abgebrochen werden, um nicht dem nächsten Redner, Studiendirektor Geck, die Zeit für seinen Vortrag über „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche im Vest Recklinghausen – Zur Geschichte eines Diaspora-Kirchenkreises im Ruhrgebiet“ zu nehmen. Auch dieses Referat begann mit einem kurzen Rückblick auf die Reformationszeit und schilderte dann die spannungsreichen Beziehungen der beiden großen Konfessionen von 1802 bis 1945. Es wurde deutlich, daß die Geschichte des gegenseitigen Verhältnisses trotz mancher Gemeinsamkeiten eine Geschichte von Konflikten und Auseinandersetzungen war und daß die Ökumene hier wie anderswo erst mühsam und nach leidvollen Erfahrungen errungen werden mußte. Die einzelnen Etappen dieser Entwicklung können hier nur stichwortartig angedeutet werden: Die Gemeindegründungen und das rasche Anwachsen der evangelischen Gemeinden wurden von den Katholiken als Provokation empfunden. In die konfessionellen Gegensätze mischten sich alsbald auch politische, so beispielsweise der Gegensatz zwischen radikaldemokratischen Katholiken und königstreuen Protestanten um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Trotz der brennenden sozialen Frage wurde der Kampf um die Seelen der Gläubigen „von der Wiege bis zur Bahre“ über die Jahrhundertwende hinaus fortgesetzt. In der Zeit der Weimarer Republik klagten die Kreissynodal-Protokolle über einen „Zwei-Fronten-Krieg gegen Rom und Moskau“. So kam ein gemeinsamer Kampf beider Konfessionen gegen den Nationalsozialismus und die Kirchenpolitik des Dritten Reiches erst gar nicht zustande. Erst nach der Katastrophe kam es zu einem friedlichen Dialog und neuen Miteinander.

Durch die beiden ersten Vorträge war der Boden bereitet für den mit Spannung erwarteten Abendvortrag von Professor Brakelmann über „Die evangelische Arbeitervereinsbewegung im Ruhrgebiet (1882 – 1914)“. Dieser Vortrag, der an anderer Stelle veröffentlicht werden soll, führte die Zuhörer in ein Teilgebiet früheren kirchlichen Lebens ein, dessen damalige Bedeutung für das Leben des einzelnen wie der Kirche insgesamt angesichts der inzwischen völlig veränderten Verhältnisse heute kaum noch ermessen werden kann. Die Geschichte der evangelischen Arbeitervereine ist beendet, aber bisher kaum irgendwo zusammenfassend dargestellt. Um so verdienstvoller war dieser fesselnde Vortrag, der sich nach einleitenden Ausführungen über die Entstehung der evangelischen Arbeitervereine vor allem mit der Entwicklung in Gelsenkirchen und in einem weiteren Hauptteil mit der Organisationsgeschichte der Arbeitervereine befaßte. Auch an diesen Vortrag schloß sich eine rege Diskussion an, an deren Ende Professor Brakelmann auf die Notwendigkeit weiterer religionssoziologischer Forschung und auf die Überlegenheit des organisierten Milieukatholizismus gegenüber

dem individuell ausgerichteten und „verkopften“ Protestantismus hinwies; ein Stück dieser Lücke im „sozialen Auffangnetz“ des Protestantismus sei seinerzeit von den evangelischen Arbeitervereinen geschlossen worden.

Nach der Morgenandacht von Superintendent Gilhaus in der Christuskirche wurde die Tagung am nächsten Morgen fortgesetzt mit einem Vortrag der Wissenschaftlichen Referentin Frau Dr. Grabkowski über „Das Karmeliterkloster Leuchterhof und seine Säkularisierung“. Auch mit diesem Vortrag wurde in vieler Hinsicht Neuland betreten: Er behandelte ein Kapitel der Kirchengeschichte, das wohl jedem Zuhörer allenfalls vage und in seinen praktischen Auswirkungen überhaupt nicht bekannt war. Nach einleitenden Ausführungen über die Geschichte des Karmeliterklosters Leuchterhof wurde die Durchführung der Säkularisierung in den Jahren nach 1802 im allgemeinen und am Beispiel des Klosters Leuchterhof insbesondere geschildert. In der nachfolgenden Diskussion wurden die geistlichen und geistigen Hintergründe der Säkularisation der geistlichen Territorien und Kirchengüter etwas näher beleuchtet und die gleichzeitige Säkularisierung auch evangelischer Stifte an Beispielen erläutert. Die Diskussion mußte mit Rücksicht auf die nachfolgende Mitgliederversammlung abgebrochen werden.

Die Mitgliederversammlung wählte auf Vorschlag des Vorstandes Frau Studiendirektorin Dr. Angermann aus Bielefeld als Nachfolgerin des am 31. 10. 1985 verstorbenen Vizepräsidenten i. R. Dr. Werner Danielsmeyer einstimmig in den erweiterten Vorstand. Auch der Vorschlag des Vorstandes, die nächste Jahrestagung in Dortmund abzuhalten, wurde einstimmig angenommen.

Der im Tagungsprogramm angekündigte Lichtbildervortrag von Oberkonservatorin i. R. Dr. Dorothea Kluge über „Die Kirchenbauten des 19. Jahrhunderts in Recklinghausen“ mußte wegen Erkrankung der Referentin ausfallen. Die Führung durch einzelne exemplarische Kirchenbauten aus dem vorigen Jahrhundert konnte jedoch unter der anregenden Leitung ihres Kollegen Dr. Ulrich Reinke am Nachmittag wie vorgesehen stattfinden. Besichtigt wurden die Gustav-Adolf-Kirche als älteste evangelische Kirche Recklinghausens, die 1888 erbaute Lutherkirche in Recklinghausen-Süd sowie die Christuskirche in der Limperstraße, über deren stilwidrige Umgestaltung im Innern in der Nachkriegszeit mancher Besucher den Kopf schüttelte.

Dietrich Kluge

*Arbeitstagung „Kirchenkampf in Westfalen“
vom 24. bis 26. Oktober 1986 in Iserlohn*

Über ein Jahr währten die Vorbereitungen der Kommission zur Erforschung des Kirchenkampfes in Westfalen, bevor Landeskirchenrat Dr. Ernst Brinkmann die Tagung „Kirchenkampf in Westfalen“ am Nachmittag des 24. Oktober 1986 eröffnete, nachdem bereits am Vormittag eine Kommissionssitzung unter Mitwirkung von Prof. Dr. Kurt Meier stattgefunden hatte. Ein dichtgedrängtes Programm von zehn Vorträgen erwartete die 50 Tagungsteilnehmer, wobei der erste Tag unter stärker allgemeineren Kirchenkampft Themen stand, der mehrheitliche Rest der Tagung aber den Desiderata in der westfälischen Kirchenkampfgeschichtsschreibung gehörte. Hierzu konnten aus mehreren Forschungsprojekten Berichte erwartet werden. Begleitet wurde die Tagung durch eine von Studiendirektor Helmut Geck dokumentierte Ausstellung über den Kirchenkampf im Kirchenkreis Recklinghausen.

Deutliche Akzente für den gesamten Tagungsverlauf setzte der Leipziger Professor für kirchliche Zeitgeschichte an der Sektion Theologie der Karl-Marx-Universität, Kurt Meier, in seinem Referat: „Methodische Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand der Kirchenkampfgeschichtsforschung. Der Ertrag des Barmen-Gedenkjahres“, das in diesem Jahrbuch abgedruckt ist. Insbesondere seine Ausführungen zu den Begriffen Resistenz und Widerstand bestimmten die Diskussionen während der gesamten Tagung.

Das anschließende Korreferat von Günter Brakelmann, Professor für Christliche Gesellschaftslehre und Zeitgeschichte an der Evangelischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum, zeichnete sich dadurch aus, daß es ohne ausformuliertes Konzept direkt auf die Ausführungen Kurt Meiers einging und dabei auf weitere noch bestehende Desiderata in der Kirchenkampfgeschichtsschreibung hinwies. Zum einen warnte Brakelmann vor einer Beschäftigung insbesondere mit Barmen V, ohne dabei zu fragen, inwieweit der Protestantismus an dem beteiligt gewesen sei, gegen das er sich in Barmen wenden mußte. Für Günter Brakelmann steht Barmen als fundamentale Neubesinnung auf das Kirchesein der Kirche zugleich am Ende eines ebenso fundamentalen Versagens des deutschen Protestantismus angesichts des Aufbaus eines totalitären Staates: „*Ich kann Barmen nicht feiern, ohne den 30. Januar 1933 zu beklagen*“. Beispielsweise habe es keinen Protest gegen die Aufhebung der Grund- und Menschenrechte von seiten der Kirche gegeben. Die Entscheidung gegen Aufklärung und Liberalismus sei vor Barmen gefallen. Es müsse außerdem von einer großen bleibenden Identität einer Mehrheit des Protestantismus zur Rechts-, Innen- und vor allem

zur Außenpolitik gesprochen werden. Zum andern verwies Brakelmann auf die Trennung von Bekenntnis und Widerstand. Politische Gründe hätten zur Zwangsentlassung und zur Emigration bekannter Theologen wie Paul Tillich, Eduard Heimann und Emil Fuchs geführt; eines Bekenntnisses habe es dazu bei ihnen nicht bedurft. In diesem Zusammenhang warf Günter Brakelmann die Frage auf, ob es *einen* gebe, der aufgrund „*theologischer Spitzensätze*“ Widerstand geleistet habe. Wie stehe es denn um den politischen Widerstand der 137 in Barmen versammelten Synodalen? Als weiteren bisher kaum erforschten Komplex nannte Brakelmann den Ansatz, Gemeinde als soziologisches Subjekt zu erfassen. Neben der Theologiegeschichte sei die Kirchengeschichte auch Frömmigkeitsgeschichte. Während des Krieges seien aus Kirchengemeinden Lebensgemeinschaften geworden, z. B. durch Stollenbau wie in Bochum zu Weihnachten 1944. Es fehle die Erforschung der Alltagsfrömmigkeit von Kirchenchristen und Christen überhaupt, betonte Günter Brakelmann.

In der anschließenden Diskussion über beide Vorträge setzten sich viele Tagungsteilnehmer kritisch mit dem von Meier geäußerten Resistenzbegriff auseinander. Günther van Norden stellte gar die Frage, ob dieser Begriff im evangelischen Kirchenkampf verwendbar sei, ob man von Resistenz im Hinblick auf das Bekenntnis sprechen könne. In rheinischen Gemeinden sei Resistenz während des Zweiten Weltkrieges nicht feststellbar, es sei denn, man verstehe die Stärkung des Nischenmilieus als Resistenz. Kurt Meier erklärte dazu, daß der Resistenzbegriff noch nicht im kirchlichen Bereich untersucht worden sei. Er erläuterte, Resistenz sei effizienzorientiert; Resistenz als partieller Widerstand könne z. B. den Bereich der Weltanschauung umfassen; von daher gesehen habe die Barmer Theologische Erklärung eine starke Resistenzkraft. Die Resistenztheorie sei nötig, um Verhaltensweisen besser zu verstehen, erklärte Meier.

Kontrovers wurde der Grad des nationalsozialistischen Einflusses bis Mai 1934 diskutiert. Während Günther van Norden den Staat im Mai 1934 noch nicht als NS-Staat, sondern als faschistischen Staat eines Bündnisses von Nationalsozialismus und alten Kräften interpretierte, schloß sich Günter Brakelmann der Analyse Karl Dietrich Brachers an, der „*die Konsolidierung des totalitären Führerstaats*“ schon für Juli 1933 behauptet. Selbst deutsche Staatsrechtler hätten für das Jahr 1933 festgestellt, daß der totale Staat seine Rechtsform gefunden habe. Brakelmann warnte vor einer Unterschätzung der Zeit ab dem 30. Januar 1933, die zu der Behauptung führe, bei der Abfassung von Barmen V habe man noch nicht wissen können, was noch an Unrecht kommen sollte. Gerade das Gegenteil sei der Fall.

Eine der interessantesten und schwierigsten Gestalten des deutschen Widerstandes charakterisierte Pierre Joffroy aus Paris in seinem Referat über Dipl.-Ing. Kurt Gerstein, das ebenfalls in diesem Jahrbuch nachzulesen ist. Joffroy schilderte in Gerstein einen Mann, der als Christ in der SS unter gefährlichsten Bedingungen, zur Einsamkeit gezwungen, einen großen Dienst für die Menschheit getan habe. Auch auf die revisionistische, neofaschistische Dissertation von Henri Roques ging Joffroy ein. Hier werde der Versuch gemacht, Gerstein als krank darzustellen mit der Schlußfolgerung, seine Berichte seien falsch und Gaskammern habe es demzufolge nicht gegeben.

In der Diskussion standen die Umstände des Todes von Kurt Gerstein am 25. Juli 1945 im Militärgefängnis von Cherche-Midi in Paris im Mittelpunkt. Joffroy, der in seinem Vortrag von Selbstmord Gersteins gesprochen hatte, führte aus, daß die Frage seit Jahren ungeklärt sei, denn ein von Gerstein an den Untersuchungsrichter geschriebener Brief, der als wichtiges Beweisstück dienen könnte, sei verlorengegangen; möglicherweise habe der Untersuchungsrichter den Brief verschwinden lassen. Leider könne auch der Gefängnisarzt zur Aufklärung nicht weiter beitragen, erklärte Joffroy, weil dieser sich nicht näher an die Todesumstände Gersteins erinnere. Die Hintergründe des Todes werden wohl für immer ungeklärt bleiben. Hier hat der Historiker die Grenze des zu Erforschenden erreicht.

Der weitere Verlauf der Tagung stand ganz im Zeichen der Desiderata in der westfälischen Kirchenkampfgeschichtsschreibung. Als erster referierte in Abänderung des Programms Landeskirchenoberarchivrat Privatdozent Dr. Bernd Hey über „Widerstandsbegriff und regionale Forschungsansätze: Zur Erforschung des Widerstandes der Bekennenden Kirche in Westfalen“. In einem ersten Abschnitt skizzierte Bernd Hey kurz die Widerstandsforschung in den Positionen von Dieter Ehlers, Martin Broszat und Richard Löwenthal und wandte sich anschließend der regionalen Widerstandsforschung zu, wobei er einige bislang kaum erforschte Fragestellungen aufwarf: Wie viele evangelische Christen nahmen den Kirchenkampf wahr oder gar an ihm teil? Welches Verhältnis bestand zwischen Pfarrern und Laien? In den Archiven stelle sich die Kirche in erster Linie als „Pastorenkirche“ dar, über die Laien wisse man viel zu wenig. Wie „unchristlich“ waren die Deutschen Christen bzw. wie „nationalsozialistisch“ war die Bekennende Kirche? Ungeklärt sei ferner die Frage nach politischen Inhalten und Wirkungen der Bekennenden Kirche. Bernd Hey nannte als Beispiel Neinstimmen bei der Volksabstimmung über die Zusammenlegung der Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers am 19. August 1934 und hielt es für möglich, daß andere Gruppen die Bekennende Kirche als einzige potentielle Widerstandskraft unterstützt

hätten. Schließlich fragte Hey nach dem Verhältnis von Kirche und Staat, von Bekennender Kirche und Deutschen Christen. Der NS-Staat sei für die Bekennende Kirche der christliche Obrigkeitsstaat geblieben. Mitmachen und Widerstehen seien demnach zwei Seiten derselben Medaille.

Die nachfolgende Diskussion erörterte noch einmal den Begriff der Resistenz. Einige Teilnehmer empfanden den Ausdruck nach wie vor etwas unglücklich. Altpräsident D. Hans Thimme gab aus seiner Sicht eine Standortbestimmung der Bekennenden Kirche. Widerstand sei in diesem Zusammenhang keine zureichende Definition, erklärte Thimme. Man habe keine Widerstandsbewegung sein wollen, doch als rezistenzauslösende Bewegung könne die Bekennende Kirche gesehen werden. Resistenz habe man leisten müssen gegen alles, was gegen das Bekenntnis gerichtet gewesen sei. Zum Wesen der Bekennenden Kirche habe es gehört, daß sie Resistenz ausübte, wenn sie bekannte. Die Bekennende Kirche als Ganzes sei rezistenzauslösend gewesen, ohne damit offenen Widerstand zu betreiben, erklärte Thimme.

Die weiteren Referate gaben Einblick in laufende Forschungsvorhaben zur westfälischen Kirchenkampfgeschichtsschreibung. Prof. Dr. Günter Brakelmann stellte den Werdegang von Hans Ehrenberg (1883–1958) bis 1933 vor. Er schilderte Ehrenberg, der einer säkularisierten jüdischen Familie entstammte, die sich voll in die Welt des deutschen Geistes und der deutschen Gesellschaft integriert fühlte, in dessen verschiedenen Tätigkeitsfeldern als Philosoph, Theologe, politischer Publizist und Pädagoge. Brakelmann verdeutlichte, daß der Weg Ehrenbergs zum christlichen Glauben und zum kirchlichen Leben über die Philosophie geführt habe. Als promovierter Rechts- und Staatswissenschaftler habe Ehrenberg 1907 sein Philosophiestudium begonnen. Nach einer weiteren Dissertation über „Kants mathematische Grundsätze der reinen Naturwissenschaft“ sei 1910 seine Habilitation gefolgt, die es Ehrenberg ermöglicht habe, als Privatdozent und ab Oktober 1918 als außerordentlicher Professor für Philosophie in Heidelberg zu lehren. Der Ertrag seiner philosophischen Arbeit seien drei Disputationen über Fichte, Schelling und Hegel gewesen, geschrieben im Dialogstil. Hans Ehrenberg gehöre somit zweifellos zu den Begründern der dialogisch-existentiellen Philosophie, erklärte Brakelmann. Ehrenbergs politisches Bewußtsein habe sich erst Anfang 1918 gebildet. Seit dieser Zeit sei er als politischer Publizist, u. a. für die Vossische Zeitung, tätig gewesen. Schon vor der Novemberrevolution habe er ein eindeutig republikanisches Bewußtsein gezeigt und sich der SPD angeschlossen, für die er eineinhalb Jahre Stadtabgeordneter in Heidelberg gewesen sei. Der endgültige Durchbruch Ehrenbergs von der Philosophie zur Kirche und zur Theologie – am 3. November 1909 hatte er sich taufen

lassen – sei 1919 gekommen, denn „*die Welt des arbeitenden Volkes und das Erlebnis von Kirche waren ihm entscheidendere Wirklichkeiten geworden*“, betonte Günter Brakelmann. Erster Schritt auf diesem Weg sei Ehrenbergs Anschluß an den Badischen Volkskirchenbund, eine religiös-soziale Gruppe, gewesen. Sein 1922 erschienenes „*Evangelisches Laienbüchlein*“ fasse seine Beschäftigung mit der Arbeiterschaft und der Kirche zusammen. Nach seinem Theologiestudium sei Hans Ehrenberg 1925 Pfarrer in Bochum geworden. Ihm sei es in dieser Position „*um das Kirchesein der Kirche und zugleich um das In-der-Welt-Sein der christlichen Laien in Beruf und Politik*“ gegangen, urteilte Brakelmann. Zentrales Thema für Ehrenberg, einen engagierten Befürworter der Ökumene, sei in Bochum der Antisemitismus geworden, den er 1932 als „*die furchtbarste Krankheit unserer Zeit und unseres Volkes*“ interpretiert habe. „*Er erregt eine Welle des Hasses und der blinden Leidenschaft und muß aller Christen Entsetzen sein . . .*“ Drei Manuskripte über den Antisemitismus, davon eines zusammen mit seinem jüngeren Freund Horst Schirmacher, dokumentierten den Stellenwert dieses Themas für Ehrenberg, der schon 1927 mit zwei Vorträgen über „Jesus und Israel“ sowie „Kirche und Antisemitismus“ in der stärker nationalsozialistisch geprägten Stadt Hattingen für Aufsehen gesorgt habe. Brakelmanns Fazit: Der Kirchenkampf begann für Hans Ehrenberg lange vor 1933.

Der Vortrag von Günter Brakelmann ist inzwischen im Rahmen der Arnoldshainer Texte als Beitrag zu Band 42: Franz Rosenzweig und Hans Ehrenberg. Bericht einer Beziehung, 1986, erschienen.

Die Diskussion war durch Versuche gekennzeichnet, auch Kritik an Ehrenberg vorzubringen, zu fragen, wo er dem Zeitgeist von 1933 erlegen sei. Als Quelle wurde dazu ein Entwurf von Hans Ehrenberg in Verbindung mit etlichen Pfarrern des westfälischen Ruhrbezirks unter dem Titel „*Bekenntnisfront*“ von August 1933 angeführt (abgedruckt in: *Vergessene Bekenntnisse des Jahres 1933*, neu hrsg. v. Karl Heinz Potthast, Bielefeld 1984, S. 34–38 [Materialien für den Dienst in der Evangelischen Kirche von Westfalen, hrsg. im Auftrag des Landeskirchenamtes von LKR Karl Heinz Potthast, Reihe A Theologie und Verkündigung, Heft 21]). Im Abschnitt C, Von der Haltung der Kirche, ist dort zu lesen: „*Wir sagen Ja: 1. Zu dem Weg unseres Volkes als Aufbruch zu dem deutschen Sozialismus . . . 2. Zu der völkischen Gesellschaft . . . 3. Zum völkischen Menschen . . .*“ Günter Brakelmann erklärte dazu, daß der Zeitgeist, dem man in der Mitte des Textes unterliege, am Ende des Textes überwunden werde. Im gleichen Text würden Widersprüche aufgezeigt, die sich zum Nein lösten, denn am Ende des Textes heiße es: „*Wir sagen Nein: . . . der völkische Mensch will nur Gesetz, wir Gesetz und Erlösung; der völkische Mensch will nur Verwurzelung im Irdi-*

schen, wir erlöste Natur; der völkische Mensch will nur Zucht, wir Zucht und Ehrfurcht; der völkische Mensch will nur Unterordnung und Gemeinnutz, wir Gliedschaft und Dienst aus erfahrener Barmherzigkeit; der völkische Mensch will Heldentum und Kameradschaft, wir Auftrag und Bruderschaft.“

Über „Frühe ökumenische Kontakte der Bekennenden Kirche (1933/34)“ berichtete im Anschluß daran Martin Rosowski aus Bochum. Rosowski vertrat die These, daß eine Reihe von Theologen, vor allem aus Bochum, um Pfarrer Hans Ehrenberg als erste den Kontakt zum Ausland und hier insbesondere zu den Niederlanden gesucht hätten. Zugleich habe Pfarrer Gerhard Klose im Auftrag Ehrenbergs zweimal, im September 1933 noch als Vikar und 1935, den Bischof von Chicester und Vorsitzenden des Ökumenischen Rates für praktisches Christentum, George Bell, in Großbritannien aufgesucht und detailliert über die Lage der Christen in Deutschland berichtet. Im Zentrum der Ausführungen von Martin Rosowski standen Erläuterungen zu zwei Konferenzen deutscher und holländischer Christen am 8. und 9. September 1933 in Kattenvenne sowie am 16. und 17. April 1934 in Woudschoten. Von holländischer Seite habe an der Zusammenkunft in Kattenvenne eine Abordnung des Ausschusses der reformierten Organisation ‚Kirchenaufbau‘ für die Verbindung der Christen im Ausland unter dem geheimen Titel ‚Kommission Kirche und Nationalsozialismus‘ teilgenommen. Deutsche Gesprächspartner seien die Bochumer Pfarrer Ehrenberg, Fischer und Steil, einige Theologen aus Bethel sowie die Pfarrer Schmitz, Thiemann und Pabst aus dem Tecklenburgischen gewesen. Von den vier dort verhandelten Programmpunkten seien zur Zeit Rückschlüsse und Interpretationen zu den Themen ‚Neuer Staat‘ sowie ‚Kirchliche Zeitlage‘ möglich, erklärte Rosowski. In Vorträgen hätten Hans Ehrenberg und Hans Fischer dazu Stellung genommen, so daß die Niederländer mit detaillierten Informationen über die Entwicklung in Deutschland zurückgekehrt seien. Rosowski urteilte: *„Erstaunt hatten sie die Befürwortung des Staates zur Kenntnis genommen, erschüttert waren sie über die Repressalien gegen ihre Mitbrüder.“* Ein auf beiden Seiten größerer Teilnehmerkreis sei im April 1934 in Woudschoten zusammengekommen. Die Mitarbeit von Gerhard Klose sowie insbesondere von Lic. Albert Schmidt, beide Pfarrer in Bochum, stellte Martin Rosowski deutlich heraus. Die Vorträge der niederländischen Brüder seien von dem Versuch gekennzeichnet gewesen, Verständnis aufzubringen für die besondere Situation in Deutschland und für den damit verbundenen Nationalismus der deutschen Teilnehmer. Insgesamt sei es in Woudschoten nicht mehr allein um Themen des Kirchenkampfes gegangen, sondern aus diesen aktuellen Fragen habe sich eine Diskussion allgemeintheologischer Probleme von ökumenischem Cha-

rakter entwickelt, die mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit geführt worden sei, resümierte Martin Rosowski.

Die in der Diskussion auftauchende Frage nach Fortbestand dieser Kontakte mußte Rosowski mit Nein beantworten.

Anschließend referierte Frau Akademische Oberrätin Edith Stallmann aus Göttingen über „Martin Stallmann – oppositioneller BK-Pfarrer im westfälischen Kirchenkampf“. Stallmann sei durch eine starke Abneigung gegenüber politischen Pfarrern gekennzeichnet gewesen, erklärte Frau Stallmann. Im Januar 1933 habe er seine Meinung dahingehend revidiert, vor der NSDAP warnen zu müssen. Bedeutsam sei für ihn die Frage gewesen: Wann darf die Kirche den Sieg des Volkes feiern? Wann darf die Kirche zum Dank gegen Gott aufrufen? Im Zusammenhang mit den Wahlen vom 5. März 1933 sei für Stallmann diese Frage negativ ausgefallen, so daß es mit dem Lehrer der Schule von Grevenbrück, wo Stallmann seit 1929 Pfarrverweser war, zu einem Streit um das Hissen der Fahnen gekommen sei. Die Eigenschaft oppositionell charakterisierte Frau Stallmann aufgrund einer Entscheidung Martin Stallmanns, der seit Januar 1934 Pfarrer an der Dortmunder Petri-Nicolai-Gemeinde war, die Zusage der Teilnahme an einer von Pfarrer Karl Lücking initiierten Protestaktion gegen die Maßnahmen des Staatskommissars August Jäger von Juni 1934 zu widerrufen. Stallmann habe seine Entscheidung damit begründet, daß er eine Fortsetzung der „reaktionären Kirchenhaltung“ gegenüber dem Staat, wie er sie schon aus der Zeit der Weimarer Republik kannte, fürchtete. Die Haltung Stallmanns gegenüber der Bekennenden Kirche sei durch Kritik gekennzeichnet gewesen, erläuterte Frau Stallmann. Am meisten habe Stallmann der Bekennenden Kirche angelastet, daß sie nicht über die Kirchenwirren hinausgekommen sei. Seine Gedanken zur Barmer Synode von Mai 1934 seien eindeutig kritischer Natur gewesen: Die BK-Synode, so Stallmann, sei einig in der Front gegen das Kirchenregiment, nicht aber stark zum Aufbau. Eine Kirche könne von der Abwehr der Welt „leben“, dann aber sei sie nicht Salz, sondern Pharisäerkirche. Die BK-Synode beschäftige sich mit der Abwehr der Deutschen Christen. „Aber wo ist ihre Lehre? Zu Volk und Staat, zum bedrängten herrenlosen Gewissen?“ Seine eigene Lage habe Stallmann im Blick auf den Zustand seiner Kirche mit „schrecklich zwischen den Fronten“ bezeichnet. Frau Stallmann erklärte, er sei bei beiden Gruppen nicht heimisch gewesen, insbesondere bei der Bekennenden Kirche nicht, weil Stallmann die Meinung vertreten habe, daß Kirche nur dann Kirche sei, wenn sie nicht nur Verantwortung für die Kirche trage, sondern sich gegenüber dem Volk und dem Staat richtungsweisend mit ihrem Wort erweise.

In der anschließenden Diskussion bemerkte Altpräses D. Hans Thimme, daß man sich zunehmend über Stallmann geärgert habe, je stärker dieser Konfessionalist geworden sei. Man darf wohl feststellen, daß das Verhältnis Martin Stallmann – Bekennende Kirche von beiden Seiten kritisch beurteilt wurde.

Den organisationsmäßigen Zusammenschlußinitiativen von Deutschen Christen nach dem Zweiten Weltkrieg ging Landeskirchenoberarchivrat Dr. Bernd Hey in seinem Referat „Die Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft (Minden): ein Solidarisierungsversuch ehemaliger Deutscher Christen“ nach. Die Bemühungen des ehemaligen DC-Synodalassessors des Kirchenkreises Hagen, Friedrich Niemann, des ehemaligen Bischofs des Evangelischen Bistums Münster, Bruno Adler, und des Oberregierungs- und Schulrats i. R. Prof. Wentz, eine Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft einzurichten, können in diesem Jahrbuch nachgelesen werden, da auch dieser Vortrag abgedruckt ist.

In der Diskussion ging es zunächst um allgemein interessierende Fragen zu diesem Themenkomplex. Aus den Antworten Bernd Hey wurde deutlich, daß die DC-Arbeitsgemeinschaft in Westfalen kein Einzelfall war und diese Organisation auch über Mitglieder im gesamten Bundesgebiet verfügte. Auf die Frage nach nochmaliger Schulung von DC-Pfarrern nach 1945 berichtete Altpräses D. Hans Thimme über seine Tätigkeit im Predigerseminar Haus Kupferhammer bei Brackwede. Besondere Aufgaben seien zu jener Zeit die Einführung von Theologen aus anderen Landeskirchen in Westfalen sowie die Eingliederung von DC-Theologen in die neue Richtung durch sogenannte „Entbräunungskurse“ gewesen, an denen jeweils zwischen 20 und 25 Personen teilgenommen hätten. Die Bekennende Kirche habe die Deutschen Christen nicht als Kontrahenten gesehen, erklärte Thimme, sondern „*wir haben uns als die Kirche verstanden*“. Bernd Hey bemerkte dazu, daß die DC-Seite das anders gesehen habe.

Auf den in der Forschung etwas vernachlässigten Verbandsprotestantismus ging Dr. Jochen-Christoph Kaiser, Privatdozent am Historischen Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, in seinem Vortrag „Die Arbeitsgemeinschaft missionarischer und diakonischer Werke und Verbände“ ein. Die Aktivitäten der Arbeitsgemeinschaft, der Ende 1935 33 Spitzenverbände, 164 weitere Einrichtungen und 133 Einzelpersonen angehörten, sowie das geschickte Taktieren ihres Leiters, Friedrich von Bodelschwingh, sind in den Ausführungen Kaisers in diesem Jahrbuch nachzulesen.

Die Diskussion verdeutlichte die lavierende Position der Verbände. Die Bemerkung, daß beispielsweise die Innere Mission sich keinen Anschluß an die Bekennende Kirche habe leisten können, bestätigte Kaiser. Der Pragmatismus der von staatlichen Geldern abhängigen

Verbände sei ein Zwang gewesen, der viele diakonische Einrichtungen gelähmt habe. Andere wieder hätten das Spiel von Kooperation und Dissenz meisterhaft und virtuos gehandhabt. Schließlich seien die Verbände nicht gleichgeschaltet worden, betonte Jochen-Christoph Kaiser. Altpräsident D. Thimme ging über den Begriff Pragmatismus noch hinaus und sprach von grundsätzlichen Erwägungen. Friedrich von Bodelschwingh beispielsweise habe sich einer Eingliederung von Bethel in die Kirche ohne Unterschied gegenüber Deutschen Christen oder Bekennender Kirche widersetzt. Das gleiche gelte auch gegenüber der Westfälischen Landeskirche nach 1945 durch den Neffen Friedrich von Bodelschwingh.

Es gab aber in Iserlohn nicht nur etwas zu hören, sondern auch zu sehen: Kirchenverwaltungsdirektor Friedrich Wilhelm Bauks aus Münster präsentierte nach einleitenden biographischen Bemerkungen zu Pfarrer Bruno Adler, die ebenfalls in diesem Jahrbuch abgedruckt sind, den Dokumentarfilm eines Amateurs, der die Einführung des Bischofs Adler in Münster am 11. November 1934 durch Reichsbischof Müller zum Inhalt hatte. Insbesondere der große Umzug mit mehreren hundert Fahnen der Deutschen Christen wurde im Film deutlich herausgestellt.

Der dritte Tag begann mit einem Gottesdienst. In seiner Predigt ging Vizepräsident Dr. Helmut Begemann insbesondere auf die Barmer Theologische Erklärung ein.

Auf der Suche nach der Wirklichkeit ist zur Zeit eine beim Provinzialinstitut für Westfälische Landes- und Volksforschung angesiedelte Forschungsgruppe, die sich mit der Geschichte der sieben westfälischen Heil- und Pflegeanstalten in der Zeit der NS-Herrschaft beschäftigt. Dr. Karl Teppe und Dr. Bernd Walter berichteten aber nicht nur über „Die Durchführung des Euthanasie-Programms in Westfalen“, sondern gaben Einblicke in das gesamte Forschungsvorhaben. Vier Schwerpunkte lassen sich dabei unterscheiden: 1. Wie stellte sich die Gesundheitspolitik im Provinzialverband dar? 2. Wie gestaltete sich die Alltagswirklichkeit in den Anstalten? 3. Frage nach der Durchführung der Sterilisation; 4. Frage nach der Durchführung der Euthanasie. Hierzu würden zur Zeit 6000 Patientenakten mit Hilfe von EDV ausgewertet. Ein weiterer Fragenkatalog liegt vor den Wissenschaftlern. Karl Teppe nannte insbesondere: Wie wirkte sich die NS-Politik auf die Patienten aus? Wie reagierten die Ärzte auf die Ideologie? Welche Rolle spielten Gesundheitsämter und Fachärzte beim Sterilisationsprozeß? Wie haben sich Patienten vor Gericht verhalten? Gab es eine Trennung in Erb- und nicht Erbkrankte? Änderten sich Diagnosen unter dem Einfluß der Nationalsozialisten? Wurde der Kontakt der Patienten zur Außenwelt reduziert? – Konkreter äußerte sich Bernd Walter in bezug auf die

Durchführung des Euthanasie-Programms in Westfalen. Seit Juni 1940 seien Meldebögen verschickt worden, um über bestimmte Kranke Informationen zu sammeln. Der durch von Bodelschwingh dagegen geäußerte Protest habe diese Aktion nur verzögern, nicht aber verhindern können. In drei Phasen seien zwischen 1940 und 1943 insgesamt fast 5800 Patienten aus den Heilanstalten verlegt worden, 1350 davon bei einer Vergasungsaktion während der zweiten Phase umgekommen. Auch wenn die Patienten in der dritten Phase nicht mehr in Tötungsanstalten verlegt worden seien, so hätten dennoch aufgrund besonders nährstoffarmer Kost sowie durch Überdosen an Beruhigungs- und Schlafmitteln die meisten die Zeit bis 1945 nicht überlebt.

Die sich anschließende Diskussion vertiefte und ergänzte die Ausführungen der beiden Referenten. Zum einen wurde dabei deutlich, daß es auch Euthanasie an Kindern gegeben habe. Vorausgegangen seien aber jeweils mehrmonatige Beobachtungen, die mit wissenschaftlichen Methoden durchgeführt worden seien, erklärten Teppe und Walter. Zum andern wurde die Person Friedrich von Bodelschwinghs gewürdigt und gegen Angriffe im Buch von Ernst Klee: „Euthanasie“ im NS-Staat – Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ (Frankfurt a. M. 1983) verteidigt. Für von Bodelschwingh habe der Schutz seiner Patienten an erster Stelle gestanden. Von daher erkläre sich sein hinhaltender Widerstand sowie eine starke Geheimhaltungsverpflichtung. Die Frage nach Schutz von Patienten gegenüber Verlegungen konnte teilweise bejaht werden. Es seien Fälle bekannt, bei denen Patienten während einer Verlegungsphase vom Krankenhaus in ihre Familien gegeben worden seien, berichteten die beiden Wissenschaftler. Auch zu diesem Thema wurde wiederum die Frage der Resistenz erörtert. Abgesehen davon, daß eine konspirative Tätigkeit nicht aktenkundig sein könne, habe es vereinzelt Ärzte, Krankenschwestern und Pfleger gegeben, die ihre Tätigkeit in den Heil- und Pflegeanstalten aus Gewissensgründen nicht angetreten hätten. Nicht zu beweisen sei in diesem Zusammenhang auch die Behauptung von Ärzten, viele Patienten von den Transportlisten gestrichen zu haben. Falls das zuträfe, sei dieses Verhalten als Resistenz zu interpretieren.

Die abschließende Schlußdiskussion griff bereits Themen einer möglichen zweiten Tagung über den Kirchenkampf in Westfalen auf:

1. Untersuchung der Bedeutung Westfalens im deutschen Kirchenkampf;
2. Erforschung der Kirchenkampfeignisse vor Ort in Gemeinden unter Berücksichtigung von Traditionen und Kontinuitäten;
3. Einbeziehung von Predigt und Agende mit dem Ziel, das Verhalten insbesondere der DC-Pfarrer gegenüber den kirchlich vorgeschriebenen Büchern zu analysieren;

4. verstärkte Zusammenarbeit zwischen Westfalen und Rheinland
(Komparatistik).

Angesichts der am Ende aufgezeigten weiteren Desiderata dürfte eine zweite regionalgeschichtliche Tagung der Kommission zur Erforschung des Kirchenkampfes in Westfalen nur eine Frage der Zeit sein.

Dirk Bockermann

